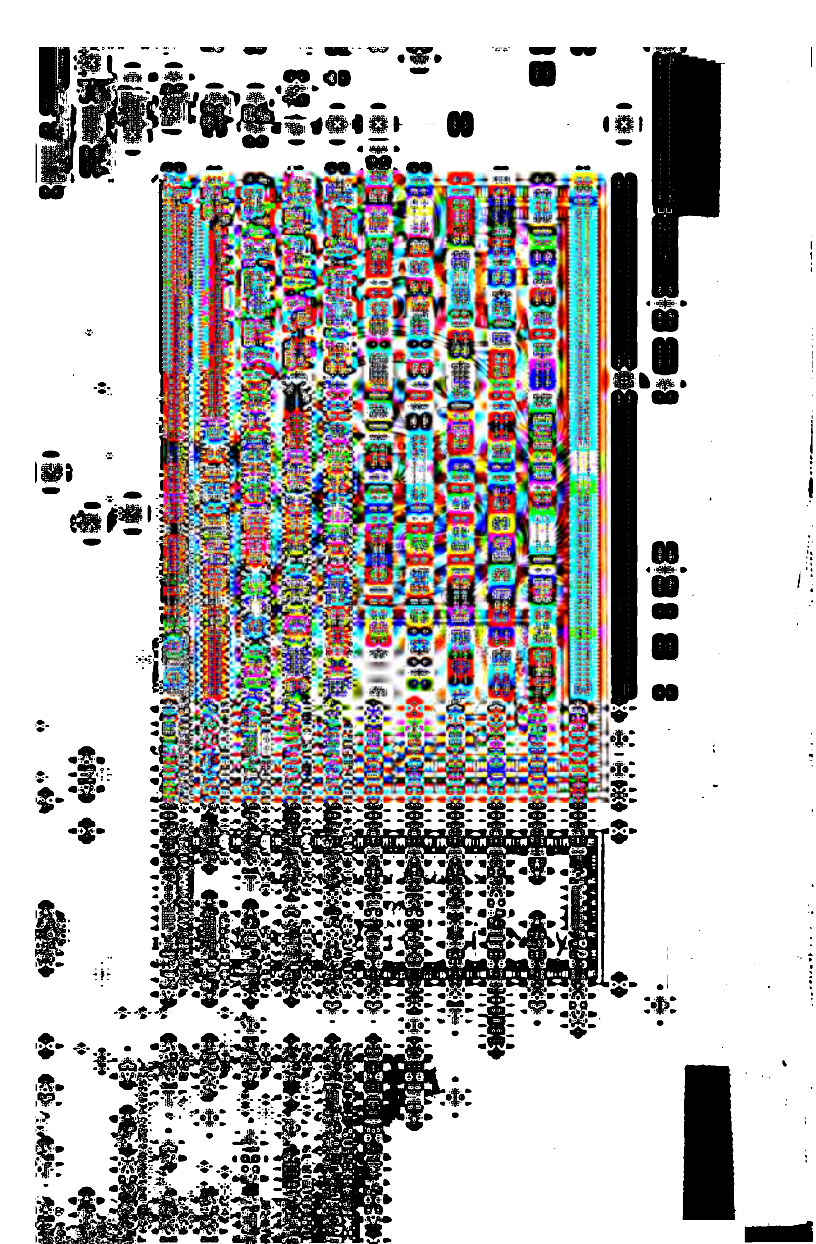
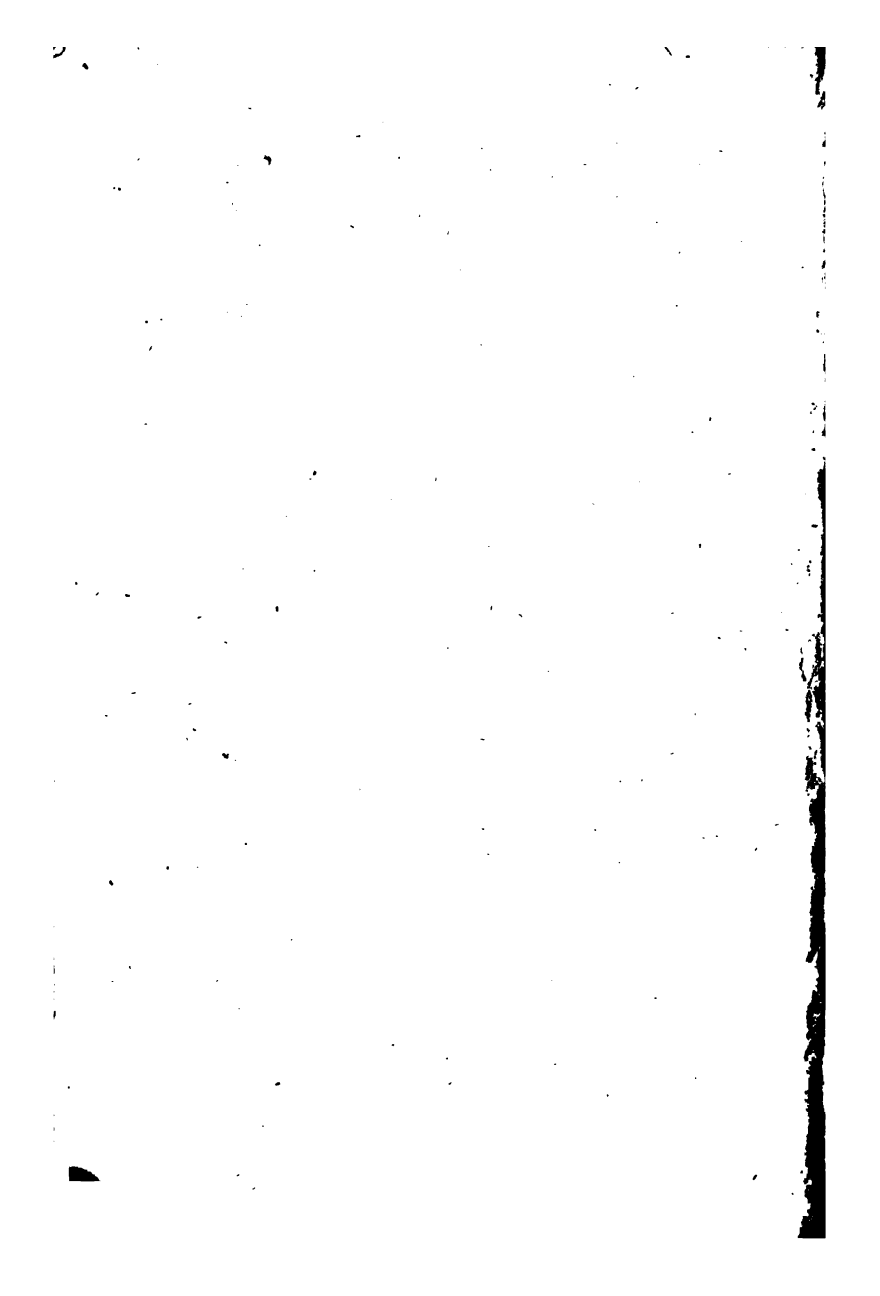


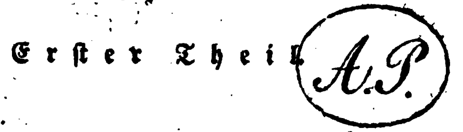


Die

deutsche Literatur

von

Wolfgang Menzel.



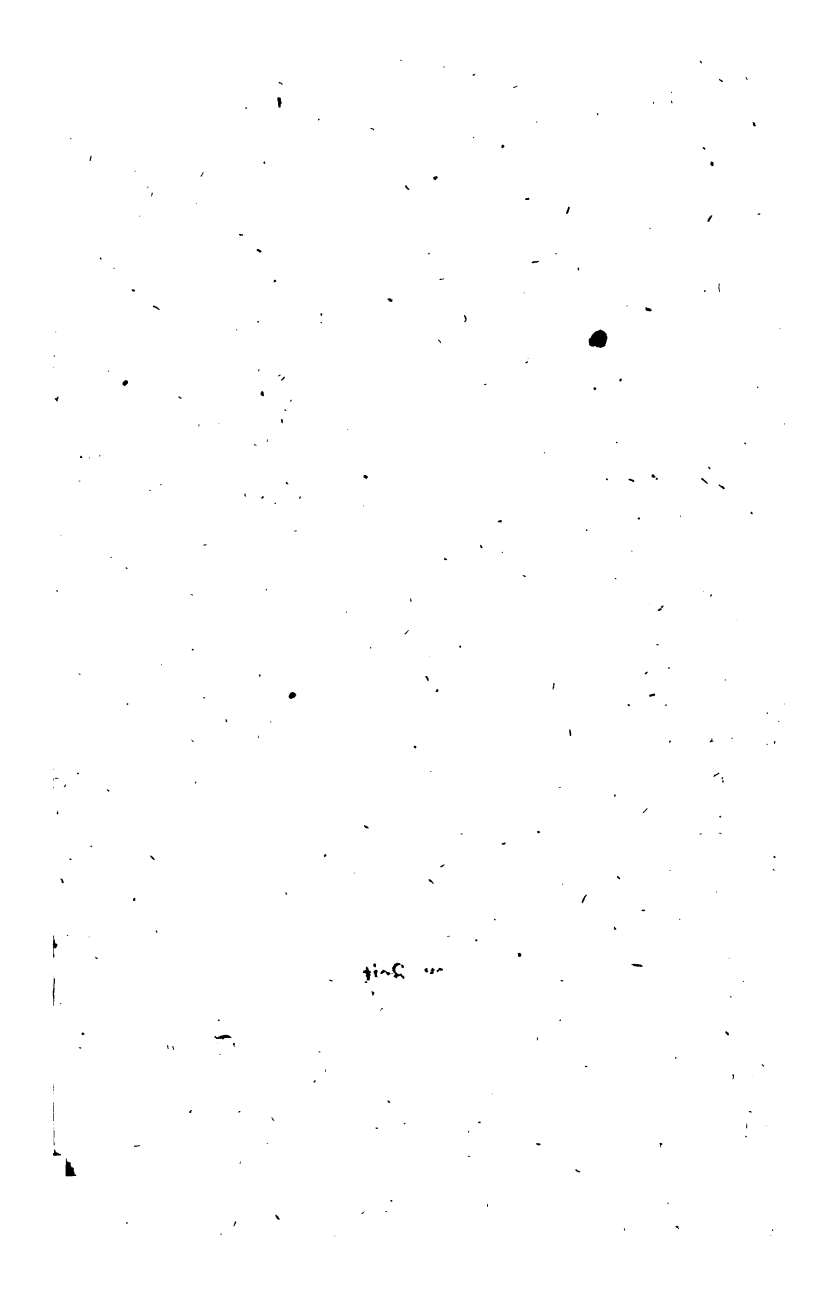
Erster Theil.

Stuttgart,
bei Gebrüder Franckh.

1828.



Inhalt des ersten Theils.



Die Masse der Literatur.

Die Deutschen thun nicht viel, aber sie schreiben desto mehr. Wenn dereinst ein Bürger der kommenden Jahrhunderte auf den gegenwärtigen Zeitpunkt der deutschen Geschichte zurückblickt, so werden ihm mehr Bücher als Menschen vorkommen. Er wird durch die Jahre, wie durch Repositorien schreiten können. Er wird sagen, wir haben geschlafen und in Büchern geträumt. Wir sind ein Schreibervolk geworden und können statt des Doppeladlers eine Gans in unser Wappen setzen. Die Feder regiert und dient, arbeitet und lohnt, kämpft und ernährt, beglückt und straft bei uns. Wir lassen den Italienern ihren Himmel, den Spaniern ihre Heiligen, den Franzosen ihre Thaten, den Engländern ihre Geldsäcke und sitzen bei unsern Büchern. Das sinnige deutsche Volk liebt es zu denken und zu dichten, und zum Schreiben hat es immer Zeit. Es hat sich die Buchdruckerkunst selbst erfunden, und nun arbeitet es unermüdlich an der großen Maschine. Die Schulgelehrsamkeit, die Lust am Fremden, die Mode, zuletzt der Wucher des Buchhandels haben das übrige

gethan, und so baut sich um uns die unermeßliche Büchermasse, die mit jedem Tage wächst, und wir erstaunen über das Ungeheure dieser Erscheinung, über das neue Wunder der Welt, die cyklopischen Mauern, die der Geist sich gründet.

Nach einem mäßigen Überschlage werden jährlich in Deutschland zehn Millionen Bände neu gedruckt. Da jeder halbjährige Meßkatalog über tausend deutsche Schriftsteller nahmhaft macht, so dürfen wir annehmen, daß im gegenwärtigen Augenblick gegen fünfzigtausend Menschen in Deutschland leben, die ein Buch oder mehr geschrieben haben. Steigt ihre Zahl in der bisherigen Progression, so wird man einst ein Verzeichniß aller ältern und neuern deutschen Autoren verfertigen können, das mehr Namen enthalten wird, als ein Verzeichniß aller lebenden Leser.

Die Wirkung dieser literarischen Thätigkeit schlägt uns gleichsam in die Augen. Wohin wir uns wenden, erblicken wir Bücher und Leser. Auch die kleinste Stadt hat ihre Leseanstalt, der ärmste Honoratior seine Handbibliothek. Was wir auch in der einen Hand haben mögen, in der andern haben wir gewiß immer ein Buch. Alles, vom Regieren bis zum Kinderwiegen ist eine Wissenschaft geworden, und will studirt seyn. Die Literatur ist die allgemeine Reichsapotheke geworden, und da das ganze Reich immer kränker wird, je mehr es Arzneien einnimmt, so nehmen doch eben darum die Arzneien nicht ab, sondern zu. Bücher helfen für alles. Was man nicht weiß,

steht doch im Buche. Der Arzt schreibt sein Recept, der Richter sein Urtheil, der Geistliche seine Predigt, der Lehrer wie der Schüler sein Pensum aus Büchern ab. Man regiert, kurirt, handelt und wandelt, kocht und bratet nach Büchern. Die liebe Jugend aber wäre wohl verloren ohne Bücher. Ein Kind und ein Buch sind Dinge, die uns immer zugleich einfallen.

Die Vielschreiberei ist eine allgemeine Krankheit der Deutschen, die auch jenseits der Literatur herrscht, und in der Bureaukratie einen nahmhaften Theil der Bevölkerung an den Schreibtisch fesselt. Schreiber, wohin man blickt! und eben diese Schreiber tragen durch das, was sie kosten, zur Verarmung des Landes nur bei, damit der Papiermüller an Lumpen keinen Mangel leide. Betrachten wir aber die sitzende Lebensart, der so viele tausende geopfert werden. Ist sie nicht längst ein Gegenstand des öffentlichen Witzes gewesen, ehe Tissot ihr sein menschenfreundliches Bedauern und seinen ärztlichen Rath widmete? Ist der edle, aber durch die Feder aufgezehrte Gellert auf dem Roß, das ihm Friedrichs Ironie geschenkt, nicht das ewige Urbild jener armen an das Pult gefesselten Gallioten, ein Bild, das freilich ungleich unerfreulicher ist, als das eines griechischen Philosophen, der unter Palmen und Lorbeern mehr denkt und spricht, als schreibt.

Es gibt nichts von irgend einigem Interesse, worüber in Deutschland nicht geschrieben würde. Ge-

schieht etwas, so ist die hauptsächlichste Folge davon, daß man darüber schreibt; ja viele Dinge scheinen nur darum zu geschehen, damit man darüber schreibe. Das meiste wird aber in Deutschland nur geschrieben, und gar nicht gethan. Unsere Thätigkeit ist eben vorzugsweise Schreiben. Dieß wäre kein Unglück, da der Weise, der ein Buch schreibt, nicht weniger, und oft mehr thut, als der Feldherr, der einen Sieg erstreitet. Wenn aber zehntausend Thoren auch Bücher schreiben wollen, so ist das eben so schlimm, als wenn alle gemeinen Soldaten Feldherrn seyn wollten.

Wir nehmen alle frühere Bildung nur in uns auf, um sie sogleich wieder in's Papier einzusargen. Wir bezahlen die Bücher, die wir lesen, mit denen, die wir schreiben. Es gibt hunderttausende, die nur lernen, um wieder zu lehren, deren ganzes Daseyn an ein Paar Bücher geschmiedet ist, die von der Schulbank auf's Katheder kommen, ohne je in die grüne Welt hinauszublicken. Womit sie gemartert worden, damit martern sie wieder, Priester der Verwesung unter Mumien verdorrt, pflanzen sie das alte Gift, wie Vestalinnen das heilige Feuer fort.

Jeder neue Genius scheint nur geboren zu werden, um sogleich in das Papier zu fahren. Wir haben kaum größere Landsleute, als schreibende. Die Bahn des Ruhms, die dem Helden und dem Staatsmann in Deutschland etwas langweilig gemacht und dem Künstler ganz mit Dornen besäet wird, steht nur dem Schriftsteller lockend offen. Ein geistreicher

Mann wird in Deutschland eben so oft ein Schriftsteller, und so selten ein Staatsmann, als in England und Frankreich das Umgekehrte Statt findet. Wo man nicht gesehen, nicht gehört werden kann, wird man doch gelesen.

Was der Deutsche denkt, ist aber auch gewöhnlich von der Art, daß es besser gelesen, als gehört oder gethan wird. Was die stille Stunde dem einsamen Denker und Dichter gebiert, erfordert auch wieder den stillen sinnigen Leser.

Sey es nun, daß ein feindseliger Gott unser Augenlied hütet und mit dem eisernen Schlaf uns wie den Prometheus fesselt, um uns zu züchtigen, weil wir Menschen gebildet, und daß die prophetischen Träume der letzte Rest von Thätigkeit sind, die uns selbst ein Gott nicht rauben kann; oder wir selber weben aus eigner Neigung, aus einem Triebe, wie ihn die Natur in die Raupe gelegt, das dunkle Gespinst um uns, um in geheimnißvoller Schöpfungsnacht die schönen Psycheschwingen zu entfalten; seyen wir gezwungen, uns über den Mangel an Wirklichkeit mit Träumen zu trösten, oder reißt uns ein inwohnender Genius über die Schranken auch der schönsten Wirklichkeit in noch höhere Regionen der Ideale fort, immerhin müssen wir jener wuchernden Literatur, jener abenteuerlichen Papierwelt eine hohe Bedeutung für den Charakter der Nation und dieser Zeit zuerkennen.

In den ausgesprochnen Ansichten aber, davon

die eine den Grund der deutschen Vielschreiberei in der Thatenlosigkeit, die andre in der sinnigen Natur des Volkes findet, und die wir beide, als wohl begründet, leicht vereinigen können, liegen zugleich die großen Schatten- und Lichtseiten unsrer Literatur angedeutet. Allerdings ist des regen Lebens würdige That von uns gewichen, denn der Glaube begeistert nicht mehr, und der Eigenwille liegt in Banden, und man sollte fast wähnen, das ganze Volk sey nach Walhalla hinüber geschlummert und schmause dort in Frieden, denn man hört bei uns fast nichts mehr, als das Geräusch der Messer und Gabeln. Die Kraft, die ewig jung der Verderbniß trotzt, hat sich erkaufen lassen für den niedern Dienst des materiellen Lebens, und man rührt die Hände nur noch, um zu essen. Da, wo nun Bücher statt der Thaten glänzen, wo der Glaube geirrt, der Willen abgespannt, die Kraft entnervt, die Thatenlosigkeit beschönigt, die Zeit ertödtet wird mit Buchstaben, wo die großen Erinnerungen und Hoffnungen des Volks statt lebendiger Herzen nur todtes Papier finden, da werden wir die Schattenseite der Literatur erkennen müssen. Wo sie das frische Leben hemmt und an seine Stelle sich drängt, da ist sie negativ und feindselig in ihrem Wesen.

Doch Worte gibt es, die selber Thaten sind. Alle Erinnerungen und Ideale des Lebens knüpfen sich an jene zweite Welt des Wissens und des Dichtens, die von des Geistes ewiger That erzeugt, ge-

läutert und verklärt wird. Und in dieser Welt sind wir Deutsche vorzugsweise heimisch. Die Natur gab uns überwiegenden Tiefsinn, eine herrschende Neigung, uns in den eignen Geist zu versenken, und den unermeßlichen Reichthum desselben aufzuschließen. Indem wir diesem nationellen Hang uns überlassen, offenbaren wir die wahre Größe unsrer Eigenthümlichkeit und erfüllen das Gesetz der Natur, das Geschick, zu dem wir vor andern Völkern berufen sind. Die Literatur aber, der Abdruck jenes geistigen Lebens, wird eben darum hier ihre glänzende Lichtseite zeigen. Hier wirkt sie positiv, schöpferisch und segensreich. Das Licht der Ideen, die von Deutschland ausgegangen, wird die Welt erleuchten.

Nur hüte man sich vor dem Irrthum, die Hülle, welche der Geist annehmen muß, um sich zu offenbaren, das Wort, das den Geist in sich aufnimmt, aber auch zugleich begräbt, für höher zu achten, als den ewigen, lebendigen Springquell des Geistes selbst. Das Wort, das todte, unveränderliche, ist nur die Hülle des Geistes, abgeworfen an einem sonnigen Tage, gleich der bunten Haut, welche die alte und doch ewig junge Weltschlange mit jeder Verwandlung hinter sich läßt. Aber man verwechselt nur zu oft das todte Wort mit dem lebendigen Geist. Nichts ist gewöhnlicher, als der Irrthum, ein Wort höher zu achten, besonders ein gedrucktes, als den freien Gedanken, und Bücher höher zu achten, als Menschen. Dann wird der lebendige Springbrunnen ver-

stopft durch die Wassermasse selbst, die in ihn zurückstürzt. Der Geist erschlafft unter den Büchern, die doch selbst nur seiner Kraft ihr Daseyn verdanken. Man lernt Worte auswendig und fühlt sich der Mühe überhoben, selbst zu denken. Nichts schadet so sehr der eignen Geistesanstrengung, als die Bequemlichkeit, von dem Gewinn einer fremden zu zehren, und durch nichts wird die Faulheit und der Dünkel der Menschen so sehr unterstützt, als durch die Bücher. Mit der Kraft aber geht die Freiheit des Geistes verloren. Man kann nicht leichter aus den freien Menschen dumme Schafherden machen, als indem man sie zu Lesern macht. Daher war es schon dem feinen Platon zweifelhaft, ob die Erfindung der Schrift die Menschen sonderlich gebessert hätte, und es wird nicht übel angebracht seyn, die denkwürdigen Worte dieses liebenswürdigen Weisen hieher zu setzen:

« Ich habe gehört, zu Naukratis in Egypten sey einer von den dortigen alten Göttern gewesen, dem auch der Vogel, welcher Ibis heißt, geheiligt war, er selbst aber, der Gott, habe Theuth geheißen. Dieser habe zuerst Zahl und Rechnung erfunden, dann die Meßkunst und die Sternkunde, ferner das Bret- und Würfelspiel, und so auch die Buchstaben. Als König von ganz Egypten habe damals Thamus geherrscht in der großen Stadt des obern Landes, welche die Hellenen das egyptische Thebe nennen, den Gott selbst aber Ammon. Zu dem sey

Theuth gegangen; habe ihm seine Künste gewiesen, und begehrt, sie möchten den andern Egyptern mitgetheilt werden. Jener fragte, was doch eine jede für Nutzen gewähre, und je nachdem ihm, was Theuth darüber vorbrachte, richtig oder unrichtig dünkte, tadelte er oder lobte. Vieles nun soll Thamus dem Theuth über jede Kunst dafür und dawider gesagt haben, welches weitläuftig wäre, alles anzuführen. Als er aber an die Buchstaben gekommen, habe Theuth gesagt: Diese Kunst, o König, wird die Egypter weiser machen und gedächtnißreicher. Denn als ein Mittel für den Verstand und das Gedächtniß ist sie erfunden. Jener aber habe erwiedert: O kunstreichster Theuth, Einer weis, was zu den Künsten gehört, an's Licht zu gebären, ein Anderer zu beurtheilen, wie viel Schaden und Vortheil sie denen bringen, die sie gebrauchen werden. So hast auch du jetzt, als Vater der Buchstaben, aus Liebe das Gegentheil dessen gesagt, was sie bewirken. Denn diese Erfindung wird den lernenden Seelen vielmehr Vergessenheit einflößen aus Vernachläßigung des Gedächtnisses, weil sie im Vertrauen auf die Schrift sich nur von außen, vermittelst fremder Zeichen, nicht aber innerlich, sich selbst und unmittelbar erinnern werden. Nicht also für das Gedächtniß, sondern nur für die Erinnerung hast Du ein Mittel erfunden, und von der Weisheit bringst du deinen Lehrlingen nur den Schein bei, nicht die Sache selbst. Denn indem sie nur Vieles gehört haben

ohne Unterricht, werden sie sich auch vielwissend zu seyn dünken, da sie doch unwissend größtentheils sind, und schwer zu behandeln, nachdem sie dünkelweise geworden statt weise.» (Platon's Phaidros, 274.)

Diese Worte mögen uns bei den nachfolgenden Betrachtungen eingedenk bleiben und uns als eine leise, warnende Stimme immer in den Ohren klingen, wenn wir, wie es zu geschehen pflegt, von den Herrlichkeiten der Literatur geblendet, das Leben darüber vergessen sollten. Mit Recht haben die praktischen Menschen die Bücher nie recht leiden können, weil sie den Sinn vom frischen, thätigen Leben hinweg in eine nichtige Welt des Scheins verlocken. Tiefer aber haben mit Platon die Herzenskundigen und die echten Denker jederzeit den Buchstaben vom lebendigen Gefühl und Gedanken unterschieden, und die Literatur, die Welt der Worte, nicht nur der Welt der Thaten, sondern auch der innern, stillen Welt der Seele untergeordnet.

Auf unendliche Weise steht das Wort dem Leben entgegen, wenn es auch nur aus ihm hervorgeht. Es ist das erstarrte Leben, sein Leichnam oder Schatten. Es ist unveränderlich, unbeweglich; von einem Wort läßt sich kein Jota rauben, sagt der Dichter, es ist an die ewigen Sterne befestigt, und der Geist, aus dem es geboren ist, hat keinen Antheil mehr daran. Das Wort hat Dauer, das Leben Wechsel, das Wort ist fertig, das Leben bildet sich.

Darum hat ein Leben, das sich den Büchern hingibt, allerdings etwas Todtes, Mumienhaftes, Troglodytenmäßiges. Wehe dem Geiste, der sich an ein Buch verkauft, der auf ein Wort schwört; die Quelle des Lebens in ihm selber ist versiegt. In diesem Tode, mitten im Leben, aber liegt eine dämonische Gewalt verborgen, es ist das Gorgonenhaupt, das uns versteinert. Ihre Wirkungen sind unermeßlich in der Weltgeschichte, oft hat ein Wort von Marmor Jahrhunderte versteinert, und spät erst kam ein neuer Prometheus und beseelte die erstarrten Generationen wieder mit lebendigem Feuer.

Im Leben aber, wenn es sich selbst begreift, liegt der Zauber, der des Wortes Meister wird. Wenn es sich nicht zu bewachen weiß, fällt es unter die Gewalt des Wortes; wenn es auf sich selbst vertraut, hat es auch den Talisman gewonnen, mit dem es das dämonische Wort bewältigt. Was nun für jeden Menschen gilt, sobald er ein Buch in die Hand nimmt, soll für uns gelten, indem wir die neue Literatur in ihrem ganzen Umfang betrachten wollen. Wir werden vom Leben ausgehen, um beständig darauf zurückzukommen; an diesem Ariadenfaden hoffen wir in dem Labyrinth der Literatur uns zurecht zu finden. Indem wir uns im frischen Gefühl des Lebens über die todte Welt der Literatur stellen, wird sie uns alle Geheimnisse aufschließen müssen, ohne uns in den Zauberschlaf zu wiegen. Nur der Lebendige kann wie Dante die Schattenwelt

durchwandern. Wir werden manchen deutschen Professor darin finden, der in bleiernem Rock mit rückwärts gedrehtem Halse nach dem grünen Leben zurückblickt, und nimmer aus der grauen Theorie herauskann; wir werden den Sisyphus den Stein der Weisen bergan schleppen und den Tantalus nach den Äpfeln am Baum des Erkenntnisses hungern sehn, wir werden alle finden, die in den Worten suchten, was allein das Leben gewährt.

Von diesem freien Standpunkte aus wollen wir die Literatur zunächst in ihrer Wechselwirkung mit dem Leben, sodann als ein Kunstwerk betrachten. Sie ist ein Produkt des Lebens, das wieder auf dasselbe zurückwirkt. Vom Leben selbst geschliffen wird sie ein Spiegel desselben, von ihm als Arznei und als Gift gebraucht, heilt oder tödtet sie es. In dem unermeßlichen Umfang ihrer todten Wörter aber ist sie ein einziges und zwar das reichste Kunstwerk nächst dem Leben selbst. Wenn es schwierig ist, in diesem Reichthum sich zurecht zu finden, so ist es doch noch schwieriger, sich von ihm nicht völlig verblenden zu lassen. Viele sehen in der Literatur zugleich den reinsten Spiegel des Lebens, wenn er gleich nur der umfassendste ist; viele betrachten sie als das höchste Produkt des Lebens, nur weil es die längste Dauer verspricht. Sie stellen die Ruinen, die von der Weisheit aller übrig sind, über das wohnliche Haus unsrer eignen Weisheit, und das Bild aller Thaten über die eigne That. Bald sind sie zu träg, und

wollen nur die Früchte eines fremden Denkens und Handelns genießen, die aber der Trägheit beständig wie dem Tantalus entfliehen; bald fürchten sie, den Alten nicht mehr gleichen zu können und machen sich träg aus Resignation.

Allerdings spiegelt die Literatur das Leben nicht nur umfassender, sondern auch reiner, als irgend ein andres Denkmal, weil kein andres Darstellungsmittel den Umfang und die Tiefe der Sprache darbietet. Doch hat die Sprache Grenzen, und nur das Leben keine. Den Abgrund des Lebens hat noch kein Buch geschlossen. Es sind nur Saiten, die in euch angeschlagen werden, wenn ihr ein Buch leset, die unendliche Harmonie, die in eurem wie in aller Leben schlummert, hat noch kein Buch ganz ergriffen. Darum hoffet nimmer in jenen Notenbüchern den Schlüssel zu allen Tönen des Lebens zu finden, und begrabt euch nicht zu sehr in den Schulstuben, laßt euch vielmehr gerne und oft vom frischen Lebenswinde die innere Äolsharfe frei und natürlich, sanft und stürmisch bewegen.

Die Literatur sey immer nur ein Mittel unsres Lebens, nie der Zweck, dem allein wir es zum Opfer brächten. Wohl ist es herrlich, an der Erinnerung des vergangenen Lebens das gegenwärtige zu spiegeln und zu bilden, auf die Mitwelt durch das Wort zu wirken und der Nachwelt ein Gedächtniß unsres Lebens zu überliefern, wenn es des Gedächtnisses

werth gewesen; doch keiner gebe seinen Geist dem Buchstaben gefangen.

Die frühern Geschlechter erkannten die große Bedeutung der Literatur noch nicht, da sie, zu sehr dem Genuß oder der That des Augenblicks hingegeben, sich mehr in der Wirklichkeit der Welt verloren, als sich im Spiegel derselben suchten. Die neuere Zeit ist beinah ins Extrem des Gegentheils gerathen, und der Mensch stiehlt sich gleichsam aus seiner Gegenwart heraus, um sich in eine fremde Welt zu versetzen, und übertäubt sich mit den Wundern, die seine Neugier um ihn versammelt. Damals lebte man mehr, jetzt will man mehr das Leben erkennen. Die Literatur hat ein Interesse auf sich gezogen und eine Wirksamkeit erlangt, die den frühern Zeiten unbekannt war. Die Erfindung der Buchdruckerkunst hat ihr eine materielle Basis gegeben, von welcher aus sie ihre großen Operationen entwickeln konnte. Seitdem ist sie eine europäische Macht geworden, theils herrschend über alle, theils dienend allen. Sie hat der Geister sich bemächtigt durch das Wort, das Leben beherrscht durch das Bild des Lebens, aber zugleich jedem Streben des Zeitalters ein gefälliges Werkzeug dargeboten. In ihr goldnes Buch hat jeder sein Votum eingetragen. Sie ist ein Schild der Gerechtigkeit und Tugend, ein Tempel der Weisheit, ein Paradies der Unschuld, ein Wonnebecher der Liebe, eine Himmelsleiter dem Dichter, aber auch eine grimmige Waffe dem Parteigeist, ein Spielzeug der Tän-

delei, ein Reizmittel der Üppigkeit, ein Sorgenstuhl der Trägheit, ein Triebrad der Plauderei, eine Mode der Eitelkeit und eine Waare dem Wucher gewesen, und hat allen großen und kleinen, schädlichen und nützlichen, edlen und gemeinen Interessen der Zeit als Magd gedient.

Dadurch hat sie aber an Mannigfaltigkeit und Masse ins Ungeheure zugenommen, daß der Einzelne, der zum erstenmal in die Bücherwelt geräth, sich in ein Chaos versetzt findet. Stets beschäftigt, alles andre zu begreifen, hat sie sich selbst noch nicht begriffen. Sie ist ein Kopf mit vielen tausend Zungen, die alle wider einander reden. Ein unermeßlicher Baum beschattet sie das lebende Geschlecht, doch aller Blüthen Auge sieht nach außen und die weitverbreiteten Äste stehn von einander ab. Überall erblicken wir Wissenschaften und Künste, die einander ausschließen, wiewohl ein Boden sie nährt, eine Sonne sie reift und ihre Früchte gemeinsam uns bereichern. Überall sehn wir Parteien, die einander durch denselben Gegensatz zu vernichten trachten, wodurch sie sich wechselseitig erzeugen und aufrecht halten. Der Geist, der ein Fremdling in diese Literatur eintritt, weiß sich nicht zurecht zu finden in der Fülle, und nicht zu sondern, was in untergeordnete Sphären zerfällt. Er begnügt sich mit dem Kleinen, weil er das Große nicht kennt, mit der Einseitigkeit, weil er die andre Seite nicht sieht; und mehr noch als die Mannigfaltigkeit von Büchern die Übersicht er-

schwert, verwirren die herrschenden Parteien das Urtheil selbst und erzeugen neben der Unkenntniß jene leichtsinnige Verachtung des Unbekannten oder Halbbegriffenen, die in der neuesten Zeit namentlich so verderblich um sich gegriffen. Endlich behauptet der Augenblick sein Recht, das Neue, die Mode; der Strom der Literatur erscheint in seinen Windungen jeden Augenblick nur als ein beengter See, und die weite Bücherwelt drängt sich dem gewöhnlichen Leser in einen kleinen Horizont zusammen. Allen gilt zwar alles, doch immer nur das Eine für die Einen und vieles nur für den Augenblick. So bietet unsre Literatur das bunteste Chaos von Geistern, Meinungen und Sprachen dar. Sie steigt von den Sonnengipfeln des Genies zum tiefsten Schlamm der Gemeinheit hinunter. Bald ist sie weise bis zum mystischen Tiefsinn, bald stumpfsinnig, oder geckenhaft thöricht. Bald ist sie fein bis zur Unverständlichkeit, bald roh wie Felsen. Ein Gleichmaß der Ansichten, der Gesinnung, des Verstandes und der Sprache ist nirgends wahrzunehmen. Jede Ansicht, jede Natur, jedes Talent macht sich geltend, unbekümmert um den Richter, denn es ist kein Gesetz vorhanden und die Geister leben in wilder Anarchie. Aus allen Instrumenten und Tönen wird das wunderbare Concert der Literatur unaufhörlich fortgespielt, und es ist nicht möglich Harmonie darin zu finden, wenn man mitten in dem Lärmen steht. Schwingt man sich jedoch auf den höhern Standpunkt über der Zeit, so hört man, wie

in halben Jahrhunderten die Fugen wechseln, die Dissonanzen ihre Lösung finden. Es gibt irgendwo eine Stelle, wo man die labyrinthischen Gänge zum schönen Ganzen verschlungen sieht. In dieser Mannigfaltigkeit verbirgt sich die geheime Harmonie eines unendlichen Kunstwerks, das zu ermessen ein ästhetischer Trieb uns nicht ruhen läßt. Aus einem Leben hervorgegangen, ist diese Literatur selbst ein einiges Ganze.

Der üppigen Vegetation des Südens gegenüber erzeugt der Norden eine unermeßliche Bücherwelt. Dort gefällt sich die Natur, hier der Geist in einem ewig wechselnden Spiel der wunderbarsten Schöpfungen. Wie nun der Botaniker jene Pflanzenwelt zu überblicken, anzuordnen und ihr geheimes Gesetz sich zu enträthseln trachtet, so mag der Literator ein gleiches an der Bücherwelt versuchen. Das Bedürfniß nach einem Überblick ist immer dringender geworden, je mehr uns die Bücher von allen Seiten über den Kopf zu wachsen drohen. Man hat deßhalb schon längst jene periodische Literatur zugerüstet, die als administrative Behörde die anarchischen Elemente der schreibenden Welt bemeistern soll; diese numerirenden, classificirenden, conscribirenden, judicirenden Bureaux sind aber selbst von der Anarchie ergriffen und in das allgemeine Chaos unaufhaltsam fortgerissen worden. Sie möchten gern wie der Hundsstern frei über dem blühenden Sommer schweben, weil sie aber selbst aus der Tiefe stammen, sind sie noch von dem wilden Triebe der Vegetation beherrscht, und kleben

sich nur als Schmarozzerpflanzen an die verschiednen Zweige der Literatur. Dennoch läßt das tiefe Bedürfniß, in jener unermeßlichen Mannigfaltigkeit eine sichre innere Harmonie zu erkennen, sich niemals abweisen, und Einzelne haben einen Höhenpunkt zu gewinnen gesucht, von wo aus sie die tiefste Aussicht genossen, und wo vielleicht nur Einzelne sich halten konnten, Lessing, Herder, Schlegel. Ich kann hier der Sammler nicht gedenken, die gleich den ältern Botanikern nur zahllose Namen aneinander reihten und nur die äußre quantitative, nicht die innere qualitative Größe ihres Gegenstandes im Auge hatten. Manche haben die Oberfläche der Literatur ziemlich umfassend überblickt, aber in den Inhalt, in die innere Tiefe, aus welcher eine so reiche Welt an die Oberfläche herausblühen konnte, haben nur wenige hineingeblickt. Jedes Auge sieht die Welt rund, es kommt aber darauf an, wie tief es hineinsieht.

Wie schwer immerhin ein umfassender Überblick und eine unparteiische Würdigung seyn mag, sie ist doch das Einzige, was theils vor einseitiger Verirrung bewahren, theils den vollendeten Genuß eines so reichen Kunstwerkes, als die Literatur ist, gewähren kann. Die Vergleichung gibt Aufschlüsse, zu denen die einseitige Verfolgung eines literarischen Gegenstandes nie gelangt. Eine Wissenschaft, eine Kunst, eine That erklärt die andre; die Menschen, das Leben erklären sich am besten im Umfang aller ihrer Erscheinungen. Ein umfassender Überblick und die Un-

parteilichkeit bedingen sich aber wechselseitig. Man kann schwerlich die Geister in allen ihren so mannigfach verschiednen Richtungen beobachten, ohne jeder eine gewisse Nothwendigkeit zuzugestehen, ohne in dem Gegensatz, aus welchem sie entsprungen sind, die Pole alles Lebens zu erkennen. Man kann aber auch nicht unparteiisch über den Parteien stehn, ohne den Kampf unter einem epischen Gesichtspunkt aufzufassen und sein großes Gemälde zu überschauen. Im Gewühl des Lebens selbst, gegenüber so mannigfachen und dringenden Interessen und unwillkürlich davon ergriffen, mögen wir zu einer Partei stehen; auf der Höhe der Literatur aber kann nur ein freier unparteiischer Blick in alle Parteiansichten befriedigen. Das Leben ergreift uns als sein Geschöpf, die Masse als ihr Glied, wir können uns von der Gemeinschaft mit der Gesellschaft, mit der Örtlichkeit und Zeit nicht lossagen und müssen, eine Welle des lebendigen Stroms, ihn tragend und von ihm getragen, das Loos aller Sterblichen theilen; doch im Innern des Geistes gibt es eine freie Stelle, wo aller Kampf befriedigt, aller Gegensatz versöhnt werden mag, und die Literatur vergönnt es, diesen festen Stern der Menschenbrust in einem geistigen Universum zu verewigen.

Indem wir die Literatur ihrem ganzen Umfang nach in Wechselwirkung mit dem Leben begriffen sehn, unterscheiden wir auf dreifache Weise die Einwirkungen, welche Natur, Geschichte und geistige Bildung

auf die Literatur äußern. Die Natur bedingt ihr eine örtliche, nationelle und individuelle Eigenthümlichkeit, sie wirkt auf die Charaktere, wie auf die Sprache, und ruft die mannigfaltigen Töne hervor, in welchen das Volk den Urlaut des Geschlechts, das Individuum den Urlaut des Volks modificirt. Wie aber die Natur auf die Schöpfer der Literatur einen tiefen Einfluß behauptet, so die Geschichte auf die Gegenstände und den äußern Verkehr derselben. Die Interessen des handelnden Lebens kommen in der Literatur zur Sprache. Jeder neue Geist wird von dem Strome der Parteien ergriffen und muß Partei halten oder machen. Endlich dürfen wir, so innig auch Natur, Geschichte, Geist in einer Gesammtwirkung sich durchdringen, doch die eigenthümlichen Entwicklungen jeder bestimmten Wissenschaft oder Kunst und ihren Einfluß auf die Literatur von den Einflüssen sowohl nationeller und individueller Charaktere, als des herrschenden Zeitgeistes unterscheiden. Von eigenthümlichen Naturen oder vom Geist der Zeit ergriffen, erleidet jede Wissenschaft und Kunst mannigfache Modificationen, doch schreitet sie consequent durch die Menschen und Jahrhunderte fort und wird nie einem Mann oder einer Nation oder einem Zeitalter allein unterthan, von keinem ganz ergründet und vollendet. Wir betrachten demnach zuerst die allgemeinen natürlichen und historischen Bedingungen unsrer Literatur, sodann insbesondre jedes ihrer Fächer.

Nationalität.

Die Literatur ist in der neuesten Zeit so sehr die glänzendste Erscheinung unsrer Nationalität geworden, daß wir diese eher aus jener erklären können, als umgekehrt. Es ist uns beinahe nichts übrig geblieben, wodurch wir unser Daseyn bemerklich machen, als eben Bücher. Wie die Griechen zuletzt durch nichts mehr ausgezeichnet waren, als durch Wissenschaften und Künste, so haben auch wir nichts mehr, was uns würdig machte, den deutschen Namen fortzuführen. Leben wir nicht als einige Nation wirklich nur in Büchern? versammelt sich das heilige Reich noch irgend anderswo als auf der Leipziger Messe? Indeß scheint eben darum die geheime Wahlverwandtschaft mit den Büchern der tiefste Zug unsres Nationalcharakters; wir wollen sie die Sinnigkeit nennen.

Schon in den ältesten Zeiten waren die Deutschen eine phantastische Nation, im Mittelalter wurden sie mystisch, jetzt leben sie ganz im Verstande.

Zu allen Zeiten offenbarten sie eine überschwengliche Kraft und Fülle des Geistes, die aus dem Innern hervorbrach und auf die Äußerlichkeiten wenig achtete. Zu allen Zeiten waren die Deutschen im praktischen Leben unbehülflicher als andre Nationen, aber einheimischer in der innern Welt, und alle ihre nationellen Tugenden und Laster können auf diese Innerkeit, Sinnigkeit, Beschaulichkeit zurückgeführt werden. Sie ist es, die uns jetzt vorzugsweise zu einem literarischen Volk macht, und zugleich unsrer Literatur ein eigenthümliches Gepräge aufdrückt. Die Schriften andrer Nationen sind praktischer, weil ihr Leben praktischer ist, die unsrigen haben einen Anstrich von Übernatürlichkeit oder Unnatürlichkeit, etwas Geistermäßiges, Fremdes, das nicht recht in die Welt passen will, weil wir immer nur die wunderliche Welt unsres Innern im Auge haben. Wir sind phantastischer, als andre Völker, nicht nur weil unsre Phantasie ins Ungeheure von der Wirklichkeit ausschweift, sondern auch weil wir unsre Träume für wahr halten. Wie die Einbildungskraft schweift unser Gefühl aus von der albernen Familiensentimentalität bis zur Überschwenglichkeit pietistischer Sekten. Am weitesten aber schweift der Verstand hinaus ins Blaue und wir sind als Speculanten und Systemmacher überall verschrien. Indem wir aber unsre Theorien nirgends einigermaßen zu realisiren wissen, als in der Literatur, so geben wir der Welt der Worte ein unverhältnißmäßiges Übergewicht über das Leben

selbst und man nennt uns mit Recht Bücherwürmer, Pedanten.

Dies ist indeß nur die Schattenseite, über die wir uns allerdings nicht täuschen wollen. Ihr gegenüber behauptet unser sinniges literarisches Treiben auch eine lichte Seite, die von den Fremden weit weniger gewürdigt wird. Wir streben nach allseitiger Bildung des Geistes und bringen derselben nicht umsonst unsre Thatkraft und unsern Nationalstolz zum Opfer. Die Erkenntnisse, die wir gewinnen, dürften dem menschlichen Geschlecht leicht heilsamer seyn, als noch einige sogenannte große Thaten, und die Lust, von den Fremden zu lernen, dürfte uns mehr Ehre machen, als ein Sieg über dieselben. In unsrem Nationalcharakter liegt ein ganz eigener Zug zur Humanität. Wir wollen alle menschlichen Dinge recht im Mittelpunkt ergreifen und in der unendlichen Mannigfaltigkeit des Lebens das Räthsel der verborgnen Einheit lösen. Darum fassen wir das große Werk der Erkenntniß von allen Seiten an; die Natur verleiht uns Sinn für alles und unser Geist sammelt aus der größten Weite die Gegenstände seiner Wißbegierde und dringt in die innerste Tiefe aller Mysterien der Natur, des Lebens, der Seele. Es gibt keine Nation von so universellem Geist als die deutsche, und was dem Individuum nicht gelingt, wird in der Mannigfaltigkeit derselben erreicht. An die Masse sind die zahlreichen Organe vertheilt, durch welche die Erkenntniß allen vermittelt wird.

Die deutsche Sinnigkeit war immer mit einer großen Mannigfaltigkeit eigenthümlicher Geistesblüthen gepaart. Der innere Reichthum schien sich nur in dem Maß entfalten zu können, als er an keine Norm gebunden war. Mehr als in irgend einer andern Nation hat die Natur in der unsern die unerschöpfliche Fülle eigenthümlicher Geister aufgeschlossen. In keiner Nation gibt es so verschiedene Systeme, Gesinnungen, Neigungen und Talente, so verschiedene Manieren und Style, zu denken und zu dichten, zu reden und zu schreiben. Man sieht, es mangelt diesen Geistern an aller Norm und Dressur, sie sind wild aufgewachsen hier und dort, verschieden von Natur und Bildung und ihr Zusammenfluß in der Literatur gibt eine baroke Mischung. Sie reden in einer Sprache, wie sie unter einem Himmel leben, aber jeder bringt einen eigenthümlichen Accent mit. Die Natur waltet vor, wie streng auch die Disciplin einzelner Schulen die sogenannte Barbarei ausrotten möchte. Die Natur wuchert über die Gartenmesser hinaus. Der Deutsche besitzt wenig gesellige Geschmeidigkeit, doch um so stärker ist seine Individualität und sie will frei sich äußern bis zum Eigensinn und bis zur Karrikatur. Das Genie bricht durch alle Dämme und auch bei dem Gemeinen schlägt der Mutterwitz vor. Wenn man die Literatur andrer Völker überschaut, so bemerkt man mehr oder weniger Normalität, oder französische Gartenkunst, nur die deutsche ist ein Wald, eine Wiese voll wilder

Gewächse. Jeder Geist ist eine Blume, eigenthümlich an Gestalt, Farbe, Duft. Nur die niedrigsten kommen in ganzen Gattungen vor, und nur die höchsten vereinigen in sich die Bildungen vieler andern; in einigen wird ein großer Theil der Nation gleichsam personificirt, und in seltnen Genien scheint die Menschheit selbst ihr großes Auge aufzuschlagen, Genien, die auf der Höhe des Geschlechts stehn und das Gesetz offenbaren, das in den Massen schlummert.

Der Genius wird immer nur geboren, und die reichen Originalitäten in der deutschen Geisterwelt sind unmittelbare Wirkungen der Natur. Mittelbar mag die große Verschiedenheit der deutschen Stämme, Stände, Bildungsstufen, durch die Erziehung und das Leben auf die Schriftsteller wirken, aber diese Verschiedenheit ist selbst nur eine Folge der Volksnatur. Diese hat unter allen Verhältnissen die Normalität unmöglich gemacht. Unter allen Völkern bot das deutsche von jeher die reichste Mannigfaltigkeit, Gliederung und Abstufung dar, wie äußerlich, so geistig. Diese Mannigfaltigkeit ist durch die ewig junge Naturkraft von unten her aus dem Volk beständig genährt worden und hat sich nie einer von oben her gebotenen Regelmäßigkeit gefügt. Mit ihr ist zugleich alles Herrliche, was den deutschen Geist auszeichnet, von unten frei und wild hervorgewachsen.

Nur eins ist der Masse unsrer Schriftsteller gemeinsam, die wenige Rücksicht auf das praktische Leben, das Überwiegen der innern Beschaulichkeit. Doch

sind gerade dadurch die Ansichten um so mehr vervielfältigt worden. In den engen Schranken des praktischen Lebens hätten sich die Geister in wenige Parteien und für einfache Zwecke vereinigen müssen. In der unendlichen Welt der Phantasie und Speculation aber fand jeder eigenthümliche Geist den freiesten Spielraum. Der Deutsche sucht instinktartig dies freie Element. Kaum gehn wir einmal aus dem Traum heraus und erfassen das praktische Leben, so geschieht es nur, um es wieder in das Gebiet der Phantasie und der Theorien zu ziehn; während umgekehrt Franzosen von der Speculation und Einbildungskraft nur die Hebel für das öffentliche Leben borgen. Der Franzose braucht eine naturphilosophische Idee, um sie auf die Medicin oder Fabrikation anzuwenden; der Deutsche braucht die physikalischen Erfahrungen am liebsten, um wundervolle Hypothesen darauf zu bauen. Der Franzose erfindet Tragödien, um auf den politischen Sinn der Nation zu wirken; dem Deutschen blieben von seinen Thaten und Erfahrungen eben nur Tragödien. Die Franzosen haben eine arme Sprache, doch treffliche Redner. Wir könnten weit besser sprechen, doch wir schreiben nur. Jene reden, weil sie handeln; wir schreiben, weil wir nur denken.

Das originelle, physiognomische, aller Normalität widerstrebende Wesen in der deutschen Literatur ist noch immer wie in der Zeit der Chroniken wahre Naivetät, mehr, als mancher Autor, der Grie-

chen, Römer, Engländer oder Franzosen im Auge gehabt, selbst wissen mag. Wenn sich nun aber auch diese Naivetät der deutschen Schriften streng nachweisen läßt, so darf man doch damit ja nicht die sogenannte deutsche Ehrlichkeit verwechseln. Allerdings herrscht noch eine große Gutmüthigkeit und Redlichkeit unter den Autoren, und sie ließe sich schon aus dem eisernen, wenn auch oft fruchtlosen Fleiße, und aus der Weitläuftigkeit, aus dem sichtbaren Bestreben nach deutlicher Belehrung erkennen, wenn man auch den vielen Versicherungen von Ehrlichkeit und Liebe mit Recht mißtrauen dürfte. Aber eben diese sentimentalen Schwüre zeigen nur zu deutlich, daß wir den Stand der Unschuld bereits verlassen haben. Seit man so viel von dieser deutschen Biederkeit redet, ist sie äußerst verdächtig geworden, ungefähr wie die deutsche Freiheit immer zweifelhafter wird, je mehr man ihren Namen im Munde führt.

Die deutsche Sprache ist der vollkommne Ausdruck des deutschen Charakters. Sie ist dem Geist in allen Tiefen und in dem weitesten Umfang gefolgt. Sie entspricht vollkommen der Mannigfaltigkeit der Geister und hat jedem den eigenthümlichen Ton gewährt, der ihn schärfer auszeichnet, als irgend eine andre Sprache vermöchte. Die Sprache selbst gewinnt durch diese Mannigfaltigkeit des Gebrauchs. Das bunte Wesen und die Vielgestaltigkeit ist ihr eigen und steht ihr schön. Ein Blumenfeld ist edler als ein einfaches Grasfeld und gerade die schönsten Län-

der haben den reichsten Wechsel von Gegenden und Temperaturen. Alle Versuche, den deutschen Schriftstellern einen Normalsprachgebrauch aufzudrängen, sind schmählich gescheitert, weil sie der Natur widerstrebten. Jeder Autor schreibt, wie er mag. Jeder kann von sich mit Göthe sagen: «ich singe, wie der Vogel singt, der auf den Zweigen lebt.»

Es ist gewiß ein nationeller Zug, daß unsre Gelehrten und Dichter sogar noch keine durchgreifende Rechtschreibung haben, und daß uns dies so selten auffällt. Wie viele Wörter werden nicht bald so, bald anders geschrieben, wie viele Willkür herrscht in den zusammengesetzten Wörtern! und wer tadelt es, als hin und wieder die Grammatiker, von denen sich die Autoren so wenig belehren lassen, als die Künstler von den Ästhetikern.

Die grammatische Mannigfaltigkeit erscheint aber nur unbedeutend gegen die rhetorische und poetische, gegen den unendlichen Reichthum in Styl und Manier, worin uns kein Volk auf Erden gleich kommt. Es mag dahingestellt seyn, ob keine andre Sprache so viel Physiognomik zuläßt, gewiß aber ist, daß in keiner so viel Physiognomik wirklich ausgedrückt wird. Diese ungebundene Weise der Äußerung ist uns mit so manchem andern Zug unsrer Natur aus den alten Wäldern angestammt, und auf ihr beruht die ganze freie Herrlichkeit unsrer Poesie. Je besser der Conversationston, desto elender die Dichter, wie in Frankreich. Je schlechter der Canzleistyl, desto origineller

die Dichter, wie in Deutschland. Jeder neue Adelung wird vor einem neuen Göthe, Schiller, Tieck zu Spott werden. Titanen brauchen keine Fechtschule, weil sie doch jede Parade durchschlagen. Den großen Dichter und Denker hält sein Genie, den gemeinen seine angeborne Natur, alle der gänzliche Mangel einer Regel, eines gesetzgebenden Geschmacks und eines richtenden Publikums von dem Zwang einer attischen oder parisischen Censur entfernt.

Im Ganzen hat die deutsche Sprache im Fortschritt der Zeit auf der einen Seite gewonnen, auf der andern verloren. Die Reinheit, eine Menge Stammwörter, einen bewundrungswürdigen Reichthum von feinen und wohllautenden Biegungen hat sie seit einem halben Jahrtausend verloren. Dagegen hat sie von dem, was ihr übrig geblieben, einen desto bessern Gebrauch gemacht. In der jetzt ärmern und klanglosern Sprache ist unendlich viel gedacht und gedichtet worden, das uns die verlornen Laute vermissen läßt. Ausgezeichnete Meister haben aber auch diese neue hochdeutsche Sprache durch Virtuosität des Gebrauchs zu einer eigenthümlichen Schönheit zu bilden gewußt, und man hat angefangen, sie sogar aufs Neue aus dem Schatz der Vorzeit zu schmücken. Es gehört nicht zu den geringsten Verdiensten der Romantiker, daß sie die deutsche Sprache wieder auf den alten Ton gestimmt haben, so weit es ihre gegenwärtige Instrumentation vertragen kann.

Diese lebendige, organische Wiedergeburt der reinen alten Sprache, durch welche die fremden Schmarozergewächse verdrängt werden, ist das schönste Zeugniß von der angebornen Kraft unsrer Nationalität im Gegensatz gegen die affectirte Kraft, womit wir es den Fremden gleich zu thun gestrebt haben. Diese organische Entwicklung der deutschen Ursprache stellt zugleich die mechanischen Versuche der Puristen gänzlich in den Schatten. Nichts ist kläglicher, als jener Purismus eines Campe und Anderer, welche die aus der Philosophie verschwundne Atomenlehre noch einmal in der Grammatik aufzufrischen und die atomistischen deutschen Sylben nach einer Cohärenz, die nicht im Organismus deutscher Sprachbildung, sondern nur in der Analogie des fremden Wortes lag, zusammenzuschmieden versuchten, die uns Wörter aus Sylben machten, wie Voß aus Wörtern eine Sprache machte, die weder deutsch, noch griechisch war, und die man erst wieder in's Griechische übersetzen mußte, um sie zu verstehen.

Der Purismus ist löblich, wenn er uns denselben Begriff, der ein fremdes Wort ausdrückt, eben so umfassend und verständlich durch ein deutsches ausdrücken lehrt, jederzeit aber zu verwerfen, wenn das fremde Wort umfassender oder verständlicher ist, oder wenn es einen unsrer Sprache gänzlich fremden Begriff bezeichnet; denn Mittheilung der Begriffe ist der erste Zweck der Sprache, Deutlichkeit der Wörter das Mittel dazu. Wenn wir nur unsre Begriffe

durch einen fremden vermehren, so laßt uns immer das fremde Wort dazu nehmen. Das Denken soll nicht verarmen, damit die Sprache mit Reinheit prahlen könne.

Wenn der falsche Purismus zu verwerfen ist, so ist doch der wahre, wie ihn schon Luther kräftig gehandhabt, höchst verdienstlich. Allerdings gibt es neben den fremden Wörten, die wir als das Kleid fremder und neuer Begriffe ehren müssen, noch eine Menge andrer, die sich statt eben so guter, und desfalls für uns besserer, deutscher Wörter eingeschlichen haben, die ganz bekannte alte Begriffe ausdrücken, und nur aus einer lächerlichen Eitelkeit oder Neuerungssucht von uns gebraucht werden. Der Gelehrte will zeigen, daß er in alten Sprachen bewandert ist, der Reisende, daß er fremde Zungen gehört hat, das übrige Volk, daß es mit weisen und erfahrnen Menschen oder Büchern bekannt ist, oder die Vornehmeren wollen ihre höheren Begriffe auch in einer fremden Sprache von der Denkungsart des Pöbels geschieden wissen, und der Pöbel thut vornehm, indem er ihnen die fremden Laute nachäfft. So ungefähr ist die deutsche Sprachmengerei entstanden, sofern sie nicht nothwendig mit fremden Begriffen auch fremde Wörter borgen mußte; und so ist sie durchaus verwerflich, ein Schandfleck der Nation und ihrer Literatur. Möchten die Puristen uns für immer davon befreien können. Jedes Jahrhundert befreit uns wenigstens von der Thorheit der vorhergehenden. Klopstock be-

merkt sehr richtig: «Zu Karls V. Zeiten mischte man spanische Worte ein, vermuthlich aus Dankbarkeit für den schönen kaiserlichen Gedanken, daß die deutsche Sprache eine Pferdesprache sey, und damit ihm die Deutschen etwas sanfter wiehern möchten. Wie es diesen Worten ergangen ist, wissen wir, und sehen daraus zugleich, wie es künftig allen heutigstägigen Einmischungen ergehen werde, so arg nämlich, daß dann einer kommen und erzählen muß, aus der oder der Sprache wäre damals, zu unsrer Zeit nämlich, auch wieder eingemischt worden; aber die Sprache, die das nun einmal schlechterdings nicht vertragen konnte, hätte auch damals wieder Übelkeiten bekommen.»

Einfluß der Schulgelehrsamkeit.

Wenden wir uns zu den historischen Bedingungen der heutigen Entwicklung unsrer Literatur, so muß uns zuerst auffallen, daß alle literarische Bildung ursprünglich an die Kirche geknüpft war. Diesen Einfluß hat sich die Literatur auch bis auf den heutigen Tag noch nicht völlig entzogen. Von der Priesterkaste kam die Literatur an die Gelehrtenzunft, und aller Schulzwang in unsern Schriften schreibt sich daher. Das Interesse der Zunft und die Disciplin der Bildungsanstalten haben das Gepräge der Vergangenheit immer noch jedem neuen Jahrhundert aufgedrückt, wiewohl es sich allmählig immer mehr verwischt. Folgen davon sind kastenmäßige Ausschließlichkeit, Vornehmigkeit, Unduldsamkeit, Pedanterie alter Gewöhnung, Stubenweisheit und Entfernung von der Natur. Doch hat es auch seine schöne und achtbare Seite. Indem alles literarische Leben von der geistlichen, später gelehrten Kaste ausging, nahm es alle Tugenden und Gebrechen des Zunftgeistes in sich

auf, und noch jetzt drängt sich ein verknöchertes Standesinteresse der Literatur auf; noch jetzt beherrschen Priester die Theologie, bevogten Fakultäten zunftmäßig die weltlichen Wissenschaften. Der freie Sinn, die starke Natur der Deutschen hat sich zwar seit der Wiederauflebung der Wissenschaften unaufhörlich gegen den Kastengeist aufgelehnt, und wir bemerken einen beständigen Kampf origineller Köpfe gegen die Schulen, eine beständige Wiedergeburt der weltalten Fehde zwischen Priestern und Propheten. Auch haben die Letztern immer das Feld behauptet, die deutsche Natur hat ihre freie Äußerung, ihre immer reichere und höhere Entfaltung gegen jedes Stabilitätsprincip durchgefochten, und jeder einseitigen Erstarrung ist, wie früher durch die Kirchentrennung, so später durch den mannichfaltigen Wissensstreit der Gelehrten und durch die Geschmacksfehden der Dichter immer vorgebeugt worden. Immer neue Parteien haben das von den andern verworfne Element bei sich gepflegt und ausgebildet, wodurch denn beinahe allen ihr Recht geworden. Indeß hat, wie in der Politik, so in der Literatur, der Geist der alten gewohnten Herrschaft, wo er besiegt worden, immer in den Siegern selbst fortgewirkt. Der negative Punkt hat sich sofort in einen positiven umgesetzt. Die Propheten sind wieder Priester geworden, haben das Princip der Autorität und Stabilität in sich aufgenommen und unter andern Glaubensformeln das alte Monopol angesprochen und

gegen alle Neuerungen wieder geltend zu machen gesucht. Was gestern heterodox gewesen, ist heute wieder orthodox geworden. Was gestern als Individualität eines großen Mannes aufgetreten, wird heute wieder zur despotischen Manier einer Schule. Der Grund dieser Erscheinung muß aber nicht allein in den Fortwirkungen des Mittelalters, sondern auch im Charakter des Volks selbst gesucht werden. Der Deutsche glüht für die Erkenntniß der Wahrheit, und will sie anerkannt wissen. Es ist dieselbe Begeisterung, die ihn zum Beharren und zum Reformiren antreibt.

Unstreitig ist vieles Gute an den Zunftgeist geknüpft. Die Treue, mit welcher die Schätze der Tradition bewahrt werden; die Würde, die der Autorität gerettet wird; die Begeisterung und Pietät, mit welchem man das Geheiligte, Erprobte oder Geglaubte verehrt; alle jene Tugenden, welche die Anhänglichkeit an das Alte zu begleiten pflegen, müssen in ihrem ganzen Werth anerkannt werden, wenn wir sie dem Leichtsinn vieler Neurer gegenüberstellen, der so oft alle moralische Autorität, alle historische Tradition, und mit der alten Schule auch die alte Erfahrung über den Haufen wirft. Das Kranke jenes Zunftgeistes aber ist das Princip der Stabilität, das Stillestehen, wo ewiger Fortschritt ist, die Bornirtheit, die Schranken statuirt, wo keine sind. Hieraus fließt mit Nothwendigkeit einerseits ein hierarchisches System, Kastenzwang, Parteisucht, Prosely-

tenmacherei, Ketzerriecherei und Nepotismus, andrerseits ein erstarrtes, beschränktes Wissen mit ewig in sich selbst rückkehrenden, endlos sich wiederholenden, in monströse Weitläufigkeit entartenden Formen. Diesen Sünden des veralteten Zunftgeistes tritt dann mit voller Würde die lebendige Kraft der Neuerer gegenüber, welche das Wissen aus den engen Schranken der Schule, die Charaktere selbst aus dem uniformen Zwange der Kaste befreien, und eben darum auch alle jene steifen Formen von der lebenskräftigen, frisch sich regenden Natur abstreifen, gesetzt auch, sie verfielen nach dem Siege in die alten Fehler zurück.

Die Beziehung aller Wissenschaften auf die Religion brachte einen gewissen priesterlichen salbungsvollen Ton in die Gelehrsamkeit, der in den Fakultäten noch beibehalten wird, und selbst die Naturalisten ansteckt. Unsre Schriftsteller orakeln gar zu gern und suchen einen gewissen Nimbus um sich zu verbreiten, und den Leser zu mysticiren, wie der Geistliche den Laien, der Schulmeister seine Schüler. In England und Frankreich befindet sich der Autor gleichsam als Redner auf der Tribune, und gibt sein Votum ab, als in einer Gesellschaft gleicher und gebildeter Menschen. In Deutschland predigt er und schulmeistert.

Das zurückgezogene mönchische Leben der Gelehrten hat ohne Zweifel den Hang zu tiefsinnigen Be-

trachtungen, gelehrten Grübeleien und ausschweifenden Phantasien befördert, woraus denn auch der Mangel an praktischem Sinn und Lebensfreude sich erklären läßt. Noch jetzt leben die meisten Gelehrten und Schriftsteller wie Troglodyten in ihren Bücherhöhlen und verlieren mit dem Anblick der Natur zugleich den Sinn für dieselbe, und die Kraft, sie zu genießen. Das Leben wird ihnen ein Traum, und nur der Traum ist ihr Leben. Ob der Schieferdecker vom Dach, oder Napoleon vom Thron gefallen, sie sagen: so so, ei ei! und stecken die Nase wieder in die Bücher. Wie aber Früchte, die man in einem feuchten Keller aufbewahrt, vom Schimmel verderbt werden, so die Geistesfrüchte von der gelehrten Stubenluft. Der Vater theilt seinen geistigen Kindern nicht nur seine geistigen, sondern auch seine physischen Krankheiten mit. Man kann den Büchern nicht nur die Verstocktheit, Herzlosigkeit oder Hypochondrie, sondern auch die Gicht, die Gelbsucht, ja die Häßlichkeit ihrer Verfasser ansehn.

Das schulgemäße Treiben hat zu gelehrter Pedanterie geführt. Die gesunde unmittelbare Anschauung hat einer hypochondrischen Reflexion Platz gemacht. Man schreibt Bücher aus Büchern, statt sie aus der Natur zu entlehnen. Man stellt die Dinge nicht mehr einfach dar, sondern kramt dabei den Schatz seiner Kenntnisse aus. Man weicht von dem ursprünglichen Zwecke der Wissenschaften ab und

macht nur die Mittel zum Zweck. Über den gelehrten Hülfsmitteln vergißt man die Resultate. Man sieht kaum einen Theologen oder Juristen, nur theologische, juridische Philologen. Alle historischen Wissenschaften werden durch die philologisch-critische Gelehrsamkeit ungeniesbar gemacht. Man frägt nicht nach dem Inhalt, nur nach der Schale. Man untersucht die Richtigkeit, nicht die Wichtigkeit der Citate. Man freut sich kindisch, wenn man diplomatisch erwiesen hat, daß dieser oder jener Ausspruch wirklich gethan worden ist, ohne sich darum zu bekümmern, ob er auch innere Wahrheit hat und ob überhaupt etwas daran liegt. Man häuft mit unsäglichem Fleiße Nachrichten, unter denen man mit eben so vieler Mühe wieder das Wenige zusammensuchen muß, was der Erinnerung werth ist. Man verschwendet ein jahrelanges Studium, um die richtige Lesart eines alten Dichters ausfindig zu machen, der oft besser gänzlich stillgeschwiegen hätte. Selbst die neuere Poesie wird unter der Last der Gelehrsamkeit erdrückt. Die Sprache des natürlichen Gefühls und der lebendigen Anschauung wird nur zu oft verdrängt durch gelehrte Reflexionen, Anspielungen und Citate. Es gibt keinen Zweig der Literatur, auf welchen die Stubengelehrsamkeit nicht einen nachtheiligen Einfluß übte.

In der eigentlichen Schulweisheit, namentlich in den sogenannten Brodwissenschaften herrscht ein Me-

chanismus, vulgo Schlendrian, der in den alten Gleisen völlig seelenlos sich fortbewegt. Die Universitäten sind Fabrikanstalten für Bücher und Büchermacher geworden. Man weicht von gewissen Formeln der Schule nicht ab, und jede neue Generation macht ihre Exercitien darnach. Aber die ursprüngliche Wahrheit wird verdunkelt durch die unendlichen Commentare. Die Sache, auf die es eigentlich ankommt, verschwindet endlich unter der Last von Citaten, die sie beweisen sollen. Das Leben entflieht unter dem anatomischen Messer. Das Wichtigste wird langweilig, das Ehrwürdigste trivial. Der Geist läßt sich nicht auf die Compendien spannen, und die Natur greift mächtig durch die Paragraphen, die sie einzuschließen wagen.

Durch die Polemik wird der modernde gelehrte Sumpf aufgerührt, und es verbreiten sich die mephytischen Dämpfe. Nirgends zeigt sich die Unnatur der Stubengelehrten auffallender, als in ihren polemischen Schriften. Hier bewährt sich das gute alte Sprichwort: je gelehrter desto verkehrter. Auf der einen Seite sind sie so überschwenglich weise, daß es einem gesunden Verstande schwer wird, den labyrinthischen Gängen ihrer Logik zu folgen. Auf der andern Seite sind sie in den gemeinsten Dingen so unwissend, daß ein Bauer sie belehren könnte. Bald sind sie so zart, scherzen attisch und machen Anspielungen, die einem alexandrinischen Bibliothekar zur

Ehre gereichen würden, daß dem ehrlichen Deutschen dumm dabei zu Muthe wird. Bald bedienen sie sich der abgefeimtesten Ränke oder der gröbsten Ausfälle, deren sich selbst der Pöbel schämen würde.

Auch was in der deutschen Sprache verdorben wurde, kommt größtentheils auf Rechnung der Schulgelehrten. Daß sie mit fremden Begriffen fremde Terminologien annahmen, war natürlich; in ihrer Vornehmigkeit affectirten sie aber auch eine heilige Unverständlichkeit, um sich den Laien desto ehrwürdiger zu machen, oder sie waren zu träg, und wurden zu wenig genöthigt, der Popularität ein Opfer zu bringen. Die Fakultätsmenschen können sich so deutsch ausdrücken, daß kein Ungeweihter sie versteht, und die Philosophen verstehen sich oft selber nicht.

Die wahre Bildung ist immer Sache des Volkes, die Schulgelehrsamkeit Sache eines Standes, einer Kaste. Die Gelehrsamkeit bevogtet aber bei uns noch die Bildung, die Kaste noch das Volk. Dieß ist ein Mißverhältniß, das sich mit Nothwendigkeit aufheben muß. Die gelehrte Vornehmigkeit ist nur ein Bettelstolz, der zu Schanden werden wird. Soll unsre Weisheit wirksam werden, so muß sie zuerst allgemein faßlich seyn, und das kann sie nur, wenn sie aus dem Zwange der Schulgelehrsamkeit sich befreit. Man fürchtet sich gewöhnlich vor der Popularität, weil man sie mit Gemeinheit ver-

wechselt. Es gibt aber auch in Bezug auf Literatur nur so lange einen Pöbel, als es eine bevorrechtete Kaste gibt. Ein wohlhäbiger, gebildeter Mittelstand kann der Pedanterei und Anmaßung der letztern in dem Maaße entbehren, als er von der Gemeinheit des erstern sich entfernt.

Einfluß der fremden Literatur.

Der bekannte Nachahmungstrieb der Deutschen herrscht auch vorzüglich in ihrer Literatur. Man schätzt sich glücklich und wirft es sich zugleich vor, den Fremden nachzuhinken und zu stottern. Man streitet sich seit mehr als tausend Jahren über dieß Phänomen in unserm Nationalcharakter, wie über eine Neigung des Herzens, welche die Moral zu verbieten scheint. Schon in den Zeiten der Römer gab es zwei Parteien in Deutschland, Nachahmer und Puristen. Verächtlich sind die Affen, die immer nur nach fremden rothen Lappen springen, verächtlich die Entarteten, die sich schämen, Deutsche zu seyn. Das Vorurtheil, daß die deutsche Natur eine Art Bärenhaftigkeit und Rusticität sey, die schlechterdings eines fremden Tanzmeisters bedürfe, hat sich nur bei solchen erzeugen und erhalten können, die wirklich recht plebegisch geboren waren. Lächerlich aber sind die Thoren, die ein Urdeutschthum von allen fremden Schlacken reinigen, und um die deutschen Grenzen

ein moralisches Mauthsystem einrichten, ja der Sonne selbst gebieten möchten, nur über Deutschland zu leuchten.

Die Cultur ist so gemeinsam, wie das Licht, und ihr segensreicher Einfluß verbreitet sich unter climatischen Modificationen doch allwärts auf dem Erdenrund. Nirgends sind unübersteigliche Grenzen gezogen. Der Handel verbindet alle Länder und verbreitet die materiellen Produkte derselben. Die Literatur soll auf gleiche Weise die geistigen Schätze der Völker ausstreuen. Jedes Land soll von dem andern annehmen, was seine Natur verträgt und was ihm Gedeihen bringt, und auch in den Geist eines Volkes darf verpflanzt werden, was er verträgt und was ihn edler entwickelt.

Wenn es manches gibt, was nur eine Nation besitzen kann, und wodurch sie eben eigenthümlich wird, so gibt es viel höhere Güter, die keinem ausschließlich zukommen, und Eigenthum des gesammten menschlichen Geschlechts sind. Die Erscheinung des Christenthums allein straft den Puristeneifer. Wir müßten eigentlich die ganze Geschichte zurückschrauben, um uns von fremden Einflüssen zu reinigen, da unsre ganze neuere Bildung auf der romanischen des Mittelalters beruht. Wir müßten nackt in die Wälder laufen, wenn wir uns von allem dem entkleiden wollten, was wir von Fremden angenommen. Abgesehn aber von dem nothwendigen, in der Natur begründeten und in der Geschichte uralten, wechselsei-

tigen Unterricht der Völker, zeichnet uns Deutsche vorzugsweise eine außerordentliche Vorliebe für das Fremde und ein seltnes Geschick der Nachahmung aus, die eben deshalb auch zu Übertreibungen und unnatürlichen Vergessen des eignen Werthes führen. —

Die tiefste Quelle jener Neigung ist die Humanität des deutschen Charakters. Wir sind durchaus Cosmopoliten. Unsre Nationalität ist, keine haben zu wollen, sondern gegen die nationelle Besonderheit etwas allgemein gültiges Menschliches geltend zu machen. Wir haben ein beständiges Bedürfniß, in uns das Ideal eines philosophischen Normalvolks zu realisiren. Wir wollen die Bildung aller Nationen, alle Blüthen des menschlichen Geistes uns aneignen. Diese Neigung ist stärker, als unser Nationalstolz, so lange wir nicht eben in ihr unsern Nationalstolz suchen. Auch andre Völker wollen ein Normalvolk seyn, und ohne diesen Glauben gäb es gar keinen Nationalstolz, aber sie wollen keineswegs sich verläugnen, sondern nur allen andern ihr Gepräge aufdrücken. Auch andre Völker schätzen das Fremde, aber sie werfen sich selbst dagegen nicht weg. Doch hat auch die Entäußerung ihr Gutes und ihren natürlichen Grund. Der Liebe ist immer eine starke Selbstverläugnung eigenthümlich. Dem Interesse für das Fremde, der Liebe, aus welcher alle Bildung entspringt, schadet nichts mehr als der Egoismus, der Cultur nichts mehr als der Nationaldünkel. Eine

gewisse Resignation ist nothwendig, wenn wir vollkommen für das Fremde empfänglich werden sollen. Untersuchen wir die Hindernisse, welche bei so vielen Völkern die Fortschritte der Cultur aufgehalten haben, so werden wir sie weniger in der Rohheit derselben, als in der Selbstzufriedenheit und in den Vorurtheilen ihres Nationalstolzes finden. Immer aber sind je die edelsten Völker zugleich die tolerantesten gewesen, und die niedrigsten immer die eitelsten.

Es ist indeß nicht nur jene philosophische Richtung unsers Charakters, die Bildungsfähigkeit und Wißbegier, der Entwicklungstrieb und das ideale Streben, sondern auch eine poetische Richtung, ein romantischer Hang, der uns das Fremde lieben macht. Eine poetische Illusion schwebt verschönernd um alles Fremde und nimmt unsre Phantasie gefangen. Was nur fremd ist, erweckt eine romantische Stimmung in uns, selbst wenn es schlechter ist, als was wir längst selber haben. Darum nehmen wir so vieles von Fremden an, was uns keineswegs in unsrer Entwicklung weiter bringt, und die Einbildung macht erst eine Neigung verderblich, die der Verstand billigen muß, indem er sie ermäßigt. Wenn die Einbildung einmal übertreibt, so begehn wir immer zwei Fehler zugleich, den der blinden, sklavischen Hingebung an das Fremde und den einer blinden Verkennung unsrer selbst. Wir besitzen die poetische Gabe, uns zu mystificiren, uns gleichsam in dramatische Personen zu verwandeln und einer fremden Illusion

hinzugeben. Viele Gelehrte denken sich so ins Griechische, viele Romantiker so ins Mittelalter, viele Politiker so ins Französische, viele Theologen so in die Bibel hinein, daß sie von allem, was um sie vorgeht, nichts mehr zu wissen scheinen. Dieser Zustand hat einige Ähnlichkeit mit Wahnsinn und führt oft zu Wahnsinn. Den auf diese Weise Besessenen kommt die ungemeine Bildungsfähigkeit der deutschen Gesinnung und Sprache zu Hülfe. Sie wissen in der Literatur die fremde Sprache trefflich zu erkünsteln, und treiben den eigenthümlichen Geist der deutschen Sprache aus, um fremde Götzen einzuführen. Sie spotten über alle, die es ihnen nicht nachthun, und erzürnen sich, wenn irgend die Natur sich der Kunst nicht fügen will. Dergleichen Extreme reiben sich aber an einander selber auf. Gäb' es außer uns nur noch Ein Volk, so würden wir uns wahrscheinlich ganz in dasselbe hineinstudieren, bis nichts mehr von uns übrig bliebe. Da es aber viele gibt, die wir alle nach einander nachahmen, und da sie mit einander in Widerspruch stehn, so wird das Gleichgewicht immer wieder hergestellt. So hat die superfeine Convenienz der Gallomanie an dem derben Humor der Anglomanie, die regelrechte Gräkomanie an dem ausschweifenden Orientalismus, der flache Liberalismus an der mystischen Romantik sich aufreiben müssen, und diese wieder an jenen. Die verschiednen Perioden unsrer Nachahmungswuth hängen nicht allein von der äußern Erscheinung fremder Vortrefflichkeiten, son-

dern auch von subjectiven Bestimmungsgründen ab. Dieselben Muster stehn immerwährend und zugleich vor unsern Augen, und doch interessiren wir uns abwechselnd nur für die einen und sind für die andern blind. Dies hängt von dem innern Entwicklungsgang unsrer Natur und von dem äußern großen Gange der Geschichte ab. Wir interessiren uns immer für dasjenige Fremde, was gerade mit unsrer Bildungsstufe und Stimmung am meisten harmonirt. Als unser Verstand aus den engen Glaubensbanden frei zu werden begann, wurden die verständigen, aufgeklärten Alten unsre Muster. Als das gänzlich vernachlässigte oder mißhandelte Gefühl gegen die Tyrannei einer seichten Verständigkeit, eines flachen Liberalismus sich empörte, mußte das Mittelalter wieder zum Muster dienen. Als der Deutsche zum Gefühl seiner Plumpheit gelangte, gab er sich dem leichtfüßigen Franzmann in die Lehre. Als er in seinem trägen politischen Schlafe Träume bekam, drängten sich ihm die Bilder Englands und Amerikas oder der alten Republiken auf. Als er die Unbequemlichkeit und Unnatur seiner altfränkischen Gewohnheiten endlich fühlte, mußte der Instinkt ihn zur griechischen Leichtigkeit, ja zur Nacktheit zurückführen. Als er durch Schicksal und Ungeschick in Armuth versunken war, mußte die materielle Wohlfahrt der Britten ihm ein Muster werden.

Gleich thörichten Kindern aber zerbrechen wir das Spielzeug oder werfen das Schulbuch in den

Winkel, wenn wir es nicht mehr gern haben oder brauchen. Niemand ist so sklavisch ergeben und niemand so undankbar, als wir. Niemand weiß den eignen Werth so gründlich zu verkennen, und niemand die eigne Schuld so leichtsinnig andern zuzuschreiben, als wir. Wir hielten vor fünfzig Jahren die Franzosen für eine Art von Halbgöttern, vor zehn Jahren für halbe Teufel. Wir waren brutal genug, vor ihnen zu kriechen, und noch brutaler, sie zu verachten. An die Stelle der Dummköpfe, welche den Säuglingen schon französische Ammen, ja den Müttern französische Einquartirung gaben, traten andre Dummköpfe, welche mit scythischer Dummdreistigkeit die edlen Blüthen französischer Geselligkeit niedertraten. Deutsche Politiker nahmen eine erbauliche Miene an und predigten gegen den gallischen Antichrist, und einer oder der andre einfältige Geschichtschreiber suchte sogar sich und andre zu belügen, daß die Franzosen von unedlen asiatischen Racen abstammten und die Ehre nicht verdienten, Europäer zu heißen. Mit gleicher Barbarei verwerfen die Parteien je die Abgötterei der andern. Die Classischen schimpfen gegen das Mittelalter und den Orient. Die Romantiker kreuzigen sich noch zuweilen vor den alten Heiden.

Natürlich äußert sich die Vorliebe für fremde Literatur zunächst in Übersetzungen. Bekanntlich wird in Deutschland ungeheuer viel, ja völlig fabrikmäßig übersetzt. Wenn je unter dreißig Werken des

besten deutschen Autors eines im Auslande schlecht übersetzt wird, so werden dagegen die sämmtlichen Werke jedes nur irgend erheblichen englischen oder französischen Schriftstellers in Deutschland doppelt und dreifach übersetzt, ja man thut ihnen die Ehre an, noch eignes Fabrikat unter ihrem Namen drucken zu lassen, wie dem Walter Scott. Ohnstreitig sind Ruhm und Vortheil auf unsrer Seite. Sollten uns auch viele Tugenden der Fremden mangeln, so theilen wir mit ihnen doch auch nicht jene vornehme Bornirtheit, die das Fremde achselzuckend ignorirt. Es macht uns Ehre, von den großen Britten zu wissen; den Britten macht es keine Ehre, von den großen Deutschen nichts zu wissen.

Übersetzungen sind gewiß besser als Nachahmungen, und wer uns einen fremden Dichter übersetzt, hat sicher mehr gethan, als der ihn nur in eigenen Dichtungen copirt. Aus demselben Grunde taugen auch die freien Übersetzungen weniger als die treuen. Man versteht aber unter der Treue so viel, daß es unmöglich ist, sie ganz zu erreichen. Eine Übersetzung kann niemals in allen Stücken treu seyn, um es in dem einen zu seyn, muß sie das andere aufopfern. Daher theilen sich auch die Übersetzer in zwei Klassen. Die einen opfern den Inhalt der Form oder den Gedanken dem Wort, den Sinn dem Klange, die andern umgekehrt diesen jenem auf. Die einen wollen die Schönheit und den Wohlklang des fremden Ausdrucks, die andern nur die Klarheit und Verständ-

lichkeit desselben wiedergeben. Die erstern herrschen vor. Ein guter Klang, ein gefälliger Rhythmus und Reim besticht das Ohr und läßt über einen mangelhaften Sinn wegsehn. Die meisten metrischen Übersetzungen opfern ungescheut den Inhalt auf, um den Wohlklang, das Versmaß, den Reim zu retten. Sinntreue, aber hartklingende Übersetzungen kann man nicht gut leiden, und wenn man gar einen Dichter des treuen Verständnisses wegen in Prosa übersetzt, so mag ihn niemand lesen. Man hat hierin aber wohl Unrecht. Allerdings liegt ein großer Theil des Zaubers, womit uns ein Dichter befängt, in seinen Rhythmen und Reimen, aber doch immer nur, sofern dieselben gewisse poetische Bilder und Gedanken einkleiden, und in diesen beruht der größte Zauber, jenes äußere Kleid des Wohlklanges dient nur diesem. Werden diese Bilder verwischt, diese Gedanken verdunkelt oder verfälscht, so verliert auch der Wohlklang seinen Zauber. Unsre metrischen Üebersetzer lassen dies nur zu häufig außer Acht. Bei antiken Originalen künsteln sie das Metrum, bei romantischen die Zahl und Verschlingung der Reime nach. Um dieses schwierige Unternehmen zu Stande zu bringen, opfern sie unbedenklich die Verständlichkeit, ja sogar die Wahrheit auf. Sie verrenken und verschrauben die Construction, lassen aus und flicken ein, und gebrauchen sogar oft ganz andere Bilder und Worte, weil die rechte Construction und das rechte Wort nicht ins Metrum oder zum Reime paßt. Der all-

gemeine Nothbehelf sind die Tautologien. Wenn das Flickwort nur einen ähnlichen Sinn hat, so meint der Übersetzer, er habe genug gethan, sofern nur zugleich das Metrum und der Reim gut ins Ohr fallen. Aber Tautologien sind ihm durchaus nicht erlaubt. Er soll nicht ein ähnliches, sondern das einzig richtige Wort gebrauchen; verlangt es der Reim oder das Metrum anders, so ist es damit nicht entschuldigt, denn nicht der Reim, sondern der Sinn ist die Hauptsache. Von dem gerügten Übelstande schreibt sich die ungemeine Verschiedenheit von Übersetzungen ein und desselben Autors her, und wieder die ungemeine Gleichheit der verschiedensten Autoren, wenn sie einer übersetzt hat. Von Dante, Tasso, Petrarca, Camoens besitzen wir Übersetzungen, die weit von einander abweichen, wo fast jeder Vers anders construirt und gereimt ist; und umgekehrt sehn sich Homer, Hesiod, Theokrit, Äschylos, Aristophanes, Virgil, Horaz, Ovid, Shakespeare ꝛc. in den Voßischen Übersetzungen so ähnlich, wie ein Ei dem andern. In beiden Fällen wird der Charakter des Originals verfälscht, wenn auch der Wortklang noch so künstlich copirt ist.

Nachahmungen entstehen unvermeidlich aus der Anerkenntniß fremder Vortrefflichkeiten. Warum sollten wir das nicht nachahmen, was nützlich oder schön und edel ist? Wir begehn aber insgemein den Fehler, statt der Sachen nur Formen nachahmen zu wollen. Wir sollten für unsre Zeit und nach unsrer

Weise eine so harmonische Bildung zu gewinnen suchen, als die Griechen zu ihrer Zeit auf ihre Weise sie gewonnen. Lächerlich aber machen wir uns, wenn wir die griechischen Formen nachkünsteln, ohne den Geist und das Leben, aus welchen sie hervorgingen. Wir sollten unsre geselligen Verhältnisse nach unsrer Eigenthümlichkeit so fein ausbilden, wie die Franzosen es nach der ihrigen thun. Affen aber sind wir, wenn wir französische Floskeln und Bücklinge nachtölpeln. Wir sollten frei und männlich zu denken und zu handeln suchen, wie Engländer und Amerikaner, aber nicht von einer Nachäffung ihrer äußerlichen Institutionen das Heil erwarten. Wir sollten die Tüchtigkeit und den tiefen Geist des Mittelalters uns erneuern, aber nicht die alte Tracht und Sprache kümmerlich affectiren.

Die formellen Nachahmungen gleichen den Moden und haben dasselbe Schicksal. Eine kurze Zeit gelten sie ausschließlich und man heißt ein Sonderling, wenn man sie nicht mitmacht. Hinterher erscheinen sie alle lächerlich. Auch in Rom galt einst der griechische Geschmack. Wer aber wird anstehn, die Kraft und den Ernst der Römer in ihren eigenthümlichen Geisteswerken unendlich höher zu schätzen, als die Affectation attischer Feinheit in ihren griechischen Copien? Lange schon erscheinen uns die Franzosen in ihren antiken Tragödien nur komisch, aber wieviel wir uns darauf einbilden, geschickter zu copiren, so sind doch die als musterhaft anerkannten Voßischen Copien nicht

minder lächerlich. Wir haben längst dem wackern Cervantes Recht gegeben, doch liefern viele unsrer Romantiker hinreichenden Stoff zu einem neuen Don Quixotte, und Fouqué hat deren eine Menge geschrieben, ohne es selbst zu wissen.

Die Erfahrung so vieler wechselnden Moden, die sich immer selbst in Widerspruch setzen und vernichten, scheint nicht ohne gute Folgen geblieben zu seyn. So viele Parteien noch herrschen, beginnt man doch, ihre Vermittlung zu versuchen. Nachdem wir der Reihe nach alle gebildete Nationen kennen gelernt, bewundert und nachgeahmt haben, Römer, Griechen, Franzosen, Engländer, Italiener, Spanier, sind wir jetzt auf einen Augenblick wieder nach Hause zurückgekehrt und besinnen uns. Wir bemerken, daß wir immer von der ersten Bekanntschaft zu übertriebner Bewunderung einer fremden Nation, und zu völlig sklavischer Nachahmung derselben rasch fortgeschritten, dann aber des Extrems bald überdrüßig geworden sind, worauf eine neue ruhige Betrachtung uns diejenigen Vorzüge der Fremden hervorgehoben und uns angeeignet hat, die nachahmungswürdig sind und auch nachgeahmt werden können. Wir unterscheiden allmählich die herrliche Gabe, uns in den Geist andrer Nationen und Zeiten zu versetzen, die dichterische Fähigkeit, jede fremde Illusion anzunehmen, von der praktischen Nachäfferei. In jener finden alle Gegensätze neben einander Platz, in dieser heben sie einander auf. Die Phantasie mag uns in einem Augen-

blick nach Griechenland, im andern nach London versetzen, doch wir selber bleiben in Deutschland sitzen. Wir hatten im Ungestüm des Enthusiasmus den Fehler begangen, unsre Eigenthümlichkeit zu beseitigen, um mit Haut und Haar in die fremde hinüberspringen zu wollen. Wir bemerken jetzt, daß wir mit allem offnen Sinn für das Fremde doch zugleich eine eigenthümliche Auffassungsweise für dasselbe mitbringen, meist eine innerliche, phantastische, tiefsinnige, und indem wir diese walten lassen, verschmilzt erst sie die Vorzüge der Fremden mit unsrer Nationalität.

Der literarische Verkehr.

Denkt man an die Zeit zurück, da jedes Buch nur in wenigen Handschriften existirte, so begreift man, welch unermeßliches Übergewicht die heutige Literatur durch die Maschinerie des Drucks und durch den Buchhandel gewonnen hat. Wenn daraus ein Segen für alle Zeiten erwachsen ist, wenn wir Deutsche uns der Erfindung ewig werden rühmen können, so soll uns dies doch auch gegen einige Nachtheile nicht blind machen, die das leichte Verbreiten der Schriften mit sich führt. Es erstickt nämlich die wenigen guten Schriften unter der Last der schlechten, und da das Drucken ein Handwerk ist, so geht es auf Nahrung aus, ob der Geist dabei gewinnen mag, oder nicht. Der Autor muß Bücher schaffen, nicht immer damit die Welt etwas Treffliches lese, sondern damit der Drucker drucken, der Verleger verkaufen könne.

Wiewohl die Deutschen Erfinder des Drucks sind, werden sie doch von den Engländern in der

Kunst, sowohl schnell als schön zu drucken, bei weitem übertroffen. Nirgends herrscht so viel Trägheit und Nachlässigkeit, auch im Bücherdrucken, als in Deutschland. Nirgends findet man so schlechtes Papier, so stumpfe Lettern, so viele Druckfehler. Dies rührt zum Theil daher, daß das Publikum es nicht so genau nimmt, und in der That, wer zusieht, wie die meisten Leser mit Büchern umzugehen pflegen, gibt ihnen nicht gerne eine englische Ausgabe in die Hand. Der Hauptgrund, warum unsre Bücher so selten mit äußrer Pracht und Eleganz ausgestattet sind, liegt aber wohl in der deutschen Kleinkrämerei. Fast alle unsre Buchhändler treiben nur Kramhandel für den Hausbedarf des Bürgers. Die hohe Noblesse versorgt sich aus Paris und London. Die wenigen großen Buchhändler in Deutschland liefern zuweilen auch ein typographisches Prachtwerk, aber meist zu ihrem Schaden. Löschpapier findet bessern Absatz.

Was den Buchhandel betrifft, so leidet er an zwei Hauptübeln, dem Geldwucher und dem Modegeschmack. Die meisten Buchhändler sind nur Kaufleute und suchen nur mit den Büchern Geld zu gewinnen, gleichviel, ob diese Bücher gut oder schlecht, heilsam oder verderblich sind. Nur wenige haben sich in der Geschichte einen Namen und im Vaterlande warmen Dank erworben durch uneigennützige Beförderung des Guten, Wahren und Schönen, wo es der Aufmunterung und Unterstützung bedurfte. Der Buchhändler hat, wenn es ihm an Mitteln nicht ge-

breicht, einen schönen Wirkungskreis. Er kann dem guten Schriftsteller in die Hände, dem schlechten entgegenarbeiten. Er kann durch die Wahl seiner Verlagsartikel die Bildung und den Geschmack gewissermaßen beherrschen, und auf das Publikum einen Einfluß üben, wie ihn im Kleinen jede Theaterdirektion durch ihr gutes oder schlechtes Repertorium übt. Er hat den edlen, seinen Stand hoch ehrenden Beruf, ein Mäcen zu seyn. Er kann durch seine Unterstützung manchem Genie einen freien Boden geben, wo es sich entwickeln kann; er kann das Verborgne oder Verkannte an das Licht ziehn, und nicht selten verdanken wir ihm erst, was uns am Weisen, am Dichter erhebt, und entzückt. Er kann endlich, vermöge seiner Stellung, die Literatur im Ganzen überblicken, und die Lücken bemerken, den Schriftstellern heilsame Winke geben, Wege bereiten, die mannigfaltigen Kräfte der gelehrten und schönen Geister unmerklich lenken. Aber um diesen ehrenvollen, großen Beruf zu erfüllen, bedarf der Buchhändler nicht nur eines klaren Kopfes, eines edlen Willens, sondern auch der ökonomischen Mittel; diese Dinge finden sich sehr selten vereinigt. Bedenken wir ferner, daß auch der beste Buchhändler immer theils vom Publikum und seiner Modelust, theils von den Schriftstellern abhängig ist, so können wir von den Buchhändlern allein das Heil der Literatur freilich nicht erwarten.

Die Mehrzahl der Buchhändler sind nur Krämer, denen es größtentheils einerlei ist, ob sie mit Korn oder mit Wahrheit, mit Zucker oder mit Romanen, mit Pfeffer oder mit Satyren handeln, wenn sie nur Geld verdienen. Der Buchhändler ist entweder Fabrikant oder Spediteur oder beides zugleich. Die Bücher sind seine Waare. Sein Zweck ist Gewinn, das Mittel dazu nicht absolute, sondern relative Güte der Waare, und diese richtet sich nach dem Bedürfniß der Käufer. Was die meisten Käufer findet, ist für den Buchhändler gute Waare, wenn es auch ein Schandfleck der Literatur wäre. Was keinen Käufer findet, ist schlechte Waare, und wären es Offenbarungen aus allen sieben Himmeln. Soll ein Buch Käufer finden, so muß es dem bekannten Geschmack des Publicums angemessen seyn, oder seinen Neigungen und Schwächen schmeicheln und eine neue Mode erzeugen können. Deswegen begünstigen die Verleger das Triviale und das Abenteuerliche. Soll das Publicum wissen, daß das Buch seinem Geschmack entspricht, so muß der Titel es anlocken. Deswegen ist dem Verleger ein guter Titel mehr werth, als ein gutes Buch, oder dieses nur durch jenen, und es entsteht ein Wetteifer unter den Buchhändlern, die schmeichelhaftesten Titel auszuhecken. Woher nimmt aber der Verleger solche Waare, die er für gut erkennt? Sie wächst nicht so häufig wild, als er dadurch reich werden könnte. Sie muß also durch Kunst erzeugt werden. Es wird also statt

äußern Vortheilen trachtet, sich nicht bezwingen läßt. Diebe wird es ewig geben, oder die Träume der Idealisten von allgemeiner Weltverbesserung müßten in Erfüllung gehn. Verdenkt es also den Nachdruckern nicht, wenn sie den Autor und rechtmäßigen Verleger bestehlen, aber straft sie, wenn ihr selbst recht thun wollt. Verdenkt es auch dem Publicum nicht, wenn es die nachgedruckten Werke kauft, da es so oft von den rechtmäßigen Verlegern übervortheilt wird, und wenn es nur zwischen zwei Schrauben die Wahl hat, diejenige wählt, die es am wenigsten schraubt; hebt den einen Betrug auf, indem ihr den andern unterdrückt, denn wenn jedes Buch so wohlfeil verkauft wird, als der Nachdruck desselben, so wird der Nachdrucker bald seine Bude schließen müssen. Mit einem Wort, gewährt den Menschen ihren Vortheil auf rechtlichem Wege, damit sie den sträflichen nicht einschlagen dürfen, und straft sie dann, wenn sie es dennoch thun. Sophisten aber sind, die den Nachdruck als etwas Rechtliches in Schutz nehmen, ihn nicht aus dem Vortheil, den er mit sich führt, sondern aus dem Recht, auf dem er gegründet sey, herleiten und entschuldigen. Allerdings ist der Streit über das geistige Eigenthum zwischen Verleger und Autor, wenn es an einem bestimmten Contrakt gebricht, nicht immer leicht zu entscheiden, allerdings sind die Autoren oder ihre Erben in den meisten Fällen von den Buchhändlern übervortheilt worden, und diese Letztern haben allein

die Früchte einer Arbeit genossen, die dem Arbeiter zustanden; und es wäre zu wünschen, daß darüber unzweideutige Gesetze gegeben würden, das geistige Eigenthum kann aber immer nur entweder dem Autor, oder durch Vertrag dem Verleger zustehn, und muß es so lange, als dieser rechtmäßige Besitzer oder sein rechtmäßiger Erbe lebt, es kann erst dann Gemeingut werden, wie jedes andre Gut, wenn der letzte Erbe stirbt. Kein Dritter kann ohne Gewalt oder Diebstahl dieses geistigen Eigenthums sich bemächtigen, so lange der rechtmäßige Besitzer lebt. Oder wer sollte denn das Recht haben, diese Gewalt, diesen Diebstahl zu begehen? wenn einer, dann auch jeder, und doch werden die Wenigsten damit zufrieden seyn, daß der Nachdrucker behaupten darf: ich bediene mich eines Rechts, das euch auch zusteht, dessen ihr euch nicht bedient, weßhalb ihr zwar thörichter seyd, als ich, aber keineswegs rechtlicher! Sie werden vielmehr den Nachdrucker als das ansehn, was er ist, als einen Dieb, und sich schämen, mit ihm ein Recht zu theilen, dessen Anwendung eine Sünde und Schande ist. Ihr aber, die ihr den Geist eines großen Schriftstellers als Nationaleigenthum betrachtet und für die Mittheilung desselben unbedingte Freiheit verlangt, die ihr zu klügeln pflegt, ob, wenn der Nachdruck verboten seyn soll, nicht auch Auswendiglernen und Abschreiben verboten werden müßte, bedenkt doch, ob ihr euer Auswendiggelerntes und eure Abschriften auch verkaufen

würdet, wie der Nachdrucker seyn Buch, ob der Unterschied nicht eben in diesem Verkauf liegt, und ob ihr nicht zufrieden seyn könnt, daß euch jener große Geist an Tugenden und Kenntnissen bereichert hat, und daß es wahrhaft demokratischer Übermuth wäre, auch noch die zeitlichen Vortheile theilen zu wollen, die seine Werke denen bringen mögen, denen er sie freiwillig überlassen hat. Seyd zufrieden, daß dieser Geist nicht blos über ein Eigenthum zu gebieten hatte, das baare Zinsen trägt, und das er nur einem oder wenigen schenken konnte, sondern daß er auch noch ein Höheres besaß, welches der Seele wuchert, und das er euch allen großmüthig geschenkt hat.

Das Genie schafft gute, der Geldwucher viele Bücher. Die Buchhändler tragen aber nicht allein die Schuld davon. Sie fordern die schlechten Autoren nicht öfter auf, als sie von diesen aufgefordert werden. Der Schein klagt die Buchhändler an und rechtfertigt sie; es sind eben Kaufleute. Je mehr die Meinung, und nicht mit Unrecht, verbreitet ist, daß der Buchhändler den Gewinn, der Autor die Ehre davon trage, desto leichter kann der Autor seine eigne Habsucht verbergen. Ich mag die vielen Satyren gegen das Dichten und Schreiben ums liebe Brod nicht mit einer neuen vermehren; Jedermann weiß, daß viele hundert Federn in Deutschland feil sind. Die einen dienen um ein ärmliches Tagelohn, die andern verkaufen sich an den Meistbietenden. Da

man seichte und schlechte Bücher am liebsten liest, und diese sich am leichtesten und schnellsten fabriciren lassen, ist ein edler Wetteifer zwischen Verlegern und Verfassern entstanden. Bald sehn wir einen unternehmenden Buchhändler ein halbes Dutzend Hungerleider besolden, die ihm Romane, Übersetzungen, Schulbücher und praktische Anweisungen verfertigen müssen; bald einen unternehmenden Autor ein halbes Dutzend Buchhändler in Bewegung setzen, denen er sich wie ein Zuchtstier abwechselnd in die Pacht gibt.

Der Grund der deutschen Schreiblust liegt zwar allerdings tiefer, doch trägt die Anarchie des äußern literarischen Verkehrs unstreitig sehr viel bei, den Bücherpöbel zur Herrschaft zu bringen. Wo alle kochen, wird schlecht gekocht; wo alle schreiben, wird schlecht geschrieben. Daß aber auch die schlechtesten Bücher gedruckt und gelesen werden, hat seinen Grund nur in den äußern Verhältnissen des Buchhandels und des Publikums. Wäre das Publicum gebildet genug, so würden die Buchhändler nur gute Bücher absetzen, mithin auch nur solche drucken lassen, so würden die schlechten Schriftsteller wie Pilze vertrocknen. Schlechte Bücher entstehen nur, wenn die Buchhändler wollen, und diese wollen nur, wenn das Publicum damit zufrieden ist. Allerdings sind die Buchhändler sehr oft gewissenlose Höflinge, die den Herrn, dessen Brod sie essen, oder das Publicum, noch schlechter machen, aber wenn sie einen tüchtigen Herrn hätten, so würden sie selbst besser seyn müssen.

Wer einmal für das Geld schreibt, hat schon alle Scham aufgegeben, der Eine, weil er muß, aus Verzweiflung; der Andre mit Bedacht, wie ein Possenreißer, um desto mehr Zuschauer anzulocken. Die gewöhnlichen Sünden dieser Büchermacher sind: Ehrlosigkeit, die keine Mittel scheut, um Aufsehen zu erregen, oder wenigstens Absatz zu bekommen; brutaler Hohn gegen die redlichen Autoren, denen sie in's Handwerk pfuschen, Schmeichelei der bösen und verborgnen Neigungen, und Beschönigungen des Lasters, theils um ein ergiebiges Feld zu bearbeiten, das die bessern Autoren ihnen übrig gelassen, theils um ihre Leser zu ihren Mitschuldigen zu machen; Heuchelei, wenn es gilt, der Frömmigkeit oder Ehrlichkeit einen Blutpfennig abzudringen; schamlose Dieberei und Flickerei aus bessern Werken, wenn dieselben Glück gemacht haben; endlich die alles umfassende, alles durchdringende Trivialität, die abgeschmackte Brühe, in der alles gekocht wird.

Schon bald nach Erfindung des Drucks überschwemmte die Polemik der Confessionen Deuschland mit theologischen Schriften. Als man endlich wieder etwas lustiger wurde, kam die Belletristik in Flor. Da man die zahlreichen Vortheile, welche die Schriftstellerei dem Eigennutz und dem Ehrgeitz gewährt, genau erkannt hatte, drängte sich alles zur Autorschaft, und selbst, die geschwiegen haben würden, sahen sich durch Freunde, Schüler, Angriffe und schlechte Bücher zur Abfassung ihrer eignen gedrungen. End-

lich erkannten die Buchhändler, welchen Gewinn sie vom Publikum ziehen könnten, wenn sie demselben alles Interessante aus dem bisher von der Zunft verschloßnen Reiche des Wissens mittheilten, das Heilige profanirten, das Gute der Fremden nationalisirten, und alsbald legten sie Fabriken an und besoldeten ihre Büchermacher für alle Stände, Geschlechter und Alter, für das Volk, die Jugend, die Damen, und vorzugsweise für alle, die an Masse die zahlreichsten, die Bücher auch in Masse bezahlen konnten.

Der Einfluß dieses Verhältnisses auf den Gehalt der Literatur ist verschiedenartig und hat wieder seine gute und böse Seite. Es ist allerdings ein schönes Zeichen der Zeit, daß die geistige Cultur allgemein befördert, daß jedem alles Wissen zugänglich gemacht wird. Indeß ist eben so gewiß, daß das ursprüngliche Licht der Aufklärung in so mannigfach graduirten Farben gebrochen sich verdunkelt, daß, was für die Masse gewonnen wird, vom Gehalt abgeht. Der Himmel streut die Gaben des Genius nicht allzu verschwenderisch aus. Viele sind berufen, aber wenige nur sind auserwählt, von hundert deutschen Schriftstellern kaum einer. Was nun die Geistlosen schreiben, ist wie sie selbst, und kein Werk verläugnet seinen Schöpfer. Die guten Bücher werden von den schlechten nur allzu leicht verdrängt, und da die Masse die Anstrengung scheut, so vergißt sie bei dem seichten Autor, den sie versteht, gern den tiefen,

der ihr schwierig erscheint. Sie hegt eine gewisse Ehrfurcht vor dem Gedruckten, und sieht sie nur ihre Gemeinplätze gedruckt, so erkennt sie den bessern Büchern den höhern Rang nicht mehr zu. Daß in Deutschland so viel Erbärmliches geschrieben wird, hat einen gewissermaßen physischen Grund. Die Genies wachsen bekanntlich nicht wälderweise, sondern einzeln und selten. Die vielen tausend deutschen Bücher werden nicht von lauter Genies, sondern vom Haufen geschrieben. Ich will indeß die Ehre einer so ansehnlichen Menge deutscher Männer nicht herabsetzen. Man kann der beste, ja der weiseste Mensch seyn, und doch kein gutes Buch zu Stande bringen. Mancher vortreffliche Mann erscheint uns erst ein wenig einfältig, wenn er für den Druck schreibt, wie umgekehrt mancher erst dann beseelt zu werden scheint, wenn er die Feder in die Hand nimmt.

Wir haben viele schlechte Bücher, wie in Revolutionen viele schlechte Menschen an die Spitze kommen. Sie sind für einen Augenblick allmächtig, im nächsten fallen sie in ihr Nichts zurück. Seufzt der Fromme, der Pöbel lacht. Zürnt ein Prophet, der Haufe wagt es, ihn zu verachten. Alle Bemühungen, die Wahrheit, die Gerechtigkeit und den guten Geschmack zu vertheidigen, scheitern an der Unverschämtheit der Modeschriftsteller. Wo recht viele Schlechte zusammen kommen, entsteht ein esprit de corps, der so heroisch ist, als gälte es das Heiligste. Man kann darüber reden, aber man soll sich nicht einbil-

den, es ändern zu können. Man kann nur wie Tacitus die schlechte Gegenwart schildern, ohne sich anzumaßen, sie bessern zu wollen. Man darf nur die Zeit abwarten. Schlechte Bücher haben ihre Jahreszeit, wie das Ungeziefer. Sie kommen in Schwärmen, und sind vernichtet, ehe man es denkt. Wo ist die theologische Polemik des siebzehnten Jahrhunderts geblieben? wo ist der Geschmack des achtzehnten, wo ist Godsched hingekommen? Wie viele tausend schlechte Bücher sind den Weg alles Papiers gegangen, oder modern in Bibliotheken! Die unsrigen halten nicht einmal so lange wieder, weil das Papier selber schlecht ist, wie der Inhalt. Die Moden wechseln zwar nur, und Thorheit und Gemeinheit wissen sich unter neuer Gestalt immer wieder geltend zu machen; doch die alten Sünder bekommen sicher ihren Lohn. Die Gegenwart duldet keinen Richter, aber die Vergangenheit findet immer den gerechtesten. Selbst unsre Thoren kennen und verachten die alten, ohne zu ahnen, daß es ihnen nicht besser gehen wird. Vermöge eines glücklichen Instinkts der menschlichen Natur, nehmen wir uns aus dem literarischen Erbe der Vergangenheit immer nur das Beste, oder wenigstens das Wichtigste heraus. Unter drei guten Schriftstellern erhält wenigstens einer erst in der Zukunft seine Apotheose, und unter hundert schlechten, die in der Gegenwart glänzen, bringt immer nur einer sein böses Beispiel auf die Nachwelt.

Es gibt schlechte Principien, die sich in der Literatur aussprechen, und jede Partei hält die entgegengesetzte für schlecht. Aber jede hat die Befugniß, sich auszusprechen, und das schlechteste Princip kann noch auf geniale Weise und zum Glanze der Literatur vertheidigt werden. Ein ganzer Teufel ist noch immer interessanter, als ein halber, matter, trivialer Engel. Nicht schlechte Principien, sondern schlechte Kräfte sind Schuld am Verderben der Literatur wie des Lebens. Die Mittelmäßigkeit, die Geistlosigkeit, die Schwäche, die Furcht vor dem Genie, der Haß gegen die Größe, die Unverschämtheit und die Anmaßung des literarischen Pöbels und die stillschweigende oder prahlerische Demagogie gegen die Aristokratie der großen Geister, kurz die Gemeinheit der Schriftsteller ist die Erbsünde der Literatur. Unbemerkt haben die Menschen die Grundsätze ersetzt und an ihre Stelle sich geschoben, wie in der französischen Revolution. Statt der feindseligen Principien verschiedner Parteien kämpfen die Edlen und Schlechten von allen Parteien. Es gibt wenig gute Bücher, aber von jeder Partei, und unzählige schlechte wieder von jeder. Während die Massen um ihre Grundsätze und Meinungen zänken, erheben sich die wenigen wahrhaft Gebildeten immer nur gegen die Gemeinheit der Massen. Sie ehren jede Kraft, selbst die feindliche; nur die Halbheit, Falschheit, Ohnmacht ist ihr unversöhnlicher Feind.

Die Umstände tragen vieles bei, daß eine so große Menge unberufener Autoren auftritt. Die Kunst ist profanirt worden. Man glaubt keiner Meisterschaft mehr zu bedürfen. Jeder achtet sich für ebenso befugt, zu schreiben, als zu reden. Die Gelehrsamkeit der Kaste ist so ins Absurde gerathen, daß die gesunde Vernunft der Laien eine Revolution dagegen erheben und einen leichten Sieg davon tragen konnte. Plötzlich brachen aus der Hefe des Laienvolks Publicisten und Romanschreiber, als andre Marseiller und Septembriseurs, unter die alten gelehrten Perüken, und auch die Poissarden fehlten nicht. Wie hätten die Weiber, bei denen der gesunde Menschenverstand immer wie an der Wurzel hält, ihre Sentimens und natürlichen Erfahrungen nicht geltend machen sollen, wie hätten sie nicht mit ihren Talenten glänzen wollen, da die Bahn des Ruhms ihnen offen stund. So sehn wir jetzt eine närrische Armee von Weibern und Kindern das Ballhaus zur literarischen Nationalversammlung machen, und dem deutschen Publikum Gesetze geben.

Der Gelehrte schreibt, weil er weiser zu seyn glaubt, als andre, und weil er die Schriftstellerei zu seinen Rechten und Pflichten zählt. Die Profanen schreiben, weil sie sich für gescheiter und gesünder achten, als die Gelehrten, und weil sie, indem sie uns zur Natur zurückführen wollen, zunächst ihre eigne für die rechte halten. Endlich ist es ein immer wiederkehrender Wahn der Einfältigen, der Eitlen

und der Jugend, daß, was für sie selbst neu ist, auch für die ganze Welt neu seyn müsse. Es entstehen täglich neue wissenschaftliche Bücher, worin auch nicht ein neuer Gedanke für die Welt ist, so neu auch alle dem Autor gewesen seyn mögen. Vor den Gedichten aber ist fast keine Rettung mehr. Wenn ein Jüngling liebt, meint er, die ganze Welt liebe zum erstenmal. Er macht Verse und wähnt, niemand habe dergleichen noch gehört.

Die Schreibwuth der Naturalisten hat diejenige der Gelehrten keineswegs verdrängt, sondern nur noch lebhafter angefacht. Die Universitäten machen es sich zur Pflicht, zu schreiben, was die Presse vermag, und gelehrte Bücher bilden die Stufen, auf welchen der Candidat in höhere Ämter schreitet. Wie kümmerlich fristet sich manches gelehrte Journal, aber es gilt die Ehre der Universität, und das ganze akademische Volk wird besteuert. Wie sauer wird es manchem Neuling, ein Buch zusammenzuschreiben, aber es gilt die Ehre und das Amt, und Noth bricht auch den eisernen Schädel. Die Arbeiten sind aber auch darnach, und man sieht ihnen alle die Mühe an, deren sie nicht werth sind.

Man beschäftigt sich je mehr und mehr, populär zu schreiben, der größern Masse des Publikums alles Nützliche und Belehrende mitzutheilen, was von Fremden oder durch die Gelehrsamkeit gewonnen wird. Selbst die strengsten Wissenschaften werden so zubereitet, daß auch der Ungebildete einen Geschmack da-

von bekommt. Es erscheinen: Mythologien für Damen, populäre Vorlesungen über die Astronomie, Hausapotheker und Selbstärzte, Weltgeschichten für die Jugend, die Weltweisheit in einer Nuß, und die Theologie in acht Bänden oder Stunden der Andacht und dergleichen. Wie zu des Heilands Geburt hält man einen allgemeinen Kindermarkt, und alle Buchhändlerbuden hängen voll Schriften für die (elegante) Welt, das Volk, die (gebildeten) Stände, die Damen, die (deutschen) Frauen, das (reifere) Alter, die (zartere, liebe) Jugend, Söhne und Töchter edler Herkunft, Bürger und Landmann, für Jedermann, für allerlei Leser, kurz für so viele, als der Buchhändler zusammen trommeln kann.

An und für sich ist das Bestreben, faßlich zu schreiben und die ungebildete Mitwelt zu belehren, eben so lobenswürdig, als die gelehrte Vornehmigkeit, die mit ihrer Hieroglyphensprache prahlt, und stolz darauf ist, daß der große Haufe sie nicht versteht, verworfen werden muß. Auch die wenige Strenge, mit welcher wissenschaftliche Gegenstände im populären Vortrag abgehandelt zu werden pflegen und der fade Ton, der sich dabei einschleicht, läßt sich zum Theil durch das Publikum entschuldigen, nach dessen Fassungskräften der Autor sich richten muß, wenn er gehört und verstanden werden will. Indeß läßt sich nicht verkennen, daß es doch nur wieder die vielen unberufenen Autoren sind, die auch hier das meiste verderben. Auch der seichteste Kopf maßt sich an,

fürs Volk zu schreiben, während er sich schämen würde, für die Gelehrten zu schreiben. Das Volk hält jeder für gut genug, ein Auditorium abzugeben, und für schlecht genug, um ihm auch das Albernste vorzutragen. Nichts erscheint so leicht, als für das Volk zu schreiben, denn je weniger man Kunst anwendet, desto eher wird man verstanden; je mehr man sich gehn läßt, je gemeiner und alltäglicher man schreibt, desto mehr harmonirt man mit der Masse der Leser. Je tiefer man zu der Beschränktheit, Brutalität, den Vorurtheilen und den unwürdigen Neigungen der Menge hinabsteigt, desto mehr schmeichelt man ihr, und wird von ihr geschmeichelt. Für das Volk schlecht zu schreiben, ist daher den schlechten Schriftstellern leicht und ersprießlich, daher es auch bis zum Frevel getrieben wird. Für das Volk aber gut zu schreiben, ist sicher etwas sehr Schwieriges und darum geschieht es so selten. Will man die Masse bessern und veredeln, so läuft man Gefahr ihr zu mißfallen. Will man sie über höhere Dinge belehren, so ist es höchst schwierig, den rechten Ton zu treffen. Man hat entweder zu einseitig den Gegenstand vor Augen, und spricht darüber zu gelehrt und unverständlich, oder man berücksichtigt eben so einseitig die Menge und entweiht den Gegenstand durch einen allzu trivialen, oft burlesken Vortrag. Die Schriftsteller fehlen hierin so oft, als die Prediger.

Indem Autoren und Buchhändler unter einander wetteifern, eine möglichst große Popularität ihrer

eigenen geistigen Produkte oder doch ihrer Bearbeitung fremder zu erzielen, wetteifert wieder das Publikum mit beiden, diese popularen Sachen zu kaufen und zu verschlingen. Das Popularmachen geschieht hauptsächlich auf drei Wegen, durch Zeitschriften, wohlfeile Ausgaben und Auszüge oder Handbücher.

Die periodische Literatur ist theils bloßen Anzeigen, theils Auszügen und einzelnen kleinen Geistesprodukten gewidmet. In beiden Fällen ist Popularität ihr erstes und letztes Ziel. Alle Zeitschriften sind Wirthshäuser, die nur der Gäste wegen da sind. Der anzeigende und rezensirende Theil derselben hat sich bei der ungeheuern Zunahme der Bücher selbst so unentbehrlich zu machen gewußt, daß er für eine bedeutende Menschenmenge wirklich an die Stelle der Werke selbst tritt. Man liest statt der Bücher nur deren Rezensionen. Mehrere hundert Zeitschriften für alle literarischen Fächer cirkuliren täglich in Deutschland, werden täglich von Millionen Lesern gelesen; und die Mehrzahl deutscher Leser liest mehr Zeitungen als selbstständige Werke. Wer nicht ein Gelehrter von Fach ist, nimmt kaum etwas anders Gedrucktes in die Hand, als auf Museen und in Lesecirkeln die neusten Blätter. So zerblättert sich die deutsche Literatur, indem sie popular wird. Man kann die vielen in jedem Fach jährlich neu erscheinenden Werke nicht alle lesen, aber man will doch wissen was darin steht, also lechzt man nach Rezensionen und Auszügen.

Bedeutendere Werke des In- und Auslandes, die man ganz zu haben wünscht, erscheinen in wohlfeilen, in beispiellos wohlfeilen Ausgaben. Diese neue Erscheinung im Buchhandel ist gewiß von großer Bedeutung. Sie vollendet erst die segensreiche Wirkung, die in der Erfindung der Buchdruckerkunst vorbereitet wurde, denn es ist nicht genug, daß die besten Schriftwerke auf die leichteste Weise vervielfältigt werden können, das Publikum muß auch in den Stand gesetzt werden, sich dieselben auf die leichteste Weise anzuschaffen. Was hilft es den ärmeren Leser, daß vorzügliche Werke vorhanden sind, wenn sie nicht zum Besitz derselben gelangen können? Offenbar gewinnt das Publikum durch die Wohlfeilheit der besten Geistesprodukte, und auch die Buchhändler können dabei nur gewinnen. Der einzige Nachtheil, den diese wohlfeilen Ausgaben mit sich bringen, besteht darin, daß nicht immer die besten Werke, sondern auch mitunter die schlechtesten, wenn sie nur Mode sind, dadurch eine schädliche Verbreitung erlangen, und daß die Erscheinung guter neuer Werke durch die Menge der ältern erschwert wird. Der Buchhändler sieht bei seinen wohlfeilen Ausgaben anerkannter Werke einen sichern Vortheil voraus, bei neuern Werken aber nur ein Risico, da die Leser und Käufer der lezten sich in dem Maß verringern müssen, als die der erstern sich vermehren. Es steht zu erwarten, daß die wohlfeile Herausgabe der anerkannten Bücher in ein förmliches System gebracht

werden wird; und daß dann neue Werke immer schwieriger durchdringen werden.

Man hat auch häufig dem Preßzwang Schuld gegeben, daß er viele schlechte Bücher veranlasse, und zum Theil mit Recht. Im Schatten bleibt manche Blume verschlossen, aber die Pilze schießen üppig auf. Indeß erstreckt sich der Preßzwang doch nur auf gewisse Zweige der Literatur, und in andern, die kein Censor beschneidet, wird nicht weniger gesündigt. Man kann nur sagen, daß der Preßzwang den Geist der Nation überhaupt verdumpft, indem er einzelne Äußerungen desselben unterdrückt, wie der ganze Körper krank wird, wenn ein Glied gelähmt ist.

Die Gewalt, welche die Schrift über die Meinungen übt, und der Einfluß der Meinung auf die Handlungen machen die Literatur zu einem wichtigen Gegenstande der Politik. Sofern jeder Staat ein unbezweifeltes Recht seiner Existenz anspricht und somit nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht der Selbsterhaltung sich zuerkennt, muß er nothwendig dafür sorgen, daß die Literatur keine Meinungen verbreite, welche jener Existenz gefährlich werden können, und dies sucht er vermittelst der Censur zu erreichen. Ob aber jener Zweck, den das Staatsrecht heiligt, dem allgemeinen Menschenrechte nicht widerspreche, ob er deßhalb erreicht werden könne, und ob jenes Mittel, die Censur, das rechte Mittel sey, das sind andre Fragen.

Der Mensch hat ein ursprüngliches Recht der Mittheilung und es entsteht ein nicht unbilliger Zweifel, ob ein Staat, welcher dieses Recht nicht garantirt, vollkommen zu nennen sey, und ob ein unvollkommner Staat eine ewige Existenz ansprechen könne. Aus der Mittheilung entspringt alle Cultur, und die Cultur ist der höchste Zweck der Menschheit. Verbietet ein Staat die Mittheilung, so hemmt er die Cultur. Hätte der erste Staat ursprünglich zugleich das Recht und die Kraft gehabt, die Mittheilungen seiner Bürger zu verbieten, so würde alle Cultur unmöglich gewesen seyn und wir würden noch auf der ersten Stufe stehn. Wir haben aber schon eine Menge Stufen zurückgelegt, und wodurch? Entweder dadurch, daß der Staat jene Mittheilungen nicht gehemmt hat, oder dadurch, daß das Menschenrecht über das Staatsrecht gesiegt, und in Revolutionen die strengen Staaten vertilgt und freiere neu geschaffen hat.

Überlassen wir es also der Theorie, auf doppelte Weise einerseits das Menschenrecht, andrerseits das Staatsrecht, und dort die Nothwendigkeit der Preßfreiheit, hier die der Censur zu vertheidigen, lassen wir die Philosophen und Staatsmänner über beides streiten und halten wir uns lediglich an die Erfahrung. Sie lehrt uns, daß der Sieg immer an die Kraft gebunden ist, daß einmal die freisinnigsten und gebildetsten Nationen mit allen noch so gegründeten Deklamationen für die Preßfreiheit durch einen

politischen Machtspruch zum Schweigen gebracht worden sind, und daß ein andermal auch die strengste Aufsicht und Kraftanstrengung der politischen Gewalten die Verbreitung opponirender Meinungen nicht hat verhindern können. Die Erfahrung lehrt ferner, daß die Preßfreiheit nach Umständen einmal zu wahrer Bildung, ein andermal zu zügelloser Ausschweifung, der Preßzwang einmal zur wahren Beruhigung der Völker, ein andermal zu allen Gräueln des Despotismus geführt hat. Ziehn wir aus allen Erfahrungen das Resultat, so ergibt sich, daß es niemals eine vollkommene Freiheit der Meinungen und Mittheilungen gegeben hat, daß immer eine herrschende Partei gewesen ist, welche die Meinungen der unterdrückten Partei bevogtet hat, daß dagegen die Parteien, namentlich die Anhänger des Menschenrechts und die Anhänger des Staatsrechts, beständig in der Herrschaft gewechselt haben, wodurch alle Meinungen zur Sprache gekommen sind, und daß in diesem Wechsel die Cultur unaufhaltsam fortgeschritten ist. Das Staatsrecht war immer stark genug, den Ausschweifungen der Freiheit einen Damm zu setzen, und das Menschenrecht immer stark genug, ein Versteinern im Staate zu verhüten.

Was die Censur uns raubt, ist weniger zu bedauern, als was sie uns bringt. Daß sie die Wahrheit zuweilen unterdrückt, ist schlimm, aber noch schlimmer, daß sie Unwahrheit und Halbheit hervorruft. Sie hat ohne Zweifel einigen Antheil an der

öden Phantasterie, die das praktische Leben flieht, und noch mehr an den schielenden Urtheilen, die namentlich in der politischen Literatur überall vernommen werden. Das Schwärmen ist uns erlaubt, vorzüglich in einer unverständlichen philosophischen Sprache, aber auf die praktische Anwendung unsrer Theorie dürfen wir nicht denken, auch wenn wir wollten. Mancher, der die Wahrheit sagen will, hüllt sie absichtlich in Nebel ein, durch die ein gewöhnlicher Censor, aber auch das gewöhnliche Publikum nicht hindurchsieht. Auf der andern Seite befleißigen sich die Praktiker des nüchternsten empirischen Schlendrians und hüten sich wohl, auf die bessere Theorie Rücksicht zu nehmen, und die Faulheit wird durch eine politische Rücksicht beschönigt. Endlich gibt es eine Menge Schriftsteller, die dicht unter der politischen Schneelinie nur zu einem krüppelhaften Wachsthum kommen, die, ohne perfid zu seyn, doch auch nicht ehrlich sind, ohne zu lügen, doch auch die Wahrheit nicht zu verkündigen wagen und in einer erbärmlichen Halbheit es zugleich dem Zeitgeist und der Censur recht machen wollen. Ihr Element ist überhaupt die Halbheit, und sie fühlen sich in einer Zeit, wie die unsrige, so recht zu Hause. So sehr sie sich auch in Tiraden gegen die Censur erschöpfen, ist sie ihnen doch so bequem, als den Ultras. Sie setzen sich altklug auf den Stuhl und geben ihr Orakel von sich, mit dem Finger auf der Nase ein geheimnißvolles Silentium gebietend, wenn es an eine Wahrheit

kommt, jedes Etwas als zu viel abweisend und jedes Nichts als wenigstens Etwas beschönigend. Leute, die in einer etwas bewegten Zeit nicht den Mund aufthun würden, plaudern sich jetzt satt. Jetzt erholen sie sich von ihrem langen Schweigen. Jetzt, denken sie, kommen wir an die Reihe. Sie verhehlen freilich auch nicht, wenn man ihnen mit Ernst auf den Leib rückt, daß sie ein wenig seicht schreiben, aber sie flüstern uns pfiffig zu, das geschehe mit Absicht, man müsse leise auftreten, nur wenig zu verstehn geben, im Hinterhalt da stecke noch viel.

Die Censur, selbst wenn sie mit der größten Tyrannei gepaart ist, kann doch den tiefen Athemzug des Lebens, die geistige Respiration nicht hemmen. Wenn man einem Vogel auch den Schnabel fest zu bindet und die Flügel bricht, so kann er noch durch die offnen Knochen athmen und leben.

Die Wahrheit kommt nicht abhanden, wenn man auch nicht auf jeder Straße drüber fallen kann. Sie wurzelt desto fester im Gemüthe, je weniger man sie von sich geben und sich an ihr heiser schreien kann. Man legt gewöhnlich ein zu großes Gewicht auf das, was die Censur zu schreiben verbietet. Eine einzelne lokale Wahrheit, die man verschweigen muß, wiegt jene Summen von Wahrheiten nicht auf, die jedem bekannt sind. Eine Nation, der man den Preßzwang auferlegt, ist gewöhnlich gebildet genug, um denken zu können, was sie nicht sagen darf. Eine Mittheilung mehr oder weniger würde keinen großen Unter-

schied machen. Diejenigen also thun wohl, welche die Preßfreiheit weniger als etwas blos Nützliches oder Schädliches, und mehr als eine Ehrensache betrachten. Der Nutzen oder Schaden ist bei einer gebildeten Nation gewiß von geringer Bedeutung, die Ehre aber, welche die Preßfreiheit, und die Schande, welche der Preßzwang mit sich führt, sie sind es vor allem, die uns jene Institute wichtig machen müssen. Ich halte es für eine große Schande, wenn ein deutscher Schriftsteller unvernünftige Dinge in die Welt hinein schreibt, aber für eine noch größere, wenn er es nicht thun darf.

Der Mensch hat von jeher seinen Gedanken gewisse Schranken vorgezogen, dieselben aber immer wieder übersprungen. Gerade indem er ängstlich an den Schranken umhergeirrt, ist er in wilde verzweifelte Phantasien gefallen und hat das Ärgste sich unterfangen; indem er aber die Schranken niedergerissen und allmählig weiter gekommen, hat er auch jene Irrthümer und wilden Ausbrüche hinter sich gelassen, wie Träume und Unarten der Jugend. So verhält es sich auch mit der Literatur, dem Spiegel des menschlichen Denkens. An den Schranken, die ihr Staat und Kirche ziehn, wird sie ängstlich und tobend umherirren und allerlei Ausschweifungen begehn. Man gönne ihr eine dauernde Preßfreiheit, so wird sie sich von selbst beschwichtigen; man nehme ihr den Zuchtmeister, so wird sie die Unarten von selber lassen.

Die Censur erscheint sehr oft dem Autor lächerlich, indem sie die unschuldigsten Stellen eines Werkes durchstreicht, und noch öfter der ganzen Lesewelt, indem sie nicht nur einzelne Stellen, sondern ganze Werke passiren läßt, die, wenn nicht unmittelbar, doch desto sicherer auf mittelbare Weise, den Geist fördern, gegen den alle Censur gerichtet ist. Die Censur ist eines von den Instituten, welche die Halbheit erfunden hat und die ihres Zweckes auf die Dauer beständig verfehlen müssen. Wollte sie consequent verfahren und ihrem Zwecke genügen, so müßte sie geradezu die ganze Literatur ausrotten, denn was sie in neuen Werken ausstreicht, lesen wir in alten, was sie billigt, läßt uns auf das schließen, was sie nicht billigt, und je strenger sie nur eine Ansicht der Dinge geltend machen will, desto schärfer wird durch den Gegensatz die andre hervorgehoben.

Religion.

Der religiösen Literatur gebührt der alte geheiligte Vorrang. Die göttlichen Dinge werden billig über alle menschlichen gesetzt. Dem heiligen Gegenstande bleibt seine Würde, selbst wenn er unwürdiger behandelt erschiene, als das Profane. Sollten wir mehr Geist für die weltlichen Wissenschaften und Künste aufwenden, als für die Religion, so bliebe die letztere nichtsdestoweniger der höchste Gegenstand geistiger Bestrebungen.

Religion ist der den Menschen eingepflanzte Trieb, ein höchstes Wesen anzuerkennen. Die Idee des höchsten Wesens an sich ist die eine und gleiche in allen Menschen, himmlischen Ursprungs und unabhängig von irdischen Modificationen. Die Art und Weise jedoch, wie die Menschen diese Idee in sich erkennen, ausbilden und darstellen, ist so verschieden, wie die Menschen selbst, nnd fällt unter die Bedingung alles Irdischen, ist einem Gegensatz und einer Entwicklung unterworfen. Die einige Idee hebt die

Mannigfaltigkeit der Ansichten, diese Mannigfaltigkeit hebt die Einheit der Idee nicht auf. Die Religion hat das Eigenthümliche, daß sie Kraft der in ihr liegenden Idee immer eine ausschließliche, Kraft der irdischen Bedingung immer eine einseitige Ansicht des höchsten Wesens enthält.

Die allen Menschen angeborne Anerkennung eines höchsten Wesens nennen wir den Glauben. Jeder Mensch glaubt an das höchste Wesen, an Gott, und die Idee desselben liegt allen noch so verschiednen Ansichten zu Grunde, der Glaube geht der Art, wie man glaubt, unmittelbar voraus. Dieser Glauben an Gott liegt allen religiösen Ansichten zu Grunde, die Ansichten aber sind verschieden, je nach dem menschlichen Vermögen und deren Ausbildung. Wir dürfen alle menschlichen Vermögen, in welchen der Glaube sich aussprechen kann, als sinnliche, gemüthliche und geistige bezeichnen. Der sinnliche Gläubige sieht Gott in der Sonne oder in der ganzen Natur, oder schafft sich ein künstliches Bild von ihm, und dient ihm in sinnlichen Handlungen. Der Gemüthliche empfindet Gott in den Gefühlen der Ehrfurcht, Liebe, des Danks, der Furcht. Der Geistige denkt Gott und abstrahirt sich aus dem Begriff des höchsten Wesens die höchsten Gesetze der Natur und des Lebens. Diese Ansichten erscheinen wieder nach dem Maaß der menschlichen Ausbildung mehr oder weniger vermischt, und die Mystik in der Blüthe des Mittelalters erkannte eine vollkommene organische

Offenbarung des höchsten Wesens zugleich an die Sinnen, das Herz und den Verstand.

Eine Religion ist sinnlich, wenn sie an die Offenbarung Gottes in der Sinnenwelt glaubt, und dieselbe entweder in Pantheismus der Natur, oder in der geistigen Verklärung der Natur zur Kunst im Bilderdienst erkennt. Eine Religion ist verständig, wenn sie eine Offenbarung Gottes im Verstand sich construirt, und das göttliche Gesetz logisch abwägt. Eine Religion ist gemüthlich, wenn sie eine Offenbarung Gottes in den Gefühlen annimmt, eine unmittelbare innre Erleuchtung, eine unsichtbare und unbegreifliche Ausgießung des heiligen Geistes. Eine Religion ist aber mystisch, wenn sie alle diese Offenbarungen vereinigt und mit allen Organen ihre Gesammtwirkung aufnimmt. In dieser mystischen Offenbarung erscheint die Idee am umfassendsten; ob auch am reinsten, hängt von der Ausbildung ab, der auch die Mystik unterworfen ist. Die sinnliche Religion erkennt das Göttliche nur in sinnlichen Vorstellungen, die verständige nur in Begriffen, die gemüthliche nur iu Gefühlen. In der lebendigen Durchdringung von sinnlicher Vorstellung, Begriff und Gefühl zeigt sich die ganze umfassende Idee. Die Bilder Gottes, die Beschreibungen Gottes, die Gefühle Gottes sind nur Bestrebungen, zur Idee Gottes zu gelangen. Nur der hat die Idee Gottes, der ihn zugleich schaut, denkt und empfindet. Die Idee wird in dreifacher Emanation zum bildlichen Symbol, zur

Verstandesdefinition und zum Gefühl des Herzens, nie zu einem allein, sondern zu einem in allem, und allem in einem. Jede Religion strebt nach diesem mystischen Glauben, und geht entweder in der Einseitigkeit unter, oder gelangt von der einen Offenbarung durch Vermittlung mit den andern zur höchsten. An diese Stufenleiter sind alle historischen Religionen geknüpft.

In der höchsten Blüthe des Mittelalters war das Christenthum eine Zeitlang mystisch. Die Geschichte scheint damals bis zu einem Wendepunkt gediehen zu seyn, und den ersten großen Akt ihres Schauspiels würdig beschlossen zu haben. Bis dahin drängten alle Kräfte zur Einheit; von da beginnt wieder die Entzweiung. Ein neues, höheres, vielgestaltigeres Leben blüht aus den Ruinen jener großen Vorzeit, und zum zweitenmal in weiterem Kreise schwingt die Geschichte sich um. In der Erinnerung der Vergangenheit liegt aber die Hoffnung der Zukunft aufgeschlossen, und wir lesen ihr Verhängniß in den prophetischen Büchern der Geschichte. Selbst die Natur belehrt uns, daß die zweite Schöpfung das Gesetz der erstern nur in höhern Entfaltungen des Lebens wiederholt. So werden wir auch in diesem zweiten Welttage den geheimnißvollen Zug aller getrennten Kräfte nach einer höhern mystischen Einigung nicht verkennen. In ihm liegt das Räthsel der Trennung selbst aufgeschlossen. Keine andere Bedeutung hat diese Trennung als in der Idee der Ver-

Vereinigung. Von jener frühern Einheit aber, von jener ersten Gestaltung einer mystischen Religion im Mittelalter müssen wir auf doppelte Weise anerkennen, daß sie die Idee weit vollkommner offenbart hat, als es eine sinnliche, gemüthliche oder verständige Religion vermag, daß sie aber zugleich einer noch niedern Stufe der menschlichen Entwicklung angehört. Jenes erhebt sie über unsre neuern vereinzelten Bestrebungen, dieses setzt das meiste, was wir als vereinzeltes davon hervorheben mögen, unter dieselben herab. Die neuere Entwicklung hat vieles ausgebildet, was in jener Zeit noch roh erscheint, aber nur in einzelnen Richtungen, die Idee hat sie noch nicht wiedergeboren und darauf beruht die geheime Scheu oder Achtung vor dem Mittelalter, die den Gegner wie den Vertheidiger unwillkürlich ergreifen, mag er sich auch, wenigstens im Verstande, noch so erhaben über jene Zeit fühlen. Wenn jetzt der tiefe Sinn für Natur und Kunst an eine seelenlose Mechanik und Technik gewiesen ist, ergreift uns wehmüthig die Erinnerung an eine Zeit, da der Glaube noch das äußere Zeichen beseelte, da das Göttliche noch auf mystische Weise mit dem Wunder der Schönheit in der Natur und Kunst verbunden war. Wir sehen die Werke jener heiligen Kunst mit staunender Bewunderung und fühlen, daß wir zu schwach sind, ähnliches hervorzubringen, weil die Idee uns fehlt. Wir haben das tiefe Bedürfniß, das Heilige auch in Natur und Kunst zu suchen, aber der Verstand spie-

gelt uns vor, daß wir es nimmer finden können, und lenkt unsre bildende Kraft auf das Richtige. Dieser Verstand selbst entbehrt jener höhern Weihe des Glaubens und sucht in ängstlicher Hast ihn aus sich selber zu erzeugen als Überzeugung, wie das Facit einer Rechnung, und läßt, was er gewonnen, immer wieder fahren und sucht weiter, was er niemals finden wird. Da denkt er mit geheimer Angst und nicht ohne Neid an eine Zeit zurück, da der Glaube noch den Begriff beseelte, da das Göttliche noch auf mystische Weise verbunden war mit den Gedanken, und eine heilige Ruhe und Zuversicht in den Denkenden wohnte. Das Gefühl endlich, das jetzt bis zur Verzweiflung sich verirrt, möchte zurückflüchten in eine Zeit, da es der Glaube noch beseelte, da das Göttliche noch auf mystische Weise sich ihm offenbarte und ein inniges starkes Band des Vertrauens um die Seelen schlang, und das gläubige Gemüth zu Entschließungen und Thaten begeisterte, welche das Blüthenalter des menschlichen Geschlechts bezeichnen. Allen aber muß die Einheit alles Lebens im Glauben, wie jene Zeit es offenbart, das höchste Wunder dünken. Bild, Gedanke, Gefühl durchdrangen sich überall. Was das Auge sah, empfand das Herz; was das Ohr vernahm, klang in den tiefen Seelen an. Und des Gedankens kühnsten und feinsten Getriebe waren wie Gold durchglüht vom Feuer religiöser Begeisterung. So war in engorganischer Verbindung eine Kraft mit der anderu verschlungen.

Das Göttliche, das dem Sinne als Wesenheit erschien, offenbarte sich dem Verstande zugleich als Nothwendigkeit und dem Gemüth als Liebe. Gott war etwas wirkliches, etwas nicht allein, aber auch sinnliches. Das System des Cultus, der Heiligen und Wunder erweiterte sich bis zum Pantheismus. Man untersuchte jedoch zugleich die innere logische Consequenz des Göttlichen. Endlich war die pietistische Gluth des Herzensglaubens damals noch auf's innigste mit dem äußern Cultus und mit der Scholastik vermählt. Sinn, Verstand und Gefühl durchdrangen sich auf mystische Weise in der Idee, und das ganze System war mystischer Idealismus, Ureinheit der Ideen Wesenheit, Nothwendigkeit und Liebe in der Idee Gottes.

Vermöge des inwohnenden Pflegmas zog aber der Sinn die Menschen abwärts und löste das schöne Band auf. Einseitig in grobe Sinnlichkeit entartend, stieß der Katholicismus Verstand und Gemüth von sich, und es geschah der ungeheure Riß wie in den Geistern, so in der Geschichte der Völker. Mit der Einheit war auch die Idee entwichen und das mystische Wunder. Dennoch sollen wir diesen Wandel nicht beklagen, noch in thörichter Selbstverläugnung die höhere Bedeutung der neuen Entwicklung verkennen. Die Idee ist an keine Zeit gebunden, und wir werden sie auf einer höhern Stufe wiedergewinnen. Auf jener Stufe war sie noch unvollkommen entwi-

ckelt, deswegen ging nicht die Idee, aber die unvollkommene Realisirung derselben unter.

Der erste Blick in die Geschichte des Christenthums belehrt uns, daß es in den frühern Jahrhunderten mehr den Verstand im Gegensatz gegen die heidnische Philosophie, und das Gefühl im Gegensatz gegen den sinnlichen Götzendienst der Heiden in Anspruch nahm, daß aber, als das Christenthum den vollständigen Sieg erfochten hatte, die Sinnlichkeit sie wieder herabzog, daß die sinnliche Anschauung des Göttlichen in Wundern, und die sinnliche Anbetung in einem ceremoniösen Gottesdienst wieder das Übergewicht erhielt, im Morgenlande durch Muhamed, im Abendlande durch die Päpste.

Welcher Katholik, welcher dichterische Geist auch eine sinnliche Offenbarung des Göttlichen zu glauben sich gedrungen fühlt, wird doch nicht läugnen, daß die Religion des Mittelalters in eine allzugrobe Sinnlichkeit ausgeartet, daß die göttliche Idee unter der Last sinnlicher Bilder und Zeichen gleichsam erdrückt und verschüttet, daß das Wunder gemein gemacht worden ist, und daß die Sinnlichkeit eine Herrschaft sich angemaßt, unter welcher der denkende Verstand und das innige Gefühl einen Zwang erlitten, gegen den sie nothwendig sich empören mußten. Die herrschende Kirche mißtraute dem Verstand und die inhumanen Mittel sind bekannt, durch welche sie denselben zu tödten bemüht war. Sie mißtraute dem Gefühl und suchte dasselbe durch äußere Werke zu

übertäuben. Wer die Gebete zählen mußte, konnte nicht mehr beten. Was Wunder also, daß der Verstand mit seinem alles durchdringenden Blitz endlich den stolzen Bau jener Kirche zerriß. Als er aber einmal zur Herrschaft gekommen, war es eben so natürlich, daß er seinerseits in einseitige Übertreibung verfiel. Er mißtraute jener Sinnlichkeit, der er einst erlegen war, und verdammte mit den äußern Zeichen auch die Offenbarung Gottes in der Schönheit, ja viele seiner Verfechter wählten die Häßlichkeit mit Vorliebe, um nur jenem Einfluß der Schönheit zu begegnen. Das Gefühl aber konnte nicht aufkommen gegen die kriegerische Besonnenheit jener Verständigen, die in ihm zwar keinen Feind, doch einen zweideutigen Nachbar erkannten, bei welchem der Feind leicht Posto fassen könnte, die ihm daher die Fesseln des Wortes anlegten, wie der Katholicismus ihm einst die der Werkthätigkeit aufgedrungen.

Da flüchtete das mißhandelte Herz, die Gotttrunkenheit andächtiger Seelen in die verfolgten Sekten des Pietismus. Aber auch sie sind in einer schroffen Einseitigkeit befangen, worin sie besonders die Verfolgung fortwährend erhält. Sie sind gleichsam ertrunken und aufgelöst in Gefühlen und können weder die Wirklichkeit des Göttlichen, wie die Katholiken, noch das Gesetz des Göttlichen, wie die Protestanten, erfassen. Sie schwimmen im Nebelhaften und Formlosen. Sie mißtrauen der Sinnlichkeit, weil sie dieselbe für eine Fessel halten, weil sie vom

festen Boden der Erde in ein unsichtbares Reich der Seligkeit verzückt zu werden streben. Sie mißtrauen dem Verstande, weil er überall Schranken erkennt, und das Überschwengliche schlechterdings nicht duldet.

Dies ist das große Schisma der Gemeinden in unsrer Zeit. So hat die Idee sich wieder in Vorstellung, Begriff und Gefühl zersetzt, die nun in höherer Entwicklung ihre Vereinigung suchen müssen.

Im gegenwärtigen Augenblicke stehn die Parteien auf dem Friedensfuß. Wenn auf der einen Seite die Polemik der gelehrten Theologen, ohne große Theilnahme des Volkes, fortwüthet, geschehen auf der andern Annäherungen und Übergänge. Der friedliche Zustand rührt zum Theil noch von der Ermattung der frühern Kämpfe her, zum Theil von dem Vorwalten weltlicher Neigungen und Bestrebungen, bei denen die Religion vernachlässigt wird. Im vorigen Jahrhundert zogen uns die Wissenschaften und Künste, in diesem zieht die Politik uns von der Betrachtung des Religionsstreites ab. Ist seit zehn Jahren wieder mehr von dem letztern die Rede gewesen, so ist doch der Zeitgeist keineswegs vorzugsweise für diese Angelegenheit gestimmt. Erst spätere Zeiten werden die Räthsel lösen, die in unsern religiösen Verwickelungen liegen. Die theologische Literatur ist der Spiegel des ganzen innern Lebens der Confessionen, und wir werden hier die wichtigsten Partien daraus betrachten.

Nirgends zeigt sich der Einfluß früherer Verhältnisse auf unsern heutigen Zustand so auffallend, als in unsrem Kirchwesen. Alles, was wir davon erblicken, trägt das Gepräge der Vergangenheit, und welcher Vergangenheit? eines Kriegszustandes, der damit endete, daß beide Parteien in schlachtfertiger Stellung versteinerten. Wir sehen an den gewaltigen Riesen hinauf, die immerfort mitten auf unserm belebten Markte stehen, und schauern ein wenig über die Größe, oder über die Wuth, oder über das Todte der mächtigen Gestalten. Es ist in der That eine ganz einzige Lage, in der wir uns in kirchlicher Hinsicht befinden. Möchte ein verschiedner Glaube immerhin an getrennte Stämme oder wenigstens Stände sich vertheilen, möchte der Haufen auf rohere, die Gebildeten auf feinere Weise glauben und beten, so wäre das nichts besonders, aber daß ein und dieselbe Nation mit gleicher Naturanlage, gleichen Schicksalen, gleicher Bildung und auf denselben engen Boden zusammengedrängt, sich in so durchaus verschiedne Kirchen, ohne Rücksicht auf Stand und Bildung, ich will nicht sagen getrennt hat, sondern nur getrennt erhält, ist wahrlich, so sehr wir uns daran gewöhnt haben, doch immer außerordentlich. Die Ursache dieser Erscheinungen aber, daß sich dieser Zustand erhält und uns nicht durchaus mißbehagt, liegt eben in jener Gewohnheit, die sich allmählich einfinden mußte, nachdem beide Parteien weder siegen, noch fallen, noch länger fechten konnten. Sie liegt aber

ferner in dem Umstande, daß die kirchlichen Fragen von wissenschaftlichen, ökonomischen und politischen ein wenig beseitigt worden sind, und man sich nicht ausschließlich mehr für die Kirchensache interessiren mag. Mitten im Frieden aber zeigt man sich von Zeit zu Zeit die Waffen und macht drohende Bewegungen, die immer wieder von wichtigen politischen Bewegungen verschlungen werden. Man darf behaupten, unsre Zeit sey so sehr von politischem Interesse beherrscht, daß die religiösen Bewegungen, die sich zeigen, nur aus den politischen gefolgert werden können, daß sie sogar künstlich durch diese erzeugt werden. Die einzige unabhängige, rein religiöse Bewegung, die durch den Druck politischer Verhältnisse zwar genährt, aber auf keine Weise von der Politik organisirt wird, ist die pietistische, und auch aus diesem Grund muß man dem Pietismus mehr reelle Kraft zuschreiben, als den verbrauchten Maschinerien andrer Parteien.

Die ganze Geschichte des Christenthums, ja sogar des Heidenthums, und vielleicht auch des künftigen Christenthums hat in Deutschland und in der Literatur ihre Repräsentanten. In der katholischen Kirche stehen sich noch immer die bischöfliche und papistische Partei gegenüber, und von Zeit zu Zeit kommen noch bald Mystiker, bald Dominikaner, bald Reformatoren zum Vorschein. Die Protestanten repräsentiren theils die ältern Christen, theils die künftigen, und bei ihnen erblicken wir nicht nur alle

Waffen, die jemals zu den verschiedensten Zeiten und von den verschiedensten Seiten her gegen den Katholicismus sich gerichtet, sondern, sofern ihre Lehren positiv sind, enthält sie auch die Keime künftiger Entwickelungen. Die nun auf die Zukunft sehn, finden im gegenwärtigen Protestantismus noch mannigfache Gebrechen und somit herrschen in dieser Partei sehr entgegengesetzte Meinungen. Endlich hat sich das Heidenthum wie in den Überlieferungen der katholischen Kirche, so im Libertinismus einiger Protestanten ebenfalls eine Stimme erhalten. Darf man sich also über die ungeheure Mannigfaltigkeit von Meinungen und Urtheilen, die über Religion obwalten, noch verwundern? Die Stimmen vergangner Jahrtausende mischen sich immerfort mit den heutigen, und will man sie alle verstehen, muß man sich in allen Zeiten umsehen. Kein Zeitalter war so roh, daß es nicht in dem unsern einen Repräsentanten aufzuweisen hätte, und man darf wohl auch sagen, keines wird so edel seyn, dem nicht wenigstens eine erhabne Ahnung des heutigen entspräche. Den Fuß im Abgrund und Sumpf ragt dies Geschlecht mit dem Haupt in ferne Sonnenhöhen.

Die Meinungen könnten friedlich neben einander bestehen, aber sie kämpfen, weil jede allein gelten will. Es gibt kein Volk, das so heterogene Elemente in sich vereinigte, dessen mannigfach modificirte Naturanlagen und Charaktere so sehr aller Normalität widerstrebten, als das deutsche, und doch suchen wir allem eine Norm aufzuzwingen, überall denken wir

zuerst an Normalzustände, Normalmenschen und wollen auch dann den unermeßlichen Reichthum verschiedener Entwickelungen nicht beachten, wenn sie dem Normalisiren entschieden in den Weg treten. Selbst die Naturwissenschaft geht von Normalmenschen aus, und beachtet alles, was der Gattung gemeinsam ist, nur nicht, was die Individuen unterscheidet. Wir haben noch keine Theorie der Gerüche in den Pflanzen und noch keine der Temperamente in den Menschen. So geht man in der Politik immer von einem Normalzustand aus und will alle Menschen nach einem Maße messen. So will man auch in der Religion keine Mannigfaltigkeit dulden, und wie sehr diese allenthalben sich kund gibt, in wie verschiedene Glaubensweisen die Deutschen sich trennen, will doch jeder die seinige zur alleingültigen machen.

Die Frage nach der äußern Kirchenverfassung ist eigentlich ganz unabhängig von der nach dem innern Lehrbegriff, und es ist beinah schon jeder mögliche Lehrbegriff bei jeder möglichen Verfassung bestanden. Es hat ein katholisches Presbyterium, eine katholische Episcopalkirche ohne Papst gegeben und der Katholicismus ist der weltlichen Macht, hier dem Gesetz, dort dem Monarchen unterthan worden, wie der Protestantismus. Es hat aber auch ganz artige protestantische Päpste, Bischöfe, Bannbullen und Ketzerrichter gegeben. Nicht die Art und Weise wie man Gott anbetet, nicht die Religion, sondern die Menschen und irdischen Verhältnisse machen hier die

Änderungen. Die Religion wird hier ganz in die Politik hineingezogen, die Kirche ganz zum geselligen Institut, allen Tugenden und Lastern der Gesellschaft Preis gegeben.

Es kann nur zweierlei Grundformen der äußern Kirchenverfassung geben, die Hierarchie oder die politische Kirche, d. h. die Kirche ist entweder von der weltlichen Macht unabhängig, oder abhängig. Die Hierarchie ist entweder Regiment der Priester oder des Volks, im ersten Fall ist sie priesterliche Monarchie, oder Papstthum, Aristokratie oder Episcopalkirche, Demokratie oder Presbyterism, im letztern Fall ist sie geistliche Demokratie der Laien selbst, mit Ausschluß der Priester. Die politische Kirche steht unter dem weltlichen Regenten, er sey König oder Consul, Mensch oder Gesetz, was für sie einerlei ist. Wichtiger aber ist der Unterschied, nach welchem sie entweder die ausschließliche oder nur die geduldete Kirche ist.

In Deutschland herrscht gegenwärtig die politische Kirche und zwar die monarchische, und zwar die nur geduldete. Wie die Protestanten durch ihr altes Kirchengesetz, so sind die Katholiken durch die Concordate und die Sektirer durch Schutzbewilligungen und alle insgesammt durch die herrschende Richtung des Zeitgeistes der weltlichen Macht unterworfen und diese ist die monarchische. Da aber alle einmal vorhandene Confessionen bei einander geduldet werden, ist keine die herrschende. Wie auch hier das Papst-

thum, dort das Episcopat, dort das Presbyterium, dort die pietistische Glaubensdemokratie mit schwachen Kräften Raum zu gewinnen sucht, wie auch noch, wo eine Religionspartei überwiegt, die Ausschließlichkeit sich zu erhalten trachtet, sie werden alle niedergehalten durch die weltliche Macht und durch eine allgemeine europäische Politik, für welche die kirchlichen Interessen nicht mehr Zwecke sind, sondern nur Mittel.

Was über die politischen Verhältnisse der Kirchen hin und her gestritten wird, trägt den Charakter der Schwäche. Man verfährt von allen Seiten säuberlich und der Widerstand der Hierarchie ist so selten oder so sanft, als die Gewaltstreiche der Politik es sind. Man will vor allen Dingen Frieden; es scheint, man befinde sich in der Nacht und wolle den Morgen abwarten, um sich ins Gesicht sehn zu können. Die Herrschaft der Politik über die Kirche bedient sich hauptsächlich nur der stillen Gewalt des Zeitgeistes, um sich ohne Skandal zu befestigen. Da der Zeitgeist für sie ist, so ist sie auch unabwendbar, welches auch ihr Recht seyn möchte; wäre der Zeitgeist gegen sie, wie im Mittelalter, so würde sie eben so unterliegen.

Bei allem, was man für oder wider den Katholicismus sagt, kommt es vorzüglich darauf an, wie man sich das Wesen desselben eigentlich denkt. Die meisten sehn darin einen todten Buchstaben, nur

die wenigsten eine lebendige Seele. Seine Verthei-
diger selbst legen dem System von Satzungen und
Vorschriften die Kraft bei, die ihn trägt und erhält,
und seine Gegner zielen auf nichts anders, wenn sie
mit Buchstaben gegen den Buchstaben anziehn, und
eine Satzung durch die andre, eine Auslegung durch
die andre zu vernichten trachten. Das Wesen des
Katholicismus ist aber in keinem Buche zu suchen.
Er ist auf keinen Buchstaben, sondern auf die Men-
schen gebaut; verbrennt alle seine Bücher, und es
wird Katholiken geben nach wie vor. Diese Bücher
thun so wenig als der Name zur Sache. Namen ist
Schall und Rauch, umnebelnd Himmelsgluth. Zwar
entspricht der Katholicismus auch jetzt noch vorzugs-
weise der sinnlichen Richtung, allein es liegt doch in
ihm noch die Ahnung jener Mystik des Mittelalters,
und sie ist es, die ihm die Herzen des Volks erhält.
Noch liegt in ihm die Richtung nach organischer, den
ganzen Menschen umfassenden Erkenntniß und Anbe-
tung Gottes. Noch haben die Sinne, das Gemüth,
der Verstand und das thätige Leben gleichen Antheil
an der Religion des Katholiken. Nur in diesem Sinne
ist die katholische eine allgemeine Kirche, denn nur
jene organische Erkenntniß bietet gleich der Erde dem
himmlischen Licht alle Seiten dar und ist deßfalls die
einzige, die auf Allgemeinheit Anspruch machen kann.
Was hier als Idee ausgesprochen ist, liegt wenig-
stens als dunkel geahndetes Bedürfniß in der Seele
des ungebildeten Katholiken und er findet es auch

auf rohe Weise in seiner Kirche befriedigt. Er sieht seinen Gott, er fühlt sich von seinem Daseyn mit andächtiger Leidenschaft ergriffen, er denkt ihn und er handelt für ihn. Darum genügt dem rohen Menschen die katholische Religion, wie keine andre, und auch der gebildetste würde sich damit begnügen, er würde keine andre mehr kennen, wenn bei ihm nicht einseitig ein Organ vorherrschte oder mit Hintansetzung des andern ausgebildet wäre, wenn die Zeit so weit vorgerückt wäre, um so viel umfassen zu können, als der vollendete Katholicismus an Bildung verlangt. Die Idee Gott mit allen Organen zu vernehmen und anzubeten, im Gegensatz gegen alle andern Religionen, in denen nur das eine Organ vorwaltet, ist äußerst einfach, aber die Realisirung einer ihr entsprechenden Kirche übersteigt das Vermögen der Geschlechter, die bis jetzt gelebt haben und leben. Ich wiederhole also, nur die Befriedigung jenes Bedürfnisses, wie sie der gemeine Katholik auf rohe Weise in seiner Kirche findet, ist die erhaltende Kraft, ist das Wesen des Katholicismus, und die Bücher, die das Volk nicht einmal kennt, sind nur einseitige Ausflüsse jener Kraft für die Gelehrten und gegen die Gegner, und allen Gebrechen der Wissenschaft unterworfen. Wer sie angreift, hat leichte Mühe, trifft aber den wahren Katholicismus nicht darin an. Alle Mißgriffe, ja alle Schändlichkeiten derer, welche die Volksstimme als echte Gottesstimme Pfaffen nennt, haben der erhabenen Idee nichts von ihrer Würde

rauben können, wenn man es nur versteht, die Sache von den Menschen zu unterscheiden.

Der Katholicismus ist mächtiger außer, als in der Literatur. Er verschmäht die Untersuchung, es genügt ihm an der Tradition, und er muß sich sogar der Sündfluth von Schriften entgegensetzen, welche diese Tradition in den Schatten stellen könnten. Von jeher war Tradition und Schrift im Widerspruch. Als Omar Alexandrien erobert, ließ er die ungeheure Bibliothek dieser Stadt, darin alle Schätze des Wissens jener Zeit aufbewahrt lagen, verbrennen, und gab den Grund dafür an: steht in diesen Büchern, was im Koran steht, so bedürfen wir ihrer nicht, denn wir haben den Koran schon, steht aber etwas andres darin, so müssen sie vertilgt werden, denn Gott ist Gott, und Muhamed ist sein Prophet, und der Koran ist sein Wort, was darüber ist, das ist vom Übel. In ähnlicher Weise dachten jene Mönche, welche die Buchdruckerkunst als die schwarze Kunst bezeichneten, und in der That ist ein Omarfeuer wirksamer und consequenter als ein catalogus librorum prohibitorum, während der Grundsatz beider nur ein und derselbe ist.

Indeß hat der Katholicismus, wie die Geschichte lehrt, sich in sich selbst schon oft verwandelt, und den Zeiten und ihren Bedürfnissen nachgegeben. Selbst die Strenge jenes Grundsatzes gehört keineswegs seiner Idee, sondern nur einer Zeitentwicklung an, und sollte die Freiheit des Wissens auch nicht mit

der Tyrannei der Kirche, einem Geschöpf der Zeiten, übereinstimmen können, so kann sie es doch mit der ewigen Idee des Glaubens. In diesem Sinn haben neuere Katholiken, unter andern Görres, auf der einen Seite den strengsten Glauben, auf der andern das freieste Wissen angesprochen und durch die That gezeigt, wie beides im Katholicismus bestehen könne.

Die sich aber auch nicht zu dieser Höhe der Ansicht erheben konnten, haben doch der Zeit in ihren Entwicklungen folgen müssen, und das verschmähte Wort selbst ergriffen, um die gefährliche Waffe entweder unschädlicher für ihre Partei zu machen, oder sie in ihrer ganzen Schärfe gegen die Gegner zu kehren. In dieser Weise sah man, trotz dem Geschrei der Mönche, die Gelehrsamkeit der Jesuiten, wie trotz dem Geschrei der Janitscharen, das europäische Kriegswesen unter den Türken entstehn. Man durfte eine Armatur nicht verschmähen, die den Feind so mächtig machte und opferte Sitten und Maximen auf, um das Daseyn zu retten. Die katholische Literatur hat demzufolge einen beträchtlichen Umfang erreicht, und umfaßt wenigstens halb so viele Werke als die protestantische. Auch nimmt sie, wie die Meßkataloge beweisen, mit jedem Semester zu.

Der Katholicismus hat die Nachtheile einer Defensive zu wohl kennen gelernt, daß er nicht die Offensive, es koste, was es wolle, wieder ergreifen sollte. Und die Gegner haben ihm dafür eben so

viele Blößen gegeben, als er sehr geschickte Vorfechter gefunden hat. An eine Contrereformation ist zwar noch nicht zu denken, doch unverkennbar ist die vorschreitende Bewegung der katholischen Partei. Indeß ist diese Partei über das, was sie eigentlich will, so wenig einverstanden, als vielleicht irgend eine andre deutsche Partei, weit weniger als es die Gegner ihnen wider ihr Verdienst zutrauen. Die consequentesten werfen sich unbedingt dem Papst in die Arme; unter diesen scheinen wirklich einige sich befriedigen zu wollen, wenn auch Alexander VI. wieder aufstünde, andre dagegen hoffen wenigstens immer auf den besten heiligen Vater. Keineswegs sind aber alle Verfechter des Katholicismus Ultramontanisten, und diese gemäßigte Partei ist noch immer von dem Geist jener bessern Bischöfe beseelt, die zwischen Jesuiten und Reformatoren, wie zwischen Berg und Gironde in der Mitte gern allgemeinen Frieden erhalten möchten. Die Männer dieser Partei widersetzen sich der Tyrannei des römischen Stuhls und dem Eindringen jesuitischer Söldlinge desselben, halten sich zu Fürsten und Volk, befördern Moral und Unterricht, und würden sich sehr leicht mit einer gewissen protestantischen Partei, welche sich im Sinn der anglikanischen Kirche dem Katholicismus nähert, verständigen, wenn die politischen Verhältnisse und zum Theil die Blindheit protestantischer Zeloten nicht undurchdringliche Scheidewände zwischen sie zögen. Außer diesen verdient allerdings die Partei der poe-

tischen Katholiken erwähnt zu werden, weil sie einen großen Einfluß auf die gebildeten und höchsten Classen üben. Diese Partei weiß entweder nicht, was sie will, oder sie will nur die Poesie des Mittelalters wieder haben, und kennt in der Regel die politischen Verhältnisse zu wenig, um sich in diesem Sinn zu interessiren. Sie wird daher nur ein Mittel für die Zwecke einer andern Partei, vorzüglich der Papisten, weil in dem poetischen Bilde, das sie sich entworfen haben, der Papst nothwendig den Mittelpunkt einnehmen muß. Es ist ein großer Fehler der Protestanten, der aber für ihre Ehrlichkeit zu sprechen scheint, daß sie die Entzweiung ihrer Gegner nicht benutzen, sondern vielmehr durch ihren Haß und Widerstand deren Einigkeit so viel als möglich befördern. Was wollen die, die ihr immer verwechselt? die Einen wollen unumschränkte Despotie des Papstes, die Andern eine allgemeine friedliche Kirche, die Dritten eine religiöse Kunst. Dieß sind sehr verschiedene Dinge.

Das Papstthum ist freilich durch seine eigne Schuld in argen Verfall und noch größern Mißcredit gerathen. Welche Demüthigung hat es erfahren müssen, und wie hat es sich durch eigne Laster lange Zeit geschändet und gegen sich selbst gewüthet. Es ist also nicht zu verwundern, daß die Papisten einerseits an ihre alte Idee und an die alte Achtung vor derselben appelliren, andrerseits an die Gegenwart

sich halten, auf ihre Ruinen sich verschanzen und verzweifelte Ausfälle thun.

Wir müssen die Idealisten des Ultramontanismus von den Materialisten desselben trennen. Jenen ist es um die Idee, diesen nur um die materielle Existenz zu thun. Jene sind daher streng gegen die Mißbräuche der Kirche selbst, weil sie die Idee entweihen, diese dagegen geben diese Mißbräuche keineswegs zu, sondern erklären sie für so heilig, als die Idee selbst. Der Papst steht demzufolge, wie die Bourbonen zwischen Ideologen und Praktikern, von denen die Einen für das Mittelalter predigen, die Andern für die Gegenwart handeln. Man kann die Einen auch Romantiker, die Andern Jesuiten nennen, und muß sie wohl von einander unterscheiden. Jene sind unabhängige Geister, diese Sclaven. Jene trennen sehr genau Idee und Erscheinung, diese halten sich nur an die letztre. Jene vertheidigen für den Papst die Idee der alten Kirche, gegen ihn zugleich die Freiheit des Wissens; diese bekümmern sich wenig um die Idee, wenn sie nur das freie Wissen unterdrücken können, damit man die Erscheinung besser glaube. Kurz, jene sind die Helden einer ewigen Idee, diese die Kopffechter einer vergänglichen Erscheinung. Die Gegner des Katholicismus übersehn dieses Verhältniß fast immer und bezeichnen auch die Ideologen, wie z. B. Görres, mit dem Eckelnamen Jesuit. Es sind gerade die Unfreiesten unter den Protestanten, welche die Freiheit der katholischen

Idealisten nicht einzusehn vermögen. Leute, die nach Freiheit seufzen, weil sie im eignen Geist ewig gefesselt sind, erkennen auch die Freiheit im andern nicht, oder sehn im Spiegel ihrer Verkehrtheit jeden in demselben Maaß für unfreier an, als er freier ist. So hat eine ganze Bande unfreier Seelen sich vereinigt, den genialen Görres, dessen Werke ein Triumph geistiger Freiheit sind, gleichsam durch Ostracismus aus dem deutschen Sternenhimmel herauszuwerfen. Die Ansicht, von der sie ausgehn, ist sicher die unfreieste, die es geben kann. Sie schreiben einem Glauben, in seiner bloßen formellen Äußerung alle Macht über den Menschen zu, da umgekehrt vielmehr der Mensch die Macht über den Glauben übt. Sie wähnen, daß, so gut wie sie selbst mit dem Siegel des Protestantismus gestempelt, sofort aus Schafen gebildete und freie Menschen geworden wären, auch auf der andern Seite jeder Mensch, durch das Siegel des Katholicismus gestempelt, nothwendig ein Barbar und unfrei werden müsse, und sie haben keine Ahnung davon, daß der Katholicismus im Geist eines genialen Menschen eine eben so würdige Gestalt annehmen könne, als der Protestantismus in dem ihrigen allerdings in eine unwürdige karrikirt wird.

Es gibt über alle Verderbnisse des Katholicismus weit erhaben, noch kräftige, reine Naturen, riesenhafte Genien, in denen die Idee wiedergeboren wird, denen der Mysticismus des Mittelalters or-

ganisch inwohnt, wie er ganzen Generationen der Vergangenheit ingewohnt. Unstreitig hat es zu allen Zeiten Charaktere gegeben, die als Repräsentanten einer andern künftigen oder vergangenen Zeit betrachtet werden müssen. Wie im Mittelalter selbst Arnold von Brescia, Petrarca und andre Vorboten der neuen Zeit, und vom protestantisch=republikanischem Geist durchdrungen gewesen, so hat unsre Zeit wieder ihre Repräsentanten des Mittelalters, die nicht auf eine äußere Weise durch Liebhaberei an jene Vergangenheit geknüpft, sondern innerlich von ihrem Wesen beseelt, organisch mit ihr verwachsen sind. Sie leben, denken und empfinden nur im Sinn des Mittelalters, alles tritt ihnen unter diesen Gesichtspunkt, und wenn sie zugleich die Bildung der neuern Zeit in sich aufgenommen, so huldigt dieselbe doch der mittelalterlichen Idee, und dient nur, das Licht derselben in einer neuen Welt von Bildern, Gedanken und Empfindungen auszustrahlen. In dieser Weise haben Tieck und Görres uns die Tiefen jener Weltansicht offenbart, die als die bewegende Seele einer der größten Epochen der Geschichte mit der Entwicklung des Geschlechts innig zusammenhängt und in der menschlichen Natur tiefe Wurzeln geschlagen, eine Weltansicht, die dem Mittelalter unter den Bedingungen einer reichern Natur und einer minder vorgeschrittenen Cultur offenbart worden, deren Vermittlung für den Culturzustand in unsrer Zeit aber nothwendig einmal erfolgen mußte. Tieck hat als Dich-

ter in der poetischen Auffassung des Lebens, der Kunst und der Charaktere des Mittelalters, Görres als Philosoph in der reifsten organischen Entfaltung der altkatholischen Grundidee, jene Mystik wiedererweckt und ihr Räthsel uns gelöst. Franz Baader hat sogar den Versuch gemacht, die spätere Mystik, die aus dem Pietismus der Protestanten hervorgegangen, namentlich die Mystik Jakob Böhmens, für den Katholicismus zu vindiciren. Dergleichen Erscheinungen sind bedeutungsvoll, da sie eine Annäherung der nur dem Namen nach getrennten, der Idee nach verwandten Parteien bezeichnen.

Indem solche freie Geister sich über die historischen Entwickelungen und über den materillen Verfall der Kirche erhoben haben, sind sie sehr verschieden von den befangenen Geistern, welche nur die Erscheinung, die gegenwärtige, verderbte anerkennen und vertheidigen, wiewohl sie diesen wenigstens gegen die Protestanten gelegen kommen. An den Vertretern einer hinfälligen Erscheinung mag man freilich vieles auszusetzen finden, doch soll man nicht vergessen, was die Barbarei, die jeden Kriegszustand begleitet, dabei verschuldet hat, so gut wie manche Gebrechen des Protestantismus durch denselben Umstand entschuldigt werden. Der Glauben ist das Schönste im Reich der Geister, wie das Weib das Schönste in der Natur. Beide verzerren sich in die äußerste Häßlichkeit, wenn sie statt Liebe Haß finden, und in ohnmächtigem Kampfe doch nicht sterben

können. Beide treibt die Verzweiflung eines unnatürlichen Verhältnisses auch zu eigner Unnatur, die ihnen zuletzt zur andern Natur wird. Die Süßigkeit, das Vertrauen und die stille Macht der Liebe werden Gift, Verrath, Gewaltthat.

Es ist in der That ein erhabenes und ächt tragisches Schauspiel, das uns die alte Kirche gewährt, bald Medea, bald Niobe, bald Entsetzen, bald Wehmuth erweckend. Unheilbar verwundet, kann sie doch nicht sterben. Von einer Fülle innerer Ideen geschwellt, findet sie nirgends Raum. An Herrschaft und Liebe gewöhnt, findet sie keine Arme und keine Herzen. Wie der alte König Lear ward sie verstoßen und mußte betteln von den kaiserlichen Schwiegersöhnen und ward mißhandelt, geplündert, gefangen, und sah die geliebte und verkannte Cordelia, des Herzens tiefen Glauben, grausam gemordet. Jetzt hat man sie endlich wieder befreit und ehrt ihr Alter und läßt sie wieder regieren unter einer sanften Vormundschaft. Sie lebt nun auf, aber was soll aus ihr werden? Mit ihrem Anspruch auf die höchste Autorität tritt sie wieder in die Mitte so vieler andrer Ansprüche, die Gewalt und Besitz und das Zeitalter für sich haben. Mit Liebe soll sie regieren, und die Sklaven, die sich ihr zum Dienst aufdrängen, kennen nur List und Gewalt.

Der Ultramontanismus hat es seit der Reformation wohl gefühlt, daß er mit doppelter Zunge reden müsse, mit der göttlichen und menschlichen, mit

der einen, um Befehle zu geben, mit der andern, um die Gemüther für den Gehorsam zu bearbeiten. Die zweite Stimme wurde den Jesuiten anvertraut, und abgesehn von diesem Namen vernehmen wir sie noch heute, ja in der jüngsten Zeit der Restauration weit öfter, als in der vorhergehenden der Revolutionen. So lange das Zeitalter roh, ungeschlacht und unverschämt war, mußten die Jesuiten vorzüglich Feinheit gebrauchen, weil sie den Feind nur von hinten her anfallen konnten. Nun das Zeitalter in dieser Schule selber fein genug geworden ist, müssen sie es umgekehrt mit der Unverschämtheit versuchen, weil sie dem vorsichtigen Feind so geradezu von vorn unversehens kommen, und ihn aus der Fassung bringen. Dieser Kriegsmanier getreu, studiren selbst die Klugen unter ihnen auf Dummheit, und stellen sich so brutal als möglich, was auch zum Theil deßwegen nothwendig ist, weil sie es jetzt auf den Pöbel abgesehn haben, während sie ehemals nur die höhern Stände zu überlisten trachteten. Zur Zeit der Reformation galt es ihnen, die Ansprüche des Volks durch die Fürsten, jetzt gilt es ihnen, die Ansprüche der Fürsten durch das Volk in Schranken zu halten. Damals richtete sich die Einsicht des Volks gegen den Glauben, jetzt richtet sich die weltliche Macht gegen die Hierarchie.

Wer mag es läugnen, daß es neben jenen genialen Ideologen und neben den ehrwürdigen und friedlichen Priestern der Kirche auch eine, in Deutschland

nur geringe Anzahl von Assassinen der sieben Berge gibt, die sich, eine zweite Judenschaft, zu Kammerknechten des heiligen Stuhls aufgedrungen und auf den Märkten auch der Literatur umherschleichen und uns auch dießmal statt des Ablasses, der sehr charakteristisch die Reformation bezeichnet, jetzt Fesseln bringen, die eben so charakteristisch das Zeitalter der Restauration bezeichnen. Man kann sie wie die Juden in alttestamentalische Schwärmer und in Schlauköpfe eintheilen, und wo sie sich anlegen, gibt es Schmutz. Dieser Schmutz, womit sie alles, was die Entwicklung der Zeit diesseits der Reformation segensreiches mit sich gebracht, auf empörende Weise besudeln, ihre dummdreiste Verläugnung aller Erfahrung, des Zeitgeistes und der Cultur, und die widerliche Affectation, mit der sie dennoch einen philosophischen Styl erkünsteln möchten, ihre unverschämte Zelotengeberde, die Blutgier, die uns aus ihrem Wolfsrachen unter dem Schafpelz entgegenlechzt, und die Raffinerie, womit sie Personen verlästern und verfolgen, um in den Häuptern die Heerde zu schlagen, alle diese Kunstgriffe stempeln ihre Werke zu dem Elendesten, was die Literatur hervorbringen kann, und Dank sey es der Wachsamkeit der Protestanten, die wenigstens die Ehre der Literatur rettet, indem sie wie ein reinlicher Hauswirth den Schmutz auskehrt, sollte sie auch die Gefahr, die davon droht, zu sehr überschätzen. Diese verzweifelten Zeloten sind der großen gemäßigten Partei unter den Katholiken

selbst verhaßt, und die Protestanten wissen sie von sich abzuhalten. Sie beflecken mehr, als sie schaden, und man kann ihre Tiraden, wenn man Lust hat, als Proben deutscher Preßfreiheit sogar schätzen. Sollte jedoch das Jahrhundert wirklich so einfältig seyn, sich durch ihre Capuzinaden bekehren zu lassen, so wäre es werth, bekehrt zu werden.

Eine sehr achtbare Partei unter den Katholiken ist jenen Umtrieben des Ultramontanismus durchaus fremd, und vertritt zwar die allgemeine Kirche, aber nicht die unbedingte Herrschaft Roms und den Mißbrauch derselben. Sie will Frieden und Eintracht, und deshalb auch Versöhnung der Kirche mit den dringendsten Anforderungen des Zeitgeistes. Sie folgt dem guten Beispiel der Protestanten in Rücksicht auf Bildung und sucht im Geschmack Josephs II. auch im Dunkel jener Kirche eine gewisse Aufklärung zu verbreiten. Sie trägt zur Verbeßrung der Schulen bei, und vermehrt und reinigt die Unterrichts- und Erbauungsbücher, wobei freilich eine arge Prosa unterläuft. Sogar die Bibel wird in einer äußerst nüchternen Übersetzung verbreitet, endlich wird Toleranz gepredigt und namentlich gegen die Mitbürger desselben Staates, und der bestehende Staatsverband wird den Fesseln Roms gegenüber in Schutz genommen und angepriesen. Auf diese Weise neigt sich die hier bezeichnete Partei allerdings zur politischen Kirche der Protestanten, und die Mitglieder dieser Partei, die am weitesten gehn, treten auch in die Tochter-

Kirche über, sobald die strenge Mutter sie verfolgt, wie wir mehrere bekannte Beispiele erlebt haben. Indeß herrscht in dieser Partei, wie in jeder gemäßigten, zu wenig Selbstständigkeit und Kraft, und sie ist ein Spielzeug in der Hand bald der päpstlichen, bald der weltlichen Macht, je nachdem die eine oder andre überwiegt. Auch sind die Unterschiede ihrer und der protestantischen Lehre zu groß, und die Eifersucht der Parteien zu blind, als daß ein eigentlicher Übergang der einen in die andre möglich werden könnte.

Die poetischen Katholiken werden von der schönen sinnlichen Seite des Katholicismus, von der Mystik seiner Ideen, und nicht minder von den Wundern ergriffen, die er in der Geschichte und in der Kunst hervorgebracht. Ihr reizbares Temperament liebt die erhabenen Eindrücke der Kirchenpracht, ihr Sinn für das Schöne vertieft sich in die Zauber der religiösen Kunst; ihr glühendes Gefühl schwelgt in Andacht und Begeisterung und gibt sich am heiligen Ort, in heiliger Stunde der schönen Ahnung einer nähern Gegenwart Gottes hin; ihre geschäftige Phantasie findet in der Mannigfaltigkeit der religiösen Mythen, Bilder und Gebräuche alle Befriedigung, deren sie bedarf, ihre Neigung zum Übersinnlichen, ihr Hang nach mystischen Räthseln, ihr Tiefsinn, der immer das am liebsten zum Gegenstande der Betrachtung wählt, was jenseits der Grenzen des Wissens liegt, und selbst die Verwegenheit ihres scharfen Ver-

standes, in immer tiefern Speculationen den Urgrund des Daseyns zu ergrübeln, findet in den Mysterien des katholischen Glaubens eine reiche Nahrung; endlich die Vorliebe für das Alterthümliche, das den poetischen Gemüthern eigen zu seyn pflegt, findet in den Erinnerungen des Katholicismus, in den gewaltigen und rührenden Bildern des Mittelalters wie die schönsten Gegenstände des Genusses, so die würdigsten Stoffe für den darstellenden Kunsttrieb. Wenn man das Daseyn vieler warmen, sinnlichen, poetischen Seelen nicht läugnen kann, so muß man auch zugeben, daß sie ganz vorzüglich vom Katholicismus ergriffen werden müssen, und ihre bedeutendsten Schriften beweisen hinlänglich, daß ihre Begeisterung rein ästhetisch und auf keine Weise erheuchelt ist. Es gehört daher nur zu den Thorheiten ihrer überreizten Gegner, unter ihnen verkappte Jesuiten zu wittern, und alle ihre poetische Begeisterung nur für ein Blendwerk zu halten, und auszugeben, hinter welcher sich nur boshaftes Raffinement hierarchischer Absichten verstecke. Namentlich hat Voß diese gehässige Meinung ausgesprochen, ein Mann, der überall nur Schwarz und Weiß und keine Farbe gekannt zu haben scheint. Die poetischen Katholiken haben sich in andächtigen Herzensergießungen, in historischen und poetischen Schilderungen und zum Theil in polemischen Schriften geltend gemacht. Wie der schöne sinnliche Gottesdienst der Gegenstand ihrer Neigung ist, so ist der nüchterne, verständige ein Gegenstand ihrer Abnei-

gung. Überdem ist es gewöhnlich der strenge Gegensatz ihrer angebornen Natur und ihres anerzognen Glaubens, der sie zu so eifrigen Vertheidigern des Katholicismus gemacht hat; es sind gewöhnlich ursprünglich Protestanten, die in ihrer Kirche sich nicht befriedigt gefunden und Proselyten geworden sind. Geborne Katholiken werden von Jugend auf an ihre Kirche gewöhnt, Protestanten erscheint sie neu, wunderbar, und der Contrast, der sie zum Übertritt veranlaßt, erweckt ihnen auch den Eifer, der alle Proselyten auszuzeichnen pflegt.

Man hat vorzüglich bemerkt, daß die meisten jener poetischen Gemüther in Rom bekehrt werden, daß der Anblick dieser Stadt den Eindruck auf sie macht, der sie zu einem, wie man nicht läugnen kann, so gewagten Entschluß bringt. Dies beweist aber gerade, von welcher Seite sie den Katholicismus betrachten. Es ist nicht sowohl der Glaube, der hier und dort derselbe ist, sondern die schlechte Dorfkirche, die sie hier kalt läßt, und das prachtvolle Rom, das sie dort mit den gewaltigen Eindrücken der Kunst bezaubert.

An die poetischen Katholiken hat sich eine Schar armer Sünder angeschlossen, über welche die Protestanten ein gewaltiges Geschrei erhoben haben. Es gibt nämlich viele sinnliche und verstandesschwache Menschen, die eben so stark zur Sünde hingetrieben werden, als sie sich vor dem dunkeln Verhängniß fürchten, das sie strafen soll. Solche flüchten, be-

sonders im Alter, in den Schooß einer Kirche, die ihnen Vergebung aller Sünden unbedingt gewähren kann, während ihnen der Protestantismus die schwere Bedingung der Besserung auflegt. Nachdem sie alle physischen und geistigen Wollüste durchgenossen, suchen sie jene alleinseligmachende Mutter auf und möchten gerne, von ihrer Liebe getragen, lebendig zum Himmel fahren. Doch gibt es auch wieder andre, die zwar ziemlich moralisch leben, aber eine ganz erbärmliche Furcht vor dem alten Adam, vor der Erbsünde und vor allen den Fehlern haben, die sie unbewußt begehen, und die sie um die Seligkeit zu bringen drohen. Um also auf alle Fälle sicher zu seyn, ergeben sie sich in die Gnade des Apostels, der das Amt der Schlüssel führt. Nach dem Maaß ihrer Sündhaftigkeit machen die erstern auch mehr, als die letztern von der Gnade Geräusch und übertäuben sich selbst und andre mit ihren Versicherungen. So talentvoll aber auch einige dieser gefallenen Engel den Katholicismus gepriesen haben, sie lassen doch immer einen Rest zurück, der nicht aufgeht, ihr irdisch Theil von Selbstbetrug oder Schmutz, der dann mit dem Heiligen, das sie verfechten, in den auffallendsten Contrast tritt und mit Recht jeden ehrlichen Mann indignirt.

Wenden wir uns zur protestantischen Literatur, so kann uns nicht entgehn, daß sie ungleich der katholischen eine höhere Bedeutung für die Confession und einen größern Einfluß auf die Confessions-

verwandten hat. Die Katholiken pflanzen ihr System durch einfache Tradition und äußere Zeichen fort, sie verlangen blinden Glauben und Gehorsam ohne alle Reflexion. Die Protestanten dagegen wollen überzeugen und überzeugt seyn und verlangen eine stets erneute Prüfung des Systems. Darum sind das Wort und die Schrift die Fundamente, deren sie nicht entbehren können. Unterricht, Predigten und Bücher sind von der Lehre der Protestanten unzertrennlich. Dies verleiht natürlich der protestantischen Literatur an Masse und Erudition ein unverhältnißmäßiges Übergewicht über die katholische, setzt sie aber auch allem Verderben der Vielschreiberei aus.

Wer wollte nicht erkennen, daß der gewaltige Umschwung des Denkvermögens und der Sprache, der die Höhe der literarischen Bildung, auf welcher wir jetzt glänzen, herbeigeführt hat, unmittelbar an die Anfänge des Protestantismus geknüpft ist. Wie jener titanenhafte Held, der die Blitze des Capitols in gewaltiger Hand aufgefangen, und auf die alten Götter zurückgeschleudert, zugleich des Wortes und der Schrift vor allem mächtig war, und in seiner deutschen Bibel den Felsen gegründet, auf dem die neue Kirche sich erbaut, so hat der Geist, dessen Verkünder er gesendet war, fort und fort mit der Freiheit des Denkens die Bildung desselben gepflegt, und von protestantischen Schulen und Universitäten ist zunächst alle Erudition der Wissenschaft, Sprache und Literatur ausgegangen.

Indeß hat dieser neue Geist auch in der protestantischen Kirche sich von den Banden der Autorität, die jeder Kirche den Haltpunkt gibt, nicht zu lösen gewußt, und unwillig über die lästigen Fesseln, die Theologie ihrem Mechanismus überlassen, und sich mit allen organischen Kräften auf die weltlichen Wissenschaften und Künste geworfen. Unter dem äußern Schutz, den die protestantische Kirche gewährte, gewann die Philosophie, die Naturwissenschaft, Jurisprudenz, Geschichte, Philologie alle die Freiheit, ohne welche sie zu der hohen Ausbildung, worin wir jetzt sie finden, nie hätten gelangen können, und somit ward die Theologie mittelbar eine Trägerin der schönsten Blüthen der Cultur, unmittelbar selbst aber verbaute sie sich in ein System von Rücksichten und Beschränkungen, die sich ihr als Nothwendigkeit aufdrängten, und mitten im Regiren und Protestiren, mußte sie doch etwas Positives festhalten, und sie konnte das Princip der Autorität, Legitimität und Stabilität, wiewohl sie es am Katholicismus verworfen hatte, doch selber nicht entbehren, und nahm es nur unter ganz andern Formeln wieder auf.

Wir unterscheiden eine doppelte Bedingung alles Positiven im Protestantismus, die Bibel und die symbolischen Bücher. Aller Geist, der diesen Bedingungen sich nicht fügen kann, entweicht auf die weltliche Seite, in die Philosophie, und der in der Theologie zurückbleibt, muß sich an eine absolute Autorität historischer, in der Schrift niedergelegter Tradition bin-

den. Hieraus hat sich ein doppeltes Verhältniß entwickelt, das der religiösen Diplomatik, welche die gegebenen Urkunden interpretirt, und das einer geschlossenen Priesterschaft, welche die Urkunden und das Schema für deren Interpretation bewacht.

Die protestantische Theologie bedarf eines reichen diplomatischen, philologischen, antiquarischen und historischen Apparats. Darum werden die Lehrlinge derselben weniger ans Leben und an das eigne Herz gewiesen, als an die Bücher, und das Studium nimmt sie von früher Jugend auf in Anspruch. Die Lichtseite dieser philologischen Theologie bewährt sich in vielen glänzenden Erscheinungen. An das Studium der alten Sprachen, zum Dienst der Exegese, knüpft sich das Studium des ganzen Alterthums, und indem wir die Bildung der Griechen und Römer uns aneignen und nach dem vergrößerten Maaß unsrer Mittel weiter entwickeln, entsteht eine unermeßliche Kette von Wirkungen, woran alles geknüpft ist, was die neue Literatur auszeichnet. Aber auch die Exegese selbst und die reiche Commentation der in der heiligen Schrift enthaltenen Lehren bedingen eine solche Verfeinerung des Scharfsinns und eine solche Vervielfältigung und Durcharbeitung von Begriffen, daß allein von dieser Seite für den menschlichen Geist ausnehmend viel gewonnen wird. Besonders wird, seit man vom Mystischen nichts mehr wissen will, seit man das Sinnliche verdammt und die Gefühle nur wie Nebel betrachtet, die man durch die Sonne des

Verstandes aufhellen müsse, in der logischen Abwägung der Pflichten das Trefflichste geleistet, und wenn man annehmen darf, daß der größere Theil der gebildeten Welt nicht mehr für innere Erregungen, sondern nur für äußre mathematische Beweise empfänglich ist, so mag es ganz an der Zeit seyn, daß man ihr die Tugend beweißt. Als ein besondrer Vorzug unsrer protestantischen Literatur muß ferner hervorgehoben werden, daß sie ungleich der katholischen gegen dissentirende Schriften tolerant ist, und statt des einzigen catalogi librorum prohibitorum lieber die ganze Menge der abweichenden Bücher in ihren historischen Apparat einregistrirt und sie der Vergessenheit selbst dann entzieht, wenn sie keine Anhänger mehr haben. Dieser Toleranz verdanken wir die Erhaltung vieler trefflicher Werke sowohl von Theosophen als von Freigeistern.

Die Schattenseite der philologischen Theologie trifft auf gleiche Weise das Leben, wie die Literatur. Was so oft den in Klöstern erzogenen Priestern der Katholiken vorgeworfen worden ist, daß sie an mechanische äußere Werke gewöhnt, ohne Kenntniß des Lebens und der Menschen, nicht würdig zur Sorge für die Seelen vorbereitet werden, kann man mit gleichem Recht auch auf viele protestantische Prediger anwenden, die in ihre Gemeinden treten und nur Bücher, nicht die Menschen kennen. In der Literatur aber wird ohnstreitig der überwiegende Einfluß der Philologie und Diplomatik dem Glauben selber nach-

theilig. Unter der erdrückenden Last von Citaten wird das Herz leicht beengt, die Critik macht kalt und die Schranken der Bibel wie der symbolischen Bücher bedingen einen Mechanismus der Formen, der mit stereotypischen Redensarten und todtem Buchstabenkram den Geist oft eben so austreibt, wie ihn die äußre Werkthätigkeit der Katholiken ausgetrieben.

Daran knüpft sich auch unmittelbar der Kastengeist, dessen Spuren die Literatur nicht abweisen kann. Die Protestanten kommen damit in eine ähnliche schwankende Stellung, wie die Katholiken mit ihren oben bezeichneten Aufklärungsversuchen, weil sie etwas wollen, was mit dem herrschenden System ihrer Lehre heterogen ist. Aus der gröbsten Orthodoxie hat sich die Theologie allerdings seit dem vorigen Jahrhundert glücklich befreit, und die bösen Zeiten sind vorbei, da sich Lutheraner und Reformirte auf offenem Markt hinrichteten und in Schriften ärger als Türken und Papst verketzerten; doch erhitzen sich einige Geistliche immer noch am Studium der alten Kämpfe zu neuer Scheelsucht. Am strengsten ist die Priesterschaft überall gegen den aufkeimenden Pietismus verfahren, weil ein natürlicher Instinkt sie lehrt, daß ihrem System von dort eine noch verborgne, darum desto größer scheinende Gefahr droht. Den Laien gegenüber haben die protestantischen Priester übrigens im Allgemeinen dem humanen Sinn entsprochen, den Luther, der erste Bürger unter den Priestern, in sie gepflanzt. Sie haben wohl auch hin und wieder nach

Hierarchie gestrebt, aber der weltliche Arm hat sie niedergehalten, und wenn man nicht zugeben will, daß sie dem Zeitgeist mit Überzeugung nachgegeben haben, so muß man doch wenigstens eingestehn, sie haben aus der Noth eine Tugend gemacht.

Betrachten wir die positiven Doctrinen, die Resultate der theologischen Kritik, wie sie von den ersten Reformatoren festgestellt worden sind, doch mannigfaltigen Modificationen Raum gewährt haben, so lassen sich alle divergirenden Richtungen auf drei zurückführen. Es gibt eine orthodoxe Partei, sowohl unter Reformirten, als Lutheranern, die sich streng an die symbolischen Bücher hält, deren Glaube auf den Buchstaben gegründet ist. Es gibt sodann eine kritische Partei, die in der Exegese die höchste Freiheit des Scharfsinns und der Urtheilskraft geltend macht, und allen Glauben auf den Begriff, auf die Logik gründet, daher ihr rüstiger Vorkämpfer, Paulus in Heidelberg, sie mit dem neuen, aber treffenden Namen der Denkglaubigen getauft. Eine dritte Partei endlich hält sich rein an die Bibel, abgesehen sowohl von den symbolischen Büchern, als von der Kritik, und ersetzt die Auslegung durch Gefühle, die sie schon wieder auf eine mystische Weise durch das bloße Wort erregt fühlt. Wo Phantasie und Sinnlichkeit mit ins Spiel kommen, streift diese Partei nicht selten ins katholische Gebiet hinüber, wo nur vorherrschende Gemüthskraft, Sehnen nach Andacht, Liebe, Zerknirschung und Buße waltet, in den Pie-

tismus. Wir besitzen namhafte Theologen, denen von groben Orthodoxen und feinen Kritikern bald das Eine, bald das Andre vorgeworfen wird, ohne daß eine förmliche äußere Abweichung Statt fände.

Während der Protestantismus auf diese mannigfache Weise positiv sich ausspricht, negirt er ununterbrochen den Katholicismus und, wie der Kampf auch periodisch nachläßt, er dauert mit seinem Gegenstand fort. Der Protestantismus ist aus der Negation entsprungen und trägt davon seinen Namen. Sein Wesen beruht zunächst in dieser Negation, wie er auch wieder positiv sich gestalten mag, und die Negation ruht nicht, so lange der Katholicismus ihm gegenüber steht. Die Art und Weise der Negation ist aber so verschieden, als die der Position. Ursprünglich war es der Verstand, der sich aus den Banden der alten Kirche befreite, und er ist es noch, dessen scharfes Schwert von den Kritikern gegen Rom geschwungen wird. Die orthodoxe Partei hat dagegen die Freiheit des Begriffs an das Wort abgegeben und ficht mit Buchstaben. Die Pietisten endlich haben wie den Verstand, so das Wort aufgegeben und waffnen sich mit dem Gefühl.

Bei diesem großen Kampfe ist ein Umstand von vorzüglicher Wichtigkeit, der aber nur von den Kritikern und Pietisten gewürdigt wird. Dem Katholicismus steht nämlich, sofern er der sinnlichen Richtung gefolgt ist, allerdings die verständige und gemüthliche gegenüber; aber auch, sofern er das Prin-

cip der Stabilität in sich aufgenommen hat, das Princip der Evolution. Der Erstarrung muß die Bewegung, dem Tode das Leben, dem unveränderlichen Seyn ein ewiges Werden sich entgegensetzen. Hierin allein hat der Protestantismus seine große welthistorische Bedeutung gefunden. Er hat mit der jugendlichen Kraft, die nach höhrer Entwicklung drängt, der greisen Erstarrung gewehrt. Er hat ein Naturgesetz zu dem seinigen gemacht und mit diesem allein kann er siegen. Diejenigen unter den Protestanten also, welche selbst wieder in eine andre Art von Starrsucht verfallen sind, die Orthodoxen, haben das eigentliche Interesse des Kampfs aufgegeben. Sie sind stehn geblieben, und dürfen von Rechts wegen sich nicht beklagen, daß die Katholiken auch stehn geblieben sind. Man kann nur durch ewigen Fortschritt, oder gar nicht gewinnen. Wo man stehn bleibt, ist ganz einerlei, so einerlei, als wo die Uhr stehn bleibt. Sie ist da, damit sie geht.

Die Orthodoxen haben gegen das Papstthum nur dieselben Seiten herauskehren können, welche dieses gegen sie gerichtet hat. Dort sahen wir Stillstand und hier wieder, dort Infallibilität und hier, dort Fanatismus und hier, dort eine Priesterschaft und hier, dort viele Ceremonien und wenig Worte, hier viele Worte und wenig Ceremonien. Die Kritiker haben sich daher genöthigt gesehn, von Zeit zu Zeit die Fanatiker des Protestantismus so gut zu bekämpfen, wie die römischen.

Diese Kritiker auf der einen, die Pietisten auf der andern Seite sind wirklich fortgeschritten. Indem sie aber eben deßhalb immer, sey es Idee oder nur Begriff und Gefühl von dem Einfluß historischer Formen unabhängig zu machen gesucht, und die Religion gegen die Kirche, die freie Entwicklung des Glaubens gegen die einmal als gültig anerkannten Normen desselben vertheidigt haben, sind sie in das sonderbare Verhältniß gerathen, gleichsam außerhalb der Geschichte zu stehn, und die Religion, wie eine Philosophie, vom Leben der Gesellschaft zu trennen. Sie eifern gegen alle Äußerlichkeit der Kirche oder sehen mit Mitleid auf die Bedürfnisse der Schwachen herab, und ihr weitverbreiteter Einfluß hat die Kirche aus den Händen einer unabhängigen Hierarchie befreit, um sie unter weltliche Ministerien zu stellen, wie alles, was öffentlich ist. Dieser precäre Zustand scheint unsrer Zeit vollkommen angemessen, indem er die Ungebildeten doch noch einigermaßen mit Äußerlichkeiten befriedigt, den Gebildeten dagegen Freiheit läßt, zu glauben, was sie wollen. Er ist aber auch nur precär, denn er dient nur der Entwicklung. Dieser müssen wir entgegeneilen und uns befriedigen, durch welche wunderbare Wege die Vorsehung den Glauben führen mag.

Betrachten wir die Orthodoxie noch zu Anfang des vorigen Jahrhunderts, so müssen wir die Rationalisten und Pietisten segnen, die dem menschlichen Geist auch nach diesem schweren Drucke wieder Luft

gemacht, und hat der Zustand der Protestanten seither auch zuweilen einem frechen Libertinismus und einer gehässigen Sectirerei Raum gegeben, so hat die Freiheit, die er edlern Geistern vergönnt hat, doch auch die schönsten Früchte getragen.

Betrachten wir zuerst die Kritiker oder die Helden des Verstandes, unter denen ich nur den großen Namen Lessing nennen will, um sie charakteristisch genug zu bezeichnen. Sie sind die Engel, die mit dem scharfen blitzenden Flammenschwert der Denkkraft in das Paradies der Kirche gesendet sind, um die unwürdigen Bewohner auszutreiben. Einer Masse gegenüber, die in roher Sinnlichkeit, in dumpfem Gefühl oder in blindem Autoritätsglauben entartet ist, einer Geschichte gegenüber, die auf jedem aufgeschlagenen Blatte nur beweist, wie weit wir noch zurück sind, welchen unendlichen Weg der Geist noch voraussieht, haben diese Männer eine Arbeit übernommen, die des menschlichen Geistes eben so auf die höchste Weise würdig ist, als er die schwerste Aufgabe für denselben seyn muß. Die Sinnlichkeit und der ganze historische Einfluß, das Gemüth und alle angeborne Schwächen der Menschen sind die Mächte, gegen deren Entartung und Verderbniß sie ankämpfen und der Verstand, das kleine Richtmaaß, ist das einzige Werkzeug, mit dem sie die Höhen und Tiefen des alten Felsen bewältigen wollen. Wenn die Art, wie die Denkkraft angewendet wird, auch selbst der Verderbniß unterworfen ist, so ist schon die

bloße Freiheit ihrer Anwendung für das menschliche Geschlecht von unermeßlichem Vortheil, denn nur im Bilden reinigt sich die Kraft. Zu dieser Freiheit gehört unmittelbar die Mittheilung, die Öffentlichkeit, oder vielmehr sie besteht nur im öffentlichen Denken oder Reden, denn ein Gedanke an sich im Innern verschlossen, kann so wenig frei genannt werden, als es möglich ist, ihn zu unterdrücken. Daß nun jene Kritiker alle religiösen Gegenstände zur Sprache bringen, ist an sich ein unsterbliches Verdienst, wenn sie es auch noch nicht auf die vollkommenste Weise thäten. Sie behaupten das ewige Recht der Gedankenmittheilung und machen dieses allgemeine Recht zu ihrer Pflicht, und hüten als sehr ehrenwerthe Wächter den einzigen Weg, auf dem die Meinungen sich austauschen, die Überzeugungen sich läutern können. Sie zeigen jeden offenen Frevel, der sich hinter den Schild der Religion flüchten will, achtsam an, und ziehen die verborgenen an das Licht. Sie zwingen den Gegner Rede zu stehn und strafen die Dummheit, die ohne Beruf herrschen will, und die Arglist, die eine schlechte Sache verheimlicht, um sie nicht vertheidigen zu müssen. Wer erkennt nicht den Segen religiöser Mittheilung, gegenüber jener asiatischen Abgeschlossenheit, da kein Volk weiß, was über den Bergen geglaubt wird.

Es liegt etwas schlechterdings Nothwendiges in dieser Prüfung des Verstandes. Jeder Mensch findet in sich den Verstand als ein intellectuelles Gewissen

und er vermag die Stimme desselben durch Täuschungen des Sinnes oder Gefühls zwar lange, doch nicht für immer zu übertäuben. Dies Gewissen regt sich aber auch im Ganzen des Völkerlebens und vernichtet in jenen Täuschungen die Wurzeln des Unrechts und des Elends. Es ist die reine Mathematik und Logik des Verstandes, die uns verliehen ist, um die Harmonie aller in uns liegenden Kräfte zu erkennen und zu bewahren. Sie kann die blühende Sinnlichkeit nicht hinwegdenken, aber sie mäßigt das Überwallen der sinnlichen Kraft; sie kann das tiefe Gefühl nicht aus den Herzen klügeln, aber sie führt die wahnsinnige Leidenschaft in die Gränzen der gesunden Natur zurück. Wenn daher die Sinnlichkeit uns zu seelenlosem Götzendienst verführt, das Gefühl ertödtet und den Verstand gefangen nimmt, wenn das überspannte Gefühl den Leib abtödtet und den Verstand in stumpfsinnigem Hinbrüten ersticken will, so wird eben dieser Verstand das gestörte Gleichgewicht erkennen und durch die Erkenntniß wieder herstellen. Dennoch kann der Verstand selbst in eine ganz ähnliche Tyrannei entarten, sofern er ausschließlich herrschen will, und dieses Extrem tritt in der Regel ein, sobald der Verstand siegreich ein Extrem der Sinnlichkeit oder der Leidenschaft überwunden hat. Der Verstand, der über die nächtliche Welt, darin sinnliche Triebe und monströse Leidenschaften durcheinander wühlen, ein überraschendes Licht verbreitet, woran das Ungeheure sich verzehrt, wie Traumbilder, wenn

das Auge den Tag sieht, wird eben so bald zur fressenden Feuersflamme und will nichts dulden als sich. Kaum hat er den Götzen entlarvt und gestürzt, so bannt er das schöne Geheimniß des Göttlichen ganz aus der sinnlichen Natur, kaum hat er die Raserei der Leidenschaften bewältigt, so läugnet er die Offenbarungen des Herzens. Kaum hat er die Aristokratie der Priesterkaste besiegt, so errichtet er selbst wieder den Wohlfahrtsausschuß, der jeden für kopflos erklärt, der Gott nicht blos im Kopfe hat. Zuletzt, und dies ist die Krisis seines Fanatismus, constituirt die Denkkraft sich als das Absolute, allem Seyn zu Grunde Liegende, und dekretirt von ihrem Ich herab das Daseyn Gottes, oder der Vernunft, oder wie ihr das Ding nennen wollt. An der Hand der Philosophie haben deutsche Theologen alle Stadien dieses Verstandesfiebers eben so consequent und gleichzeitig, nur mehr versteckt, durchgemacht, wie die Politiker praktisch und öffentlich in der französischen Revolution.

Man gab das todte Wort wieder auf, um ein lebendiges Denken an seine Stelle treten zu lassen, aber auch dieser Fortschritt geschah noch in der einseitigen Richtung, welche die Reformation vorgezeichnet hatte, ja er hat zum Extrem der Lehre geführt. Erst mit der Alleinherrschaft des Begriffs über das Wort, selbst das heilige, erreichte jene Lehre den Culminationspunkt, die bestimmt schien, den Sinnenglauben zu zerstören, und den Gefühlsglauben her-

vorzurufen. Man ließ einseitig nur das Denken Gottes gelten und verschmähte jede Vorstellung, jedes Gefühl des Göttlichen als Täuschung, ja das Wort selbst wurde mit Recht nur als ein Bild betrachtet, das an sich nichts und etwas nur durch den lebendigen Begriff sey, und das den freien Begriff nie fesseln dürfe. Die Unterordnung des Wortes unter den Begriff war ohnstreitig ein großer Fortschritt, aber die Ausschließlichkeit eines Denkglaubens, die Verwerfung der Vorstellung und des Gefühls war nur wieder die alte Einseitigkeit. Man verkannte die Natur des Denkens und schrieb der mittelbaren Erkenntniß durch Schlüsse zu, was nur einer unmittelbaren Erkenntniß der gesammten sinnlichen und geistigen Organisation des Menschen, einem Gemeingefühl des Göttlichen zukommt. Glauben war nur noch mathematische Überzeugung. Man glaubte nur, was man beweisen konnte, wie das Ein mal Eins, und da man den Glauben aus dem Beweise ableiten wollte, der selbst nur aus dem Glauben geführt werden konnte, so mußte man in die seltsamsten Widersprüche und Trugschlüsse gerathen. Wenn nichts so segensreich gewirkt hat, als die verständige Erkenntniß des frühern kirchlichen Verderbens, wenn auch das Denken Gottes, die Reflexion über die ewige Harmonie der Dinge der wahren Andacht niemals fehlen sollte, wenn auch gerade sie es ist, die uns die Bilder und Gefühle von Gott nicht vertilgt, aber reinigt, so ist doch auch kaum ein roher Götzendienst, kaum ein

dumpfes Andachtsgefühl, kaum ein sklavisches Worte-
beten so plump und arm gewesen, als jene logischen
Beweise von den Eigenschaften Gottes, die das höchste
Wesen zu analysiren streben, wie der Mineralog ein
Fossil, und deren letzter Satz: ich glaube, weil ich
denke! doch nie eines ersten: ich denke, weil ich
glaube! entbehren konnte.

Den Beweisen sind sehr natürlich die Zweifel ge-
folgt. Anfangs suchte man die Zweifel auf, um die
Beweise glänzender zu machen, nachher kamen sie
von selbst und der Verstand, ohne welchen es keinen
Glauben mehr geben sollte, verachtete bald die Ma-
jestät desselben, wie der Prätorianer den Kaiser,
der Seldschuk den Califen.

Jede Zeit fühlt sich und hat eine gewisse Eifer-
sucht gegen das Alterthum, wenn man diesem höhere
Kräfte zutraut. Jede Zeit hat aber auch ein natür-
liches Gefühl von der Macht, die sie beherrscht, und
unterscheidet dabei sehr richtig Wirklichkeit und Schein.
Deßwegen mögen es die Starken nicht leiden, daß
man sich vor den Bildern des Alterthums so erbärm-
lich demüthigt, und die Klugen sagen, man muß die
Wunder sehn, wenn man sie glauben soll. So hat
man längst die Bilder, die das Volk für wunderthä-
tig hielt, als wurmstichiges Holz hinweggebrochen
und sich endlich auch an die Tradition der alten
Wunder gewagt. Was man nicht als offenbare Lüge
zu beseitigen vermochte, hat man durch so genannte
natürliche Erklärung des Wunderbaren zu entkleiden

gesucht. Es gab sogar eine « natürliche Geschichte des großen Propheten, » darin Christus als ein ganz artiger Romanheld erscheint, zu geschweigen der Abscheulichkeiten, die vorzüglich im letzten Jahrhundert die christliche Tradition nicht erklären, nicht widerlegen, sondern nur beschmutzen sollten. Sie sind jetzt meist vergessen, weil der Atheismus im Indifferentismus wie Feuer im Rauch aufgegangen ist.

Es gibt eine ansehnliche Classe von Protestanten, die namentlich seit Voltaire von jeder Art Freigeisterei versucht worden sind, und die ihre Zweifel weder zu beseitigen, noch ihr Bedürfniß nach dem Glauben zu unterdrücken wissen, die sich daher in großer Angst befinden, sich beständig zur andächtigen Erbauung zwingen, und doch immer dabei von einem schadenfrohen Teufel gestört werden. Dieses unbehagliche Gefühl, diese Unruhe treibt sie in den Katholicismus und in den Pietismus. Bei weitem die größre Menge ist aber gleichgültig, läßt Zweifel und Beweise auf sich herunterregnen, und scheint in ihrer Geistlosigkeit so gut, als ob sie geistreich wäre, zu wissen, daß es nur Worte sind.

Die Heiden im Christenthum, oder die alle historische Tradition desselben sammt der Bibel verachten, und die man desfalls, sonderbar genug, Atheisten genannt hat, als ob sie nicht so gut, als die Christen, einen Gott glaubten, diese räudigen Schafe finden sich in den verschiednen Heerden zerstreut und stecken die gläubigen Seelen nicht selten mit Zwei-

feln und Spott an. Alles Historische der Kirche, Tradition und Priester, sind ihnen auf's bitterste verhaßt, und da die Tradition Worte enthält, und die Priester Menschen sind, so geben sie auch den Zweifeln Blößen genug. Jede geoffenbarte Religion ist denselben zuwider, erscheint ihnen als Menschentrug und Lüge, und sie machen zwischen Katholiken und Protestanten eigentlich keinen Unterschied, weil beide Tradition und Priester anerkennen. Es ist aber sehr merkwürdig, daß in ihrer Freigeisterei, die so sehr über den Gebrechen der Kirche erhaben scheint, doch dieselben Keime zu innrer Entzweiung und zur Hierarchie liegen. Die einen wollen eine Naturreligion, die andern die Vernunftreligion, und die Materialisten haben deßfalls ein katholisches, die Rationalisten ein protestantisches Princip, und beide suchen sich die entsprechenden Kirchen zu gründen, wenn sie mächtig genug werden, beide haben zur Zeit der französischen Revolution ihre Tempel aufgeschlagen, und die Priester der Natur sind mit denen der Vernunft in einen Kampf gerathen, der uns, wenn die Farce länger gedauert hätte, gewiß das ganze alte Weltspectakel wiederholt haben würde.

Da im Protestantismus so viel untersucht, besprochen und gelehrt werden muß, so fällt seine Literatur unausbleiblich in das Extrem des Wortmachens und der Vielschreiberei. Die Mehrzahl der an Geist minder begabten erschöpft und wiederholt sich nothwendig in den gebotenen und angenommenen For-

meln, und die Bücher werden wie die Predigten seicht und weitläuftig. Da der Zweck der Aufklärung auch eine populäre Sprache bedingt, so darf man sich über die ungeheure Menge von Erbauungsschriften für alle Stände, Geschlechter und Alter zwar nicht wundern, leider aber entspricht die Ausführung nur selten dem Zweck. Das Heilige wird in dieser populären Darstellung nur zu oft trivialisirt, und der kräftige Wein der Wahrheit so unter Wasser gesetzt, daß er widerstehn muß. Vom Einfluß geistloser Umgebungen, einer entnervten Gesellschaft, einer beschränkten Bildung ergriffen, plaudern viele Geistliche in ihren Erbauungsbüchern für Damen von den höchsten religiösen Ideen ganz so albern und kraftlos, wie von belletristischen- und Modegegenständen. Die große Verbreitung religiöser Schriften im Volke bringt sodann Vortheile mit sich, die den allezeit fertigen Büchermachern in die Augen stechen, und Deutschland wird von einer Menge von Werken überschwemmt, die einzig dem ökonomischen Zweck huldigend, statt die Gemüther zur Religion zu erheben, vielmehr diese in den trivialen Kreis der Alltagsconversation hinabziehen, und jeder Anstrengung des Denkens, jeder übermäßigen Wallung des Herzens vorbeugen. Von dieser Art haben vorzugsweise die Stunden der Andacht von Zschokke, einem der berühmtesten Allerweltsbüchermacher, neuerdings Epoche gemacht. Welch ein Buch! wie wahr nennt es der Verleger ein längst gefühltes Bedürfniß, nicht nur das seinige!

Wie schleicht dieß matte, süßliche Gift einschläfernd in die Seelen und schmilzt Herzen und Nieren in einen weichen Brei. Eine gleißnerische Sprache fließt wie Honig von den Lippen; der Priester legt den Stolz, den ersten Chorrock, ab und wird der liebe, freundliche Hausfreund, und drückt so warm die Hand; die eiserne Moral schmiegt sich biegsam wie ein Blankscheit an zarte Busen; die Andacht wird zum schwarzen Trauergewand, das so reizend den Teint hebt; die Begeisterung wird als Roth aufgelegt. Wie brauchbar scheint euch diese Schminke, diese elende Flachmalerei einer verschmitzten Tugend und koketten Gottesfurcht, die es sagt, wie viel sie heimlich Gutes thut, und nicht aufs Knie fällt, ohne den Rock in die nettesten Falten zu legen. Wie höflich ist Religion, die alte Zuchtmeisterin, geworden, wie artig und ohne sich zu compromittiren, kann man jetzt das eckige, strenge, gothische Wesen verbannen und zu der kleinen wohlfeilen Hauskapelle flüchten; wie zeitgemäß, welch ein längst gefühltes Bedürfniß des gebildeten Jahrhunderts ist ein Buch, das für uns betet, für uns gute Vorsätze hat, für uns empfindet, und das wir blos zu lesen brauchen. Wird in dieser Weise fortgefahren, so scheint der Zeitpunkt nicht mehr fern, da das wahrhaft religiöse Leben, die fromme Andacht, die Begeisterung der Liebe, Ehre und Gerechtigkeit, der Sporn zur That aus dem Gerüst leerer, glatter Worte eben so entweichen, wie sie dereinst den todten äußern Werken des Katholi-

cismus abhanden gekommen. Worte sind keine bessern Träger des Geistes, als äußre symbolische Handlungen. Ein System von geläufigen und schmiegsamen Begriffen kann eben so das wahre religiöse Leben heucheln, als jenes erstarrte System der äußern Werkthätigkeit. Die Reue, die guten Vorsätze können im Schwall der religiösen Lektüre so gut ersticken, als im Prunk der Opfer und Kirchenbußen. Man glaubt eben so leicht, gethan zu haben, was man blos gelesen, als man sich mit dem Abbeten eines Rosenkranzes befriedigt. Die Tugend selbst wird zu einer bloßen Reflexion über Tugend, ja die Vernunft, von der so viel geredet wird, ist nur das leere Wort, und die meisten jener Mäkler, Krittler, Fingerzeiggeber, Hausfreunde, Warner und Raisonneurs bringen nur eine traurige Abstumpfung oder Sophisterei gegen das Heilige hervor, die im Munde des gemeinen Volks zur Brutalität wird.

Die niedern Stände, immer die Affen der höhern, ziehen jetzt die abgetragenen Kleider derselben an, und viele sehen wir mit einer Aufklärung sich brüsten, die von den traurigsten Symptomen begleitet ist. Das Volk findet in einer kühnen Verläugnung des Heiligen eine neue Art von Absolution und sündigt leichter. Sein Unglaube ist roher, wie es sein Glaube gewesen. Schon nimmt es mancher Bauer für eine Beleidigung auf, wenn man ihm noch den frommen Glauben der Väter zutraut. Herr, hat mir schon mancher gesagt, hält Er mich für so dumm?

Auf der andern Seite aber tritt das Volk, von demselben Unglauben geängstigt, desto leichter zum Pietismus über.

Da indeß das deutsche Volk ein ziemliches Phlegma auszeichnet, und sein Familienleben es über Theologie, Politik, Wissenschaft und Kunst leicht tröstet, so ist es bei dem unermeßlichen Widerstreit der religiösen Ansichten einerseits, und bei dem leeren Wortemachen andrerseits in einen Indifferentismus verfallen, der nichts ähnliches hat, als etwa die religiöse Gleichgültigkeit in der letzten Zeit des römischen Heidenthums. Dieser Indifferentismus zeigt sich insbesondere bei den Protestanten. Einige eifern, einige denken, die meisten sind gleichgültig, hören ihre Predigt, wie es Sitte ist, und lassen übrigens Gott einen guten Mann seyn. Schon dieß Sprichwort zeigt von der Stimmung des Volkes. Wer ein tieferes religiöses Bedürfniß hat, wird Katholik oder Pietist. Die Katholiken sind durch ihren Glauben und durch die Äußerlichkeit desselben zu sehr befriedigt oder wenigstens in Anspruch genommen, als daß sie indifferent seyn könnten, doch hat sich die Gleichgültigkeit auch bei ihnen eingeschlichen, sofern es sehr viele unter ihnen gibt, die von protestantischer Bildung ergriffen, das Band, das sie bindet, abgeworfeu haben, und aus Bequemlichkeit kein neues knüpfen wollen. Sogar unter den Herrnhutern gibt es manche, die nur noch die Gewohnheit der Väter mitmachen, ohne dafür mit Überzeugung leben und sterben zu

wollen, und nur die neuen pietistischen Sektirer, nur solche Menschen, die sich der Verfolgung aussetzen, sind wahrhaft eifrig.

Zum Indifferentismus unter den Protestanten scheinen vorzüglich auch zwei Umstände beizutragen, denen man zu wenig Aufmerksamkeit schenkt. Einmal hängt im protestantischen Gottesdienst alles von der Person des jeweiligen Geistlichen ab. Für den Katholiken sind alle seine Kirchen gleich, und er verrichtet darin seine Andacht auch ohne den Geistlichen, oder es ist wenig Unterschied, welcher Geistliche dabei thätig ist. Darum herrscht auch, wenn ich so sagen darf, ein ungestörter Gleichmuth der Andacht überall unter den Katholiken. Bei den Protestanten aber kommt alles auf die Persönlichkeit des Predigers an; nur seinetwegen und nur, wenn er da ist, kommt man in die Kirche, nur auf ihn sieht man, nur mit ihm beschäftigt man sich, weil sonst nichts in der protestantischen Kirche die Aufmerksamkeit auf sich zieht. Absichtlich wird Sinn und Geist der Anwesenden von allem andern ab und auf den Prediger hingelenkt. Dieser hat es nun in seiner Gewalt, die Andacht und den religiösen Sinn zu erheben oder herabzustimmen. Ist er selber fromm, begeistert und besitzt er ein großes Talent der Beredsamkeit, so wird er vielleicht eine weit größere Wirkung hervorzubringen wissen, als ein katholischer Priester, der in seiner Kirche mehr Sache als Person ist, es zu thun vermag. Ist der Prediger aber ohne wahre

Frömmigkeit, ohne Gaben und Talente, von der schläfrigen Gattung der Gewohnheitsmenschen, oder gar ein eitles Weltkind im Priesterrock, so wird er auch den religiösen Sinn sicher weit weniger zu nähren wissen, als es ein katholischer Priester vermag, den so vieles andere unterstützt. Der protestantische Pfarrer macht alles oder nichts aus seiner Gemeinde; er allein kann die Kirche zum liebsten Aufenthaltsort der Gemeinde machen, er allein sie aber auch allen verleiden. Es gibt nun leider sehr viele unbegabte Prediger, ohne alle höhere Weihe. Diese sind es, welche die Gebildeten aus den Kirchen verscheuchen und nur die Heerde der Geistesarmen noch darin festhalten, aber ihre Andacht zu einem werthlosen Werk sonntäglicher Gewohnheit herabwürdigen, die nicht besser ist, als die Kirchenscheu der andern. Beides wird Indifferentismus. Die Einen lassen sich die schlechte, wässerigte Predigt gefallen, weil es einmal Mode ist, im Sonntagsputz den Kirchenstuhl zu drücken. Die Andern werden kühl gegen die Religion, weil sie unmöglich so elende Predigten anhören können. — Der zweite Umstand, der den Indifferentismus befördert, ist der katechetische Unterricht. Der ehrliche alte Meister sagt in seiner kleinen Schrift über die Einbildungskraft sehr richtig: «Der Cornelius Nepos und der Katechismus sind uns, blos weil wir sie einmal unter der Ruthe gelesen, Zeitlebens zum Eckel.» Er drückt sich vielleicht etwas zu stark aus, aber in der Hauptsache ist die

Bemerkung sehr treffend und wahr. Eine grosse Menge Menschen kann die Unterrichtsbücher, die ihnen in der Schule so viele Thränen und lange Weile gekostet, auch im Alter und selbst bei der Überzeugung, daß sie ihr nothwendig gewesen seyen, nicht ohne einen geheimen Widerwillen ansehn. Dieses Spiel der Phantasie, das mit den heiligsten und werthvollsten Gegenständen die Nebenbegriffe des Zuchtmeisters mit der Ruthe verbinden muß, hat den Indifferentismus mehr als man denken sollte, befördert. Das handwerksmäßige, ja zuchtmäßige Abrichten in der unreifen Jugend ertödtet oft den Sinn, den es wecken und bilden will.

Man hat in den neuesten Zeiten das Schädliche, und den Katholiken gegenüber besonders auch das Schimpfliche des Indifferentismus bei den Protestanten wohl gefühlt und es sich angelegen seyn lassen, demselben aus allen Kräften entgegen zu arbeiten. Demnach ist die religiöse Controverse nicht nur freigelassen, sondern sogar begünstigt worden, und dieselbe Censur, die in politischen Dingen wie ein Argus wacht, hat alle ihre hundert Augen für die religiösen zugeschlossen. Da indeß der Eifer der religiösen Doctrinairs die indifferente Masse des Publikums nicht zu erhitzen vermocht hat, da die innern Reizmittel nichts verschlagen haben, so ist man zu äußern übergegangen, und hat das verhallende Wort durch consistentere Werke zu stützen gesucht. Diese neuen äußeren Werke sind theils die Union zwischen

den getrennten protestantischen Confessionen, theils die Herstellung der bischöflichen Kirche, theils die Einführung einer neuen Liturgie, sämmtlich Mittel für eine festere äußere Consistirung des Protestantismus, durch welche wieder die innere Seele desselben erfrischt und belebt werden soll, wie auch in physischen Krankheiten durch äußere mechanische Stärkungen innere Erschlaffung gehoben wird. Man will die Muskeln des corpus Evangelicorum stärken, und hofft dadurch, auch die überreizten und dadurch abgestumpften Nerven wieder in eine gesunde Verfassung zu setzen.

So fern diese Neuerungen aus wahrhaft frommer Überzeugung und religiösem Eifer hervorgegangen sind, sofern sie dem schädlichsten aller Religionsübel, der religiösen Gleichgültigkeit, sey es auch auf was immer für eine blos äußere mechanische Weise, entgegen arbeiten, müssen sie ihrem Ursprung, ihrer Absicht nach geschätzt werden; und daher schreiben sich auch die zahllosen lobenden und preisenden Flugschriften und Predigten zu Gunsten derselben. Die Literatur der letzten Jahre hat uns aber auch eine große Menge Schriften gegen diese Neuerungen dargeboten, und diese Gegner haben nicht Unrecht, sofern sie das Unnütze oder gar Schändliche der Mittel rügen, wodurch diese Neuerungen eingeführt werden sollen. Abgesehn davon, was Parteigeist, zum Theil persönliches Interesse, gegen die Neuerungen

vorgebracht hat, lassen sich dagegen hauptsächlich drei Einwendungen machen, und sind gemacht worden.

Zuerst gilt, daß jede Neuerung in religiösen Dingen die Achtung vor dem Alten vernichtet oder schmälert. Das ehrwürdige Alter der protestantischen Einrichtungen ist für die Masse des Volks gewiß noch der stärkste Damm gegen den Indifferentismus. Reißt man diesen vollends auf eine authentische und legitime Weise um, so dürfte weder etwas vernünftiges, noch etwas glänzendes Neues die alte geheiligte Ehrfurcht ersetzen, und es dürfte die umgekehrte Wirkung erfolgen. Man dürfte gegen das Neue noch gleichgültiger werden, weil man weniger hergebrachten Respekt davor hat. Die vorgeschlagenen Neuerungen gehören nicht zu denen, die wie das Christenthum selbst in seiner ersten Erscheinung, oder wie später der Muhamedanismus und so auch der Protestantismus die Zeitgenossen aufregten und g e g e n a l l e ä u ß e r n B e f e h l e zur freien Selbstthätigkeit begeisterten. Es sind vielmehr Neuerungen, die auf einen äußern Befehl gegen die freie Selbstthätigkeit gerichtet sind. Ihre Stärke liegt in einem äußren Zwange, nicht in einer innern Begeisterung. Sie sind daher auch bei weitem lauer, schwächer, ohnmächtiger, als jene natürlichen Neuerungen, und zugleich auch schwächer, als die alten Gewohnheiten, die sie umstürzen wollen. Am stärksten wirkt das Neue nur, wenn es lebendige Überzeugung, eigner freier Wille, nichts Gebotenes, Aufgedrängtes ist.

Soll dem Menschen aber einmal in religiösen Dingen etwas geboten und aufgedrängt werden, so wird gewiß das Alte, was schon seiner Väter Väter gewohnt waren, mächtiger auf ihn wirken, als jedes Neue.

Zweitens gilt, daß alle befohlenen und künstlichen Vereinigungen die freiwilligen und natürlichen Trennungen befördern. Die Geschichte liefert auf jeder Seite den Beweis. Je strenger die bischöfliche Kirche der Engländer auf Einheit drang, desto zahlreicher nahmen die Nonconformisten überhand. Und sehn wir nur uns selbst an. Vor dem Unionsvorschlag lebten Lutheraner und Calvinisten in der friedlichsten Eintracht bis zum gänzlichen Vergessen ihres früheren Zankes. Kaum will man sie vollends äußerlich vereinigen, so wird ihnen plötzlich bange, sie sehn sich einander verdächtig an, sie rühren die alten Schäden wieder auf, und nur die allerindifferentesten gelingt es, zu vereinigen, jene Heerde der Lauen oder Pfiffigen, die sich alles gefallen lassen aus Trägheit, oder um eines zufälligen Vortheils willen. Was ein Mittel gegen den Indifferentismus werden sollte, wird der Triumph desselben, und die man vereinigen wollte, trennt man desto entschiedner. Man täuscht sich gewöhnlich über die Leichtigkeit der Vereinigung, indem man die Stärke des Unterschiedes nicht gehörig berechnet. Wie schon oben gerügt worden, hat sich in religiösen Dingen das Vorurtheil eingeschlichen, als hinge alle Trennung und Vereinigung von

Worten ab, als beruhe überhaupt alle Religion auf Satzungen. Dieses Vorurtheil hat fast alle Menschen total verblendet, während sie doch ein ganz entgegengesetzter Erfolg beständig in die Augen schlägt. So hat man den Katholicismus zu stürzen geglaubt, indem man seinen todten Schatten in Satzungen und Worten angegriffen. So glaubt man auch, der Unterschied zwischen Lutheranern und Reformirten bestehe nur in ein paar Satzungen, und sey verschwunden, so bald man diese ändre. Aber dergleichen Satzungen sind immer nur ein Schiboleth, oft ein ganz zufälliges, von Parteien, die auf etwas ganz anderes, als auf Worte und Buchstaben, die auf den ursprünglichen Unterschied in der Natur der Geister gegründet sind. Die Reformirten unterscheiden sich nur äußerlich durch das leicht zu ändernde Schiboleth, innerlich aber durch die unveränderliche Tendenz zum Denkglauben, zum Kriticismus, zur eigenen Überzeugung durch eigenes Forschen, mithin auch zur Nonconformität und beständigen Kirchentrennung. Verständen die theologischen Diplomaten, die das Arrondirungssystem auch ins unsichtbare Geisterreich hinübertragen wollen, die Sprache der Geister, so würden sie sogleich entdecken, daß es eine contradictio in adjecto sey, die Reformirten mit den Lutheranern, oder in höherem Sinn die Denkgläubigen mit den Wortgläubigen vereinigen zu wollen. Man muß nicht sowohl auf die Namen, als auf die Sache sehn. Es hat Denk- und Wortgläu-

bige unter beiden Parteien gegeben, doch ist immer nur der ein ächter Lutheraner zu nennen, der auf den Buchstaben der Bibel schwört, und ein ächter Reformirter, der nur das glaubt, was er durch eigne Überzeugung gewonnen hat. Darum sind aus der reformirten Kirche so unzählige neue Secten hervorgegangen, und der Idee nach bildet in ihr jeder Mensch seine eigne; während die lutherische Kirche einig und sich treu geblieben ist.

Drittens hat man bei dem Unionsversuch nicht gehörig betrachtet, daß aller äußere Kirchenzwang die innere Kraft der Andersdenkenden und Sectirer verstärkt nach Gesetzen des Hebels. Nichts könnte wohl so geeignet seyn, die Stillen im Lande endlich zu Lauten im Lande zu verwandeln, als die unprotestantischen Mittel, womit man sie aus protestantischem Eifer in die Uniformität der Kirche zwingen will. Jene Uniformität, jene äußere Werkthätigkeit, die den Indifferentisten sehr unbedeutend erscheint, ist den Pietisten eine Sünde wider den heiligen Geist, und indem man sie dazu zwingt, und ihnen auf der andern Seite ihre Privatandacht verbietet und mit polizeilicher Brutalität stört, so macht man sie nur zu Märtyrern, und befördert ihre Sache. Der Gesetzgeber ignorirt die pietistische Ansicht, er geht nur von seiner eignen aus; aber ist es wohl weise? Er darf sie vielleicht ignoriren, wenn er sie nur duldet, aber eine Sache zu verdammen, ohne sie zu hören,

hat früher oder später immer nur den Richter selbst bestraft.

Wer spricht indeß von Zwang? Nur wenige wagen auf einen «politischen Nachdruck» bei Einführung der Union und neuen Liturgie zu dringen. Nur die verwerflichen Schergen eines politischen Absolutismus erfrechen sich, auch unbedingt auf den religiösen zu dringen, und den Grundsatz cujus regio, ejus religio neuerdings wieder geltend zu machen, wie ein gewisser Baltzer in Stettin gethan hat. Die Vernünftigen fühlen, daß die Zeit solcher Grundsätze vorüber sey, daß nur die freie Entschließung der Gläubigen jenes neue Kirchenthum begründen und befestigen könne. Aber sie rechnen auf eine douce violence von der einen, auf eine douce resistance von der andern Seite. Sie hoffen, daß der gute Wille und die nachgiebige Vor- und Rücksichtlichkeit, die seit geraumer Zeit in allen weltlichen Angelegenheiten herrschende Gefügigkeit auch in religiösen Dingen jeder von oben her gebotenen Neuerung eine weite Verbreitung sichern werde. Sie verabscheuen den groben Zwang, aber der feine scheint ihnen desto genehmer. Sie appelliren an den guten Willen, an den Patriotismus der Staatsbürger, als ob es sich von einer Collecte, von freiwilligen Steuern und Anleihen handelte, als ob die Leute geben könnten, was sie doch nicht haben, nämlich den Glauben an das Neue, die Überzeugung von dessen Göttlichkeit. Man kann wahrhaftig eben so wenig aus gutem Willen

und Rücksicht gegen fremde Wünsche, als aus Zwang seinen Glauben, selbst nicht in den kleinsten Dingen ändern, die Worte, die Handlungen wohl, aber nicht den Glauben, den Schein wohl, aber nicht das Wesen. Eine Kirche, die man versuchsweise auf diesen indifferenten, geschmeidigen, allem sich fügenden guten Willen, auf eine gewisse religiöse Höflichkeit bauen wollte, würde wahrlich auf weit schwächern Füßen stehn, als eine verhaßte, nur erheuchelte, die offene Gewalt und Zwang gegründet.

Der Pietismus ist die letzte und vielleicht die wichtigste Erscheinung, die wir im religiösen Gebiet zu betrachten haben. Wir sehn ihn ahnungsvoll in der Literatur wie im Leben immer weiter um sich greifen, und scharfen Blicken ist es nicht entgangen, daß er nichts mehr Vereinzeltes und Vorübergehendes ist, wie früher, daß er nicht blos zu den religiösen Curiositäten, zu den seltenen Mißgeburten einer gewissen vergänglichen Crisis gehört, sondern daß er einen großen, wenn auch keineswegs äußerlichen, aber innerlichen Zusammenhang hat und die Keime zu großen Entwickelungen in sich trägt. Unscheinbar und geräuschlos nach seiner Art, schlägt er seine Wurzeln desto mehr in die Tiefe. Gerade diese Beseelung nach innen ist es, die ihm im Gegensatz gegen alles andere nach außen gerichtete Treiben der gegenwärtigen Zeit eine so große Bedeutung gibt. Hier erkennen wir eine Richtung, die im Widerspruch mit allen andern Richtungen unserer Zeit steht,

und hier allein dürfen wir die einzige wahre Contre-revolution gegen unser revolutionirendes Zeitalter suchen. Nur im Pietismus geht der Mensch rückwärts bis zu jener innersten und tiefsten Quelle geistiger Verjüngung, aus der ein neuer Strom des Lebens bricht, wenn der alte versiegt ist. Alle andere Richtungen unsrer Zeit bewegen sich mehr nur auf der Oberfläche wider und durch einander.

Wie der Protestantismus den Übergang vom Sinnlichen zum Verstande, so bezeichnet der Pietismus den Übergang vom Verstande zum Gemüth. Ist aber dieser Kreislauf vollendet, hat Vorstellung, Begriff und Gefühl, jedes in einseitiger Herrschaft sich durchgebildet, so werden sie in harmonischer Durchdringung von Neuem die Idee gebären. Der Pietismus wird einst den Übergang zu einer neuen, die ganze gebildete Welt beherrschenden Mystik führen.

Der Pietismus muß nothwendig drei Crisen erleben, und wir befinden uns noch in der ersten. Er muß anfangs noch an den Protestantismus gebunden, noch von dessen Einfluß beherrscht erscheinen, weil er von kleinem Anfang beginnend nur mühsam sein Daseyn unter Beibehaltung der alten Formen fristet. Zugleich ist diese Periode die politische und weltliche, und der Pietismus wird nicht nur durch die herrschenden Kirchen, sondern auch durch den Zeitgeist niedergedrückt. In einer zweiten Crisis aber wird er über beide herrschend werden, und in das Extrem der Einseitigkeit fallen. In der dritten endlich wird er

mit dem Protestantismus und Katholicismus sich versöhnen und eine neue Kirche begründen.

So widersinnig diese Prophezeihung, in unserer, den religiösen Interessen fast abgestorbnen, indifferenten, weltlichen Zeit dem großen Haufen derer erscheinen möchte, welche gar nicht an die Zukunft denken, oder sie nur mit Idealen weltlicher Staaten erfüllen, so wird doch eine kleine Minderzahl mit mir übereinstimmen. Die Wenigen, die in dieser Zeit von Gott erfüllt sind, werden nicht zweifeln, daß wieder eine Zeit, wenn auch spät kommen werde, da das religiöse Interesse jedes andere beherrschen wird, und daß der Pietismus der Weg dazu sey, daß in ihm die neue Verjüngung des verachteten Glaubens und die Versöhnung der bisher getrennten Religionsparteien vorbereitet werde.

Denen, welche die Macht einer religiösen Gesellschaft bezweifeln, wenn sie nicht in eine starke äußere Kirche consolidirt ist, muß bemerkt werden, daß die Pietisten, theils in der gegenwärtigen Zeit wirklich noch zu vereinzelt, schwach und vom Einfluß der herrschenden Systeme noch beherrscht zu uneinig und oft zu verderbt sind, um eine mächtige Kirche herzustellen; daß es theils aber auch gar nicht im Wesen des Pietismus liegt, sich äußerlich geltend zu machen und mit weltlicher Macht zu umkleiden. Der Pietist lebt im Gemüth und wendet sich von allen Äußerlichkeiten ab. Der Strom der Gefühle consolidirt sich schwer, und wo nur immer innerlich em-

pfunden wird, ist nicht einmal ein Lehrsystem, geschweige denn die starre Form einer sichtbaren Kirche leicht gegründet. Dennoch ist die Macht des Gefühls ohne alle äußern Hülfsmittel und Schutzwehren stark genug, sich zu verbreiten, und die äußern Schranken fremder Kirchen eben so zu überscheiten, als sich selbst äußern Verfolgungen zu entziehn. Diese Macht besteht unsichtbar und unantastbar, und täuscht jede Berechnung ihrer Gegner. Niemand kann verhindern, sie dereinst zur herrschenden zu machen, und ist sie dies geworden, so werden wir Erscheinungen sehn, die niemand erwartet hätte.

Die ersten Anfänge des Pietismus zeigen noch den ganzen Einfluß des Protestantismus, aus dem sie hervorgegangen. Die ersten Pietisten wollten nur den reinen Protestantismus darstellen, in derselben Weise, wie die Jesuiten den reinen Katholicismus. Daher sind sie auch ein vollkommenes Gegenbild der Jesuiten. Die innige Gemeinschaft mit Jesus, der durchgebildete Roman der Seelenliebschaft, die Bußfertigkeit, die Zerknirschung, die Entzückung und die Visionen, endlich die aufopfernde Dienstfertigkeit, die Bekehrung der Heiden, die Missionen nach fremden Welttheilen sind beiden gemein, nur daß die Jesuiten damit heuchelten, und nur die Zwecke der Hierarchie verfolgten, während die Pietisten das nach ihrer Meinung Gute um sein selbst willen thaten. Die Pietisten wollten anfangs nur einen geläuterten Protestantismus und sich keineswegs von der protestanti-

schen Kirche trennen. Wo dies geschah, war es doch immer nur im Namen des reinen Protestantismus, und schon daß es geschah, zeigt noch von dem Einfluß des alten Systems. Indem sie eine äußere Kirche gründeten, huldigten sie noch gleich den übrigen Protestanten nicht sowohl dem Gefühlsglauben allein, sondern auch einem Wortglauben, einer bestimmten Lehre. Daher sind auch ihre kleinen Kirchen noch ganz nach dem Typus der protestantischen gebildet. Wie die Protestanten sich in Lutheraner und Reformirte trennten, so die Pietisten in Herrnhuter und Methodisten. Wie die Lutheraner sich im nördlichen Deutschland in einer festen und einigen Kirche consolidirten, und Luther gleichsam als ihren Monarchen anerkannten, so thaten die Herrnhuter in demselben Lande dasselbe, und ihr Monarch war Zinzendorf. Wie die Reformirten dagegen in der Schweiz hier Zwingli, dort Calvin anhiengen, so folgten die Methodisten in England hier Wasley, dort Whitefield.

Diese kleinen Kirchen gehören einer Übergangsperiode an, und können keine große Ausdehnung und keinen festen Bestand haben. Weit wichtiger als diese ordinirten Pietisten sind die zahllosen andern, die überall zerstreut sind, und die beim Mangel eines äußern Bandes, ein desto stärkeres innerliches vereinigt. Sie sind die Masse, die noch keine Gestalt angenommen hat, worin die Bildungen noch wechseln, die erst auf die Zukunft wartet, um sich zu reinigen, zu erweitern, definitiv zu gestalten.

In diesem Chaos zeigen sich eine Menge unreife und verderbte, traurige und abschreckende Erscheinungen. Die Gemüthskraft weiß sich noch nicht von den Einflüssen der Sinnlichkeit und einseitiger Verstandesrichtungen zu befreien. Diese fremden und widersprechenden Einflüsse richten daher große Verirrungen und Zerrüttungen in den Gemüthern an, und treiben zu Unnatur und Wahnsinn. Nicht das Gemüth ist Schuld daran, sondern nur die Sinnlichkeit und eine falsche Verstandesbildung, welche sich der im Gemüth liegenden ungeheuren Kräfte bedienen und sie mißbrauchen. Selbst Betrug mischt sich ein, Scheinheiligkeit, Eitelkeit, Eigennutz. Daher finden wir unter den Pietisten sinnliche verderbte Menschen, die mit den Gegenständen ihrer glühenden Andacht eine wahre Unzucht treiben; arme Sünder, die sich aus denselben Ursachen in die Arme der pietistischen Gnade und Wiedergeburt flüchten, aus welchen einige andere ihres Gleichen katholisch werden; halbgebildete Schwärmer, die mit Auslegung der Schrift, Prophezeihen die Köpfe verrücken, ohne die Herzen zu erwärmen; Fanatiker, die sich im eigenen Blut baden und selbstmörderisch opfern, um, wie sie sagen, für Christus zu sterben, gleich wie Christus für uns gestorben ist; endlich Heuchler aller Art, besonders in den niedern Klassen, Kaufleute und Gastwirthe, die sich auf dem religiösen Wege Käufer und Gäste verschaffen, arme Abenteurer, die auf eine bequeme Weise Krippenreiterei treiben und kokette Weiber, die

unter dem Namen einer büßenden Magdalena nur die sündige spielen wollen. Alle diese Mißbräuche sind indeß nicht dem Pietismus an sich, sondern der Stellung zuzuschreiben, in welcher er sich jetzt noch befindet. Der Weltgeist, dem der Pietismus noch erliegt, treibt auf solche Weise Hohn und Spott mit ihm.

Eine große Zahl von Pietisten sucht diesem Weltgeist dadurch zu entfliehn, daß sie sich von allem Irdischen so weit als möglich zurückziehn und nicht einmal mehr denken wollen. Dies ist der Quietismus im Pietismus, sein Extrem, die einseitigste Verirrung, deren er fähig ist. Zu diesem Quietismus sind die niedern Klassen am geneigtesten, weil der Stolz und Hochmuth der Unwissenheit denen am leichtesten wird, die wirklich unwissend sind. Auch die ganz abgeschwächten Vornehmen suchen den Quietismus, um selbst in der äußersten Impotenz noch eine Wollust zu finden.

Alle diese Verirrungen hindern indeß nicht, daß der Pietismus sich immer weiter verbreitet und in der Achtung selbst der Gelehrten immer mehr steigt. Als Religion des Gemüthes ist er ein unentbehrliches Bedürfniß aller derer geworden, denen der Wort- und Denkglauben der Protestanten nicht mehr genügen konnte. Er hat sich ihnen nicht aufgedrängt, sie haben ihn selbst gesucht. Alles wird eher durch Zwang, Gewohnheit und Überredung begründet und erhalten, als der Pietismus. Wer sich zu ihm wendet, sieht

sich sogar verfolgt, nur ein freier innerer Drang kann dazu bestimmen.

Der Pietismus findet am meisten Anhang unter den niedern Klassen der Gesellschaft, theils weil diese minder verdorben sind als die höhern, theils weil sie nicht so sehr in den Genüssen der Erde schwelgen, um den Himmel darüber zu vergessen. Da, wo das feine Gift der Unsittlichkeit und die hochmüthige Weltklugheit noch nicht so tief eingedrungen, ist das Gemüth noch frisch und stark, der höchsten und längsten Entzückung fähig. Und da, wo äußerlich Noth und Mangel, Verachtung und Unfreiheit herrschen, sucht der Mensch sich gern die innerliche Freiheit, das innerliche Glück. Es sucht den Himmel, wem die Erde nichts bietet. Und sollen wir die innere lebendige Wärme, welche die großen Massen des Volks im Pietismus ergriffen und sie freundlich schirmt gegen den Frost des Lebens, sollen wir den blühenden Sinn für Liebe, der in die kleine Gesellschaft flüchtet, weil ihn die große zurückstößt, sollen wir die innre Erhebung mißbilligen und verdammen, die den Frommen den letzten Rest von menschlicher Würde sichert, wenn Niedrigkeit, Armuth und Laster sich verbunden, sie niederzutreten. Es ist der niedrigste Stand, es sind die Armen, welche die Massen der pietistischen Gesellschaften bilden. Ist es nicht ein schöner Zug dieses Volks, daß es in der eignen Brust den Stern findet, der ihm in der Nacht des Lebens leuchtet? Ist diese verachtete Frömmigkeit nicht die einzige Schutz-

wehr gegen thierische Abstumpfung und Niederträchtigkeit, wie gegen frivole oder verzweifelte, zu Revolutionen führende Entschließungen? Ein Umstand wird dem Pietismus, besonders jetzt günstig, der Mangel an öffentlichem Leben und der Eigennutz, der das Privatleben zerrüttet. Während der Engländer seine große Staatsthätigkeit, der Franzose seine geselligen Genüsse, der Italiäner seine Natur besitzt, findet der Deutsche den Himmel nur in sich selbst. Die Langweiligkeit des Staatslebens, die Perfidie der bürgerlichen Gesellschaft und oft zugleich die Einförmigkeit der Natur und des häuslichen Lebens machen ihm, wie die Wonne frommer Herzensergießung, so die Gesellschaft theuer und unentbehrlich, die mit ihm die gleiche Gesinnung theilt, und es verbindet sich damit eine eigenthümliche Sehnsucht, welche die Deutschen in allen Parteien immer ausgezeichnet hat, eine abgeschlossene Gemeinde der Heiligen, der Auserwählten, der Apostel einer Idee zu bilden. Dieß war und ist das stärkste Band unter den Separatisten.

Seit einiger Zeit haben sich auch sehr gelehrte Männer des Pietismus direct oder indirect angenommen. Ein pietistischer Geschmack, eine gewisse Ansteckung pietistischer Gefühle und Ausdrücke ist in der Literatur eben so weit verbreitet, als im Leben. Dieß finden wir zunächst in der theologischen Literatur. Eine Menge protestantische Geistliche neigen zum Gefühlsglauben und reden ihm in Dogmen, Predig-

Jakob Böhme, zu bestätigen. So unbedeutend dieser Versuch für jetzt noch scheinen dürfte, so ist doch zu erwarten, daß die Untersuchung auf diesem Wege nicht stille stehen wird, und daß die bei den Pietisten und Katholiken nur scheinbar getrennten Elemente sich einst näher verbinden werden. Wird jemals eine Vereinigung aller Confessionen in eine große christliche Kirche wieder möglich, so kann das vermittelnde Glied allein der Pietismus seyn.

Philosophie.

Wir leben in der Zeit der Wissenschaft. Der Verstand ist Regent der drei letzten Jahrhunderte. In der Reformation hat er sich befreit, und in der Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts seinen Thron aufgeschlagen. Ist einmal ein Volk dahin gekommen zu denken, so sucht es auch die Gesetze des Denkens; sammelt seine Wißbegier die mannigfaltigsten Thatsachen, so sucht es deren Motive; bildet es eine Wissenschaft nach der andern aus, so sucht es endlich den innern Zusammenhang in allen. Die Reflexion führt, welchen Gegenstand sie auch zuerst ergreifen mag, immer zuletzt zur Philosophie hin. Was in die Sphäre des Wissens fällt, sieht sich an einen Radius geknüpft und führt zum Centrum. Dieß ist der Gang, den der Verstand in seinem Fortschritt immer nehmen muß. So unabänderlich aber dem Denker die vollendete Philosophie als perspectivisches Ziel vorgesteckt ist, so nothwendig er nichts andres erstreben kann, als eine vollkommne Wissenschaft vom

allen Dingen, gleichsam den Verstand Gottes zu erreichen, so ist doch eben die Erreichung des Zieles, die uns Gott gleichmachen würde, unmöglich, und nicht nur in der Art, wie wir philosophiren, sondern schon darin, daß wir philosophiren, liegt ein innrer Widerspruch, und nur das Streben selbst ist das Ziel. Es gibt viele Philosophien, weil es keine Philosophie, d. h. keine alleingültige geben kann, und diese Philosophien sind nur Methoden, zu philosophiren, weil sie nicht durch das Ziel, sondern durch den Weg dazu bedingt sind.

Der Mensch frägt und beantwortet die Fragen so lange wieder mit Fragen, bis er an eine letzte Frage kommt. Anfangs hielt man die Philosophie nur für eine Kunst zu antworten, jetzt hält man sie richtiger für eine Kunst, zu fragen. Um die erste Frage zu beantworten, mußte man die zweite thun, deren Antwort erst jene beantworten kann. Man frug: was ist? und sah sich genöthigt zu fragen; was denk ich, das sey? und wieder: wie komm ich zum denken, und auf welche Weise denk ich? So hat eine deutsche Philosophie sich über die andre gebaut. Man hat je von einer Wissenschaft, die gerade vorherrschte, den Weg in die Philosophie gesucht, und entweder die höchste Frage für eine Wissenschaft zur höchsten der Philosophie gemacht, oder doch von der Philosophie die Beantwortung jener ersten erwartet. So haben die Fragen sich zugleich vervielfältigt und dadurch wieder geschärft und vereinfacht.

Anfangs befreite sich die Philosophie aus den Fesseln der Dogmatik durch den Grundsatz der Aristotetiker, daß es eine innere Consequenz, eine mathematische Nothwendigkeit der Wahrheit, neben der durch die Kirche offenbarten Wahrheit gebe. Die Philosophie erweiterte jedoch nur die Gränzen der Theologie und ihre Fragen blieben theologische. Mit den großen geographischen, astronomischen und physikalischen Entdeckungen des fünfzehnten Jahrhunderts kam eine neue Richtung in die Philosophie. Man bemühte sich, das Princip des geistigen Lebens, das man früher in der göttlichen Offenbarung gesucht, mit dem Princip der Natur zu vermitteln; man identificirte auf eine mystische Weise die Kräfte der Natur, die man in der Astronomie und Chymie entdeckt, mit den Kräften der menschlichen Seele; man suchte einen Stein der Weisen, darin die Wurzel aller materiellen und geistigen Kräfte verborgen läge. Theophrastus Paracelsus bearbeitete die Physik, später der tiefsinnige Jakob Böhme die Psychologie nach naturphilosophischen Ideen. Sie sind unbillig verachtet worden. Insonderheit den letztern hat man mehr von der theologischen als naturphilosophischen Seite, und somit ganz schief ins Auge gefaßt. Wenn ihnen die ungeheure physikalische Erfahrung des achtzehnten Jahrhunderts nicht zu Gebote stand, so hatten sie doch offenbar philosophischen Tiefsinn und der letztere zugleich das Schema eines durchgreifenden Systems. Diese Weise zu philosophiren, die erst die

neuere Zeit wieder aufnahm, konnte damals nicht durchdringen. Selbst der große Spinoza eilte seiner Zeit voran, ohne sie mit sich zu reißen. Der herrschende Hang nach Astrologie, Alchymie, Chiromantie und der Aberglauben aller Art zog die Naturphilosophie ins Absurde und brachte sie nicht selten in die unwürdigsten Hände. Theophrastus Paracelsus bildet den Übergang zur Empirie. Sein reiches Detail physikalischer Erfahrung, noch gemischt mit dem Wunderglauben der heidnischen Pharmacie und der sympathetischen Curen, bereitete doch ein genaues und umfassenderes Forschen im Einzelnen vor, wobei nur die Philosophie in den Hintergrund trat. Inzwischen wurde, je mehr der physikalische Theil der Naturwissenschaften von der Philosophie sich entfernte, der mathematische desto enger mit ihr verbunden. Die Mathematik sagte dem immer mehr erkältenden Verstande zu, und wenn sie einerseits den Gehalt der Philosophie gleichsam austrocknete in einer dürren Atomenlehre, so war sie andrerseits doch äußerst heilsam für den philosophischen Formalismus. Leibnitz, Wolf, Baumgarten haben hier das größte geleistet. Das System, nach welchem man die Philosophie fortan mathematisch beweisen, sie auf einen Satz zurückführen und so klar wie das Einmal Eins machen wollte, verzichtete zwar auf die anthropologische Basis, und verstopfte jede andre Quelle der Erkenntniß, außer der durch Abstraktion der Begriffe, negirte jedes Organ, außer der Denkkraft, erwarb uns aber auch

eine immer besser durchgearbeitete Logik. Diese bemächtigte sich sofort der Moral, deren Fragen die ernsten protestantischen Prediger fast ausschließlich beschäftigte, und während die Orthodoxen diese Frage noch nach der Bibel entschieden, suchten die kritischen Theologen und die Philosophen sie durch logisches Abwägen von Pflichten und Rechten zu beantworten, und eine höchste moralische Weltordnung in mathematischen Formen festzusetzen.

Nachdem man, je weiter das Mittelalter zurücktrat, immer kühner geworden und den Weg der Offenbarung als eine letzte Fessel gänzlich weggeworfen; nachdem man über die Natur sich durch unermüdetes Studium immer vollkommner aufgeklärt; nachdem man die Mathematik mit Virtuosität handhaben gelernt und sie auf die Logik angewandt, und diese wieder auf die Moral, die durch den Protestantismus wie durch die römische Jurisprudenz wieder praktische Anwendung fand; nachdem die Kunst in neuen Flor gekommen und ästhetische Fragen überall angeregt worden; nachdem endlich mit der Blüthezeit der Musik, mit der poetischen Sentimentalität und der Herrnhuterei auch die Gefühle schärfer analysirt zu werden anfingen, so war eine Combination aller der verschiednen Organe, wodurch wir Natur und Geist, das Zeitliche und Ewige vernehmen, eine Combination aller bisher eingeschlagnen Wege zu philosophiren und die Kritik derselben hinlänglich vorbereitet. Eine große Menge scharfsinnige

Psychologen, Mendelssohn, Reimarus, Platner, Abt, Sulzer rc. suchten die Thatsachen der Erfahrungsseelenlehre zu sammeln. Ihr gesammtes Wirken umfaßte und vollendete der Philosoph von Königsberg. Kant, eben so groß durch seinen Geist, als durch die erhabne Stellung auf der pyramidalischen Höhe aller frühern Denker, wurde der Stifter jener großen Epoche der deutschen Philosophie, von der das vorige Jahrhundert den Namen des philosophischen trägt. Kant baute sein System auf die Anthropologie. Er prüfte die Organe des Menschen, vermöge deren er alles vernimmt. Er zeigte, daß man nicht forschen könne, was die Welt an sich sey, sondern nur, wie wir sie vernehmen. Seine Philsophie war Kritik der Vernunft.

Einen Augenblick schien es, als ob in dieser Kritik die letzte Gränzscheide der Philosophie gezogen sey, und doch ward sie bald wieder übersprungen. Es schien, als ob alle die verschiednen Keime der Philosophie zu dieser einzigen Frucht gereift seyen; die Frucht trug aber wieder verschiedne Samen. Man bemerkte, daß Kant eigentlich vom wahren Ziel der Philosophie abgewichen war, denn er verschmähte das absolute Wissen und bewies, es gäbe nur ein bedingtes. Sofort verließ man ihn als einen Kleingläubigen und suchte von neuem das Absolute. Kant hatte ferner ein subjectives Wissen von der objectiven Welt angenommen, und beide mit einander dergestalt in Relation gesetzt, daß wir zwar

ein Object vernehmen, aber nur nach subjectiven Gesetzen der in uns liegenden Vernunft, und daß das Object uns zwar nur unter den subjectiven Bedingungen erscheint, aber doch auch etwas an sich seyn kann. Man bemerkte, daß dieß zu keinem absoluten Wissen führen könne, und die Absolutisten trennten sich. Die einen wurden absolute Subjectisten, die das Ansichseyn der objectiven Welt, das Kant dahin gestellt seyn lassen, geradezu läugneten; die andern wurden absolute Objectisten, welche das subjective Vernehmen vom Wesen des Gegenstandes abhängig machten; noch andre nahmen eine absolute Identität zwischen Geist und Natur, der subjectiven und objectiven Welt, des Vernehmens und seines Gegenstandes an. Endlich hatte Kant die verschiednen Organe der menschlichen Vernunft zusammengefaßt und jedem gleiches Recht angedeihen lassen. Er sah mehr auf das Ganze der Seelenthätigkeiten und brachte sie unter ein Gleichmaaß; in andern waren je besondre Organe vorzüglich entwickelt und wurden wieder einseitig in der höchsten Evidenz herausgestellt. Einer hatte mehr Sinn für die Natur, ein andrer mehr für die Moral, ein dritter mehr für die Logik und bildete demgemäß sein ganzes System einseitig aus. Das Wichtigste in dieser Parteiung ist aber die Consequenz, die Kant hineingebracht. Als Folge oder als Gegensatz stehn alle Philosophien nach der seinigen mit dieser in Verbindung. Alle philosophische Parteiung beruht auf den Gegensätzen des be-

dingten und absoluten Wissens, des subjectiven Ichs und der objectiven Welt, und je der einzelnen Organe des Ich und der ihnen entsprechenden Reihen in der objectiven Welt.

In Bezug auf den ersten Gegensatz entstand nach Kant's Kriticismus mit Nothwendigkeit ein dogmatischer Absolutismus, der zwar wie Kant kritisirte, aber nicht um die Schranken, sondern um das Ziel des absoluten Wissens zu finden. Hatte Kant das Ich von der Außenweit getrennt und nur in eine Relation gesetzt, deren absoluten Grund er unerklärt läßt, so war dieß nur ein Sporn für spätere Philosophen, den absoluten Grund und in ihm zugleich die fehlende Einheit zu suchen. Während eine ziemlich ausgedehnte Schule Kant noch unmittelbar treu blieb und durch Erweiterung der anthropologischen Forschungen wie durch Verschärfung der Kritik sich mannigfaltiges Verdienst erwarb, schritten andre kühne Geister weiter. Sie versuchten das Absolute zu construiren, die Kantianer kritisirten das Relative. Ihre Lehre ist Dogmatismus, die Kantische Kriticismus. Sie beantworten apodiktisch die Frage: was ist? Die Kantianer fahren fort zu fragen: wie vernehmen wir? Ohne Zweifel wird die Wissenschaft durch alle beide befördert. Der Absolutismus ist eine ewige Evolution der Seelenkräfte durch das Genie; der Kriticismus sichert ihr Gleichmaaß. Wenn die Kritiker beweisen, bis zu welcher Gränze der menschliche Geist vordringen kann, so ist es gut, daß die Abso-

lutisten es thun. Wenn auch jeder Philosoph am Ziele seines Strebens mit Sokrates behaupten müßte: die größte Weisheit sey, zu wissen, daß man nichts wissen könne! so wird doch keiner ein Philosoph werden, der das glaubt.

Die Absolutisten unterschieden sich aber nach eben den Gegensätzen von Subject und Object, die Kant's Relationssystem festgestellt, und ihre Lehren sind in einer historischen Folge hervorgetreten, die den übrigen Richtungen der Zeit entsprochen hat. Da noch der Protestantismus und die französische Encyklopädie das Jahrhundert beherrschten, da Logik und Moral an der Tagesordnung waren, da der Geist in jedem Augenblick einen neuen Sieg über die Natur und ihre geheimnißvolle Kraft erfocht, so darf man sich nicht wundern, daß ein genialer Mann, wie Fichte, enthusiastischen Beifall fand, als er die ganze Philosophie auf ein subjectives Moralgesetz zurückführte, die Kantische Relation aufhob, die objective Natur ins Nichts verwies, und nur ein absolutes Subject, ein geistiges Ich anerkannte. Eine solche Einseitigkeit bedurfte des äußersten logischen Scharfsinns, um nur consequent durchgeführt werden zu können, und dieser bereicherte wieder den Formalismus der Philosophie. Es war keine Kunst, das Fichtesche System zu läugnen, aber eine Kunst, es zu widerlegen, und jedes folgende System erbte seinen Scharfsinn, wie Spolien des Feindes. Überdem war Fichte's Einseitigkeit dem Moralsystem wenigstens so günstig, daß

es kein erhabneres außer dem seinigen gibt. Indeß konnte man auf dem äußersten Extrem sich nicht lange halten. Natur und Kunst waffneten sich gegen Fichte. Der unermeßlichen Forschung öffnete sich die Natur als eine gleichsam plastisch erstarrte Philosophie. Die Gegenstände der Natur selbst ordneten sich in ein System. Die Entdeckungen in der Organologie verdrängten den Mechanismus, welcher als Gegensatz den Idealisten Vorschub gethan. Man konnte das geistige Princip der Natur nicht länger verkennen und der alte Pantheismus ward wieder aufgenommen. Zu gleicher Zeit war alles für die Kunst enthusiastisch geworden, und da das Schöne stets mittelbar oder unmittelbar an die materielle Natur geknüpft ist, so ward überall auf diese hingewiesen. Sanft senkte sich der menschliche Genius von unwirthbaren Höhen wieder zum grünen mütterlichen Boden hinab.

Unter diesen Umständen ergriff der große Schelling wieder die von Fichte verlaßne Kantische Relation zwischen Subject und Object und erhob sie zur absoluten Identität. Man hätte denken sollen, er werde wieder einseitig nur das Object, die materielle Natur, geltend machen, und von dieser falschen Folgerung verleitet, haben ihn auch viele unverständige Gegner nur als Naturphilosophen verschrien. Es war ihm aber nicht blos Fichtes Subject, sondern auch dessen Einseitigkeit überhaupt entgegengesetzt, und wenn er die Naturphilosophie neu begründete, so war dieselbe doch nur der eine Theil seiner

dualistischen Identitätslehre. Geist und Natur sind ihm zugleich nur Emanationen, Erscheinungen, Äußerungen und Evolutionen der göttlichen Idee. Er parallelisirt daher auch das System des Idealismus und Materialismus und neutralisirt die Extreme. Dies ist Spinozismus, aber in höherer Potenz. Nur nach Kant und Fichte konnte Spinoza's Versprechen erfüllt werden. Es bedurfte jedoch eines gleich großen Geistes, Schelling vor Kant, oder Spinoza nach Kant zu seyn. Die Identitätslehre hat vor jeder andern Philosophie augenscheinliche Vorzüge. Der Eklektiker, der die Reihe der Systeme mustert, findet hier die Vermittelung der Extreme. Er bemerkt, daß jede Philosophie die andre ausschließt, hier findet er sie mit einander verbunden. Der Mathematiker, der die gesammte Philosophie als eine Sphäre betrachtet, findet in Schelling's Princip den magnetischen Mittelpunkt, der die entgegengesetzten Pole der Subjects- und Objectslehre, der Geistes- und Naturphilosophie zugleich spannt und bindet. Der Schematismus dieser Philosophie erscheint also als der vollkommenste, den wir bis jetzt kennen. Die Ausführung ist aber den Bedingungen der menschlichen Unvollkommenheit unterworfen. Dies hat dahin geführt, daß die Philosophie den alten Kreislauf dennoch wiederholt. Die Schule Schelling's ist nach den beiden in ihr liegenden Potenzen wieder in zwei einseitige Hauptsysteme zerfallen. Oken hat den materiellen Pol vorwiegen lassen und die Identität des Geistes mit der Natur

in den geistigen Charakter der Natur gesetzt. Die Materie ist ihm nur der zerfallene Geist, der Geist die combinirte Materie. Endlich hat Hegel den geistigen Pol vorwiegen lassen und die Identität des Geistes mit der Natur in den materiellen Charakter des Geistes, in die objective Wesenheit der Begriffe, in das ausschließliche und absolute Seyn der Denkbegriffe und ihres Gesetzes, der höhern Logik, in die Physik der Logik gesetzt. Oken's Wesen sind Begriffe, Hegel's Begriffe sind Wesen. Somit bietet die deutsche Philosophie bis zum gegenwärtigen Augenblick ein consequentes System von Systemen dar und ist in einem gewissen Kreise abgerundet.

Wir müssen aber auch auf die einzelnen Organe des menschlichen Geistes Rücksicht nehmen, die in den verschiednen Systemen vorzugsweise sind entwickelt worden. Die kräftigste Entwicklung war immer die einseitigste. Nur indem jedes Organ allein herrschen will, erhält es den höchsten Grad der Ausbildung und dient der Philosophie am besten in dem Augenblick, da es von ihr zu entfernen scheint. Überhaupt, so lange die Philosophie, die unumstößlich, unabänderlich und in allen Theilen vollkommen seyn wird, noch nicht gefunden ist, kann sie dem Geist niemals eine Schranke oder nur ein Maaß aufdringen, der in einer eigenthümlichen Bahn vordringt und sich selber Gesetz und Ziel schafft. Die Moral, die Logik, die Physik sind einer eigenthümlichen Ausbildung unterworfen, und nehmen weit seltner von der Philo-

sophie Regeln an, als sie selbst in sie Regeln hinüber tragen, ja sogar sie völlig umschaffen. Und wo dies auch nicht der Fall wäre, muß ein selbstständiges, wenn auch einseitiges Moralsystem, eine eigenthümliche Logik oder Physik so viel Werth haben, als wenn wir sie als integrirenden Theil eines umfassenden philosophischen Systems kennen lernten. In allem, was der Menschengeist hervorbringt, liegt ein innrer Zusammenhang, wenn auch die Form ihn verläugnet. Kant war so vielseitig, als die Bildung des Jahrhunderts ihm Seiten darbot. Sein brillantirter Geist selbst war der Stein der Weisen seiner Zeit. Sein System beruhte auf der Würdigung aller geistigen Richtungen und er wirkte wohlthätig auf alle. Seine Schüler zeigen oft nur dem System zu Liebe eine oberflächliche Vielseitigkeit. An echter umfassender Bildung steht allen andern der biedre Fries voran, der sich überdem durch eine vorwiegende ethische Richtung und durch ein Streben nach Popularität auszeichnet. Fichte war ganz Moralist, und alle seine Werke beziehen sich auf das handelnde Leben, so wenig sie auch populär geschrieben sind, so daß man nicht einmal seine Reden an die deutsche Nation außer der Schule begreifen kann. Dieser tapfre Geist verlangte die Diktatur und den Terrorismus der Tugend. Er stellte die absolute Tugend selbst dem Himmel entgegen und verschmähte für dieselbe die Garantie der religiösen Autorität. Ein riesenstarker Wille in der eignen Brust sollte jede fremde Krücke dem neu-

gebornen Geschlecht entbehrlich machen. Sein Grundsatz: nur das sey, was der Mensch thue, und nur das verdiene zu seyn, wozu er sich durch die Kraft des Willens zwinge, und nur das könne der Mensch wollen, was seinem freien Ich gezieme, Ehre für sich, Gerechtigkeit für alle! blitzt wie das Flammenschwert eines Engels in das durch Mattigkeit, Sinnlichkeit und Lüge entwürdigte Paradies des Menschenlebens. Ist in Fichte's Princip ein philosophischer Irrthum, so ist die Anwendung doch die wahrste und beste. Der Irrthum liegt nur in der Ausschließlichkeit des Princips, nicht in dessen Folgerungen. Wie nur aus dem Fichteschen Princip der höchsten Willensfreiheit die würdigste Moral gefolgert werden kann, so wird jede beste Moral wieder bis zu Fichte's Princip aufsteigen müssen. Eine höhere Philosophie vermag aber das Princip der Willensfreiheit mit dem der Nothwendigkeit zu vermitteln. Im Gegensatz gegen Fichte war Schelling wieder vielseitig, wie Kant, und nur seine Schüler haben die verschiedenen Seiten vorzugsweise glänzend ins Licht gesetzt. Das religiöse Element ist hauptsächlich von Görres und Steffens ausgebildet worden, mystisch von jenem, pietistisch von diesem. Im ethischen Gebiet glänzt Görres vor allen, und ihm verdanken wir auch die erste Organologie des politisch-historischen Lebens. Die meisten Schüler Schelling's werfen sich mit überwiegender Vorliebe in die Naturkunde. Die tiefsten Ahnungen über das kosmische und organische Leben

sprach Görres aus. Das consequenteste System, das sich zugleich der Empirie am vollkommensten anschmiegte und gleichsam den ganzen Thatbestand der Naturgeschichte wie durch einen Zauberschlag in eine Philosophie verwandelte, verdanken wir Oken. Er übertrifft alle Naturphilosophen an empirischen Kenntnissen, alle Empiriker an Philosophie. In der Anwendung der Mathematik auf die Naturphilosophie erwarben sich vorzüglich Wagner und Eschenmayer Verdienste. Steffens zeichnete sich durch Untersuchungen über die Vorgeschichte, Schubert durch Aufklärung der Nachtseite der Naturwissenschaft aus. Sie alle brachten in das Studium der Natur einen neuen großen Schwung. Durch Hegel hat ohnstreitig die Logik viel gewonnen. Es liegt in seiner Taschenspielerei mit Begriffen ein Talisman, den man ihm abgewinnen muß, um ihn würdiger zu gebrauchen.

Wenn wir durch jeden, der auf isolirter Bahn etwas Großes geleistet, uns im Einzelnen belehren lassen müssen, so sollen wir doch immer den Blick nach den universellen Geistern, den Polarsternen des Himmels richten, um welche die größte Sphäre sich umwälzt. Zwar eine ewige Kluft ist festgestellt zwischen der Weisheit Gottes und der der Menschen; doch eine Stelle gibt es, wo auch der menschliche Geist am höchsten steht, und die freieste und reichste Aussicht zugleich gewinnt. Heil dem Genius, in welchem der Sinn für die Natur, die moralische Kraft, der Scharfsinn des Verstandes, die tiefe Innigkeit des

Herzens in einer höchsten Einheit verbunden liegen, in dessen reingestimmter Seele die Accorde voll erklingen, in denen alles Lebens Harmonie gedeutet wird. Geister wie Kant, Schelling, Görres zeigen uns erst, was die Welt ist, indem sie sie in ihrem Geiste spiegeln, und was der Geist ist, indem sie ihn in der Welt spiegeln. Je weiter aber die Welt erschlossen wird, desto größer werden die Geister, je größer die Geister sind, desto größer schaffen sie die Welt. Der höchste Triumph des Philosophen ist, daß er von innen heraus die Welt durch die Erkenntniß neu schafft und bildet wie ein Kunstwerk, daß er immer freier wird, je mehr er sie begreift, daß die größte Last des Wissens seinem Genius die leichtesten Schwingen leiht. Der höchste Triumph der Philosophie ist dagegen, daß sie niemals alleingültig wird, daß sie die Erkenntniß der Welt stets an die Eigenthümlichkeit geistiger Naturen knüpft, daß sie die Welt immer nur im Spiegel eines individuellen Geistes zeigt, daß folglich der größte Philosoph den größern nicht ausschließt. Man kann die Philosophie mit der Musik vergleichen. Die Philosophen spielen auf der Welt. Hier und dort vernehmen wir die wunderbarsten und herrlichsten Melodien. Wir bedauern die Schüler, die dem Instrumente nicht gewachsen sind, weil die tönereichste Flöte dem Ungeschickten doch nur ein Holz ist. Wer aber ist ein Meister der Gegenwart und glaubt, der Quell der Töne sey erschöpft und versiegt durch seine Kunst? Immer

neue Meister erben das Instrument, das nie verwüstet wird. Es reihen sich Blumen an Blumen, und Menschen an Menschen. Der Himmel ist gewölbt aus vielen Sternen und Gottes Tempel ruht auf vielen Säulen.

Nach diesem allgemeinen Überblick über das Innere der deutschen Philophie muß es interessiren, ihr Verhältniß zur übrigen Literatur und zum Leben zu betrachten. Ich stehe nicht an, dieser Philosophie den Vorrang vor allen andern unsrer literarischen Erscheinungen zuzuerkennen. Das Zeitalter wird von der Wissenschaft, die Wissenschaft von der Philosophie regiert. In der neuen Hierarchie des Verstandes ist der philosophische Stuhl der apostolische und die Philosophen sind die Kardinäle. Aus der ganzen Sphäre unsrer Geistesthätigkeiten sammeln sich die Resultate in die Philosophie, als in ein Centrum; alle Säfte sublimiren sich in ihre Blüthenkrone. Die Mannigfaltigkeit sucht immer ihre Einheit, und je gewisser es ist, daß die Deutschen für alle Arten von Erkenntnissen Sinn haben, um so natürlicher ist es auch, daß sie dieselben regeln und auf die einfachsten Resultate zurückführen. Ja es scheint, als ob der allgemeine Wissenstrieb nur die secundäre, der philosophische Tiefsinn aber die primäre Äußerung unsrer Natur sey, als ob wir eine Peripherie nur fänden, nachdem ein unsichtbares Centrum sie ausspannt. Unsre Philosophie beweist, daß Deutschland keine Polterkammer für allerlei Wissen seyn soll. Es kommt nicht

das Kleinste in den Horizont unsrer Betrachtung, so findet es sich durch unsichtbare Fäden an den Mittelpunkt der philosophischen Erkenntniß geknüpft. Je reicher aber der Gegenstand jener Betrachtung ist, um so tiefer jener Mittelpunkt. Indem wir die breiteste Basis nehmen, dürfen wir die philosophische Operationslinie am kühnsten und weitesten ausdehnen, und unsre Helden dringen erobernd immer tiefer in das unbekannte Geisterreich.

Es gibt indeß auch eine ziemlich dunkle Schattenseite der deutschen Philosophie. Nicht alle Philosophen waren geniale Geister; es gibt auch einen philosophischen Pöbel, Affen und Karrikaturen der Genies, die zugleich immer den Gegensatz der Philosophie und des Zeitalters in einer gefälligen Halbheit zu vermitteln wußten. In ihnen hat die Philosophie an der allgemeinen gelehrten Pedanterei Theil genommen, nicht nur in den sprachlichen Formen, sondern auch in den Ansichten. Auch sie hat den Reifrock getragen. Statt tief zu seyn, war sie lange nur spitzfindig, statt natürlich zu seyn, aufgestutzt, statt gerade auszugehen, ceremoniös, höflich, umständlich, statt uns zu überzeugen, hat sie lange nur mit uns conversirt, ja auch sie hat wie die Poesie geraume Zeit uns die Alten citirt, und den Kothurn an die Sohlen geschraubt, statt sich selber zu heben. Dann ist sie wie die ganze übrige Literatur in das entgegengesetzte Extrem gefallen. Sie ist göttlich grob geworden, wie die Ritterromane, sie ist

von der Sucht nach Natur und Originalität befallen worden, wie die Damen und Studenten, wie die Dichter und Virtuosen. Sie hat alle alte Autorität abgeworfen und frisch von vorn selbst gedacht, aber ihre Gedanken waren oft nicht werth, gedacht zu werden. Endlich hat sie Gefühl und Phantasie zu Hülfe gerufen und mit girrendem Flötenton oder türkischer Musik bachantische Tänze um den Altar der Wahrheit aufgeführt, oder aus mystischen Nebeln unbegreifliche Orakel gestammelt. Der Schulstube, dem bezopften Orbil entrissen, ist sie alt genug geworden, in die Schule der Liebe zu gehn, sich schwärmerisch dem Geliebten in die Arme zu werfen. Doch unabhängig von diesem Treiben der Menge, sind große Genien mit männlichem Verstand ihrer Zeit vorangeschritten und haben lächelnd zugesehn, wie man mit ihren Gedanken kindische Abgötterei getrieben.

Insbesondere tadelt man an unsern Philosophen mit Recht den schulmeisterlichen Hochmuth, wiewohl ihn noch kein neuer Lucian scharf genug gegeißelt hat. Es ist in der That lächerlich die Weisen zu sehn, wie sie gleich erbosten Hähnen einander blutig hacken und dann auf dem nächsten Dachgiebel wieder mit stolzgehobenem Schopfe krähen und auf die kleine Welt herunterblicken.

Der Vorwurf der Unpopularität trifft unsre Philosophen fast ohne Ausnahme. Sie haben von den Griechen und Scholastikern eine fremde Terminologie entlehnt, anfangs selbst noch lateinisch ge-

schrieben und auch noch in der neuesten Zeit sich darin gefallen, immer neue fremde Wörter zu schmieden. Dies hat ihnen zwar in den Augen des Volks ein ehrwürdiges Ansehen und selbst den begreiflichsten Gemeinplätzen einen Anstrich von tiefer Weisheit verliehen, das größere Publikum aber der Philosophie entfremdet, und diese zur reinen Schulsache gemacht. Oken, eben so patriotisch als gelehrt, hat gegen die fremde Terminologie geeifert, ohne jedoch etwas auszurichten, ja ohne selbst sie vermeiden zu können. Die Schwierigkeiten der philosophischen Sprache werden noch verwickelter durch den eigenthümlichen und willkürlichen Gebrauch, den jeder einzelne Philosoph davon macht. Schlagen wir die erste beste Seite in philosophischen Werken auf, was klingen uns für ganz verschiedne Namen in Leibnitz, Wolf, Kant, Fichte, Schelling, Hegel entgegen. Die fremden Wörter sind indeß in ihrer Verschiedenheit noch die deutlichsten; die deutschen werden bei ihrer Gleichheit durch den verschiednen Gebrauch, je gemeinverständlicher sie an sich sind, desto undeutlicher in der Philosophie. Man hat daher ganze Bücher geschrieben, um nur die wahre Bedeutung der Ausdrücke: Vernunft, Verstand, Geist, Herz, Gemüth, Gefühl u. s. w. auszumitteln. Doch ist deßfalls noch kein allgemeiner Sprachgebrauch angenommen. Die Schwierigkeiten der Sprache sind denen des Denkens gefolgt. Die Denkkraft arbeitete sich mit unendlicher Anstrengung, aber nur stufenweise, aus der alten Unklarheit heraus und

mußte für jede neue Entdeckung auch eine neue Sprache schaffen. Eine mühsame, umständliche, weitläufige Darstellungsweise war unvermeidlich, weil erst durch sie der Weg zu immer einfachern Begriffen führte. Nichts wird schwieriger errungen, als was sich nachher gleichsam von selbst versteht. Die meisten Philosophien, ja in gewisser Rücksicht alle frühern, sind nur Studien, Vorarbeiten. Der große Kepler mußte viele hundert Folioseiten voll Zahlen schreiben, bis jene einfachen allbekannten Gesetze, die nun jeder ohne Mühe begreift, das Resultat seines eisernen Fleißes waren. So verhält es sich mit vielen deutschen Philosophen, besonders vor Kant. Wenn wir auch nur mit einem ästhetischen Widerwillen die dürren und oft täuschenden Rechnungen des Verstandes verlassen, so müssen wir doch gestehn, daß sie nothwendig waren. Am meisten fällt uns bei fast allen unsern Philosophien die sogenannte wissenschaftliche Form auf, die in systematischen Tabellen, Classen und Paragraphen sich gefällt. Wie weit sind wir von der Majestät orientalischer Dogmatik, von der Anmuth Platonischer Kriticismen entfernt. Doch muß uns auch wieder dieses dürre Systematisiren als nothwendig erscheinen, und gerade einige Versuche, namentlich der Kantianer, in der Form zu platonisiren, sind sehr unreife Producte geblieben. Den würdigsten philosophischen Styl hat Görres; denn sein System hat die erhabenste Einheit, weil es ganz mystisch ist, und in der Mannigfaltigkeit wieder die größte

Fülle von Schönheiten, weil die mystische Einheit in einer durchgreifenden Symbolik von Geist, Natur und Geschichte enthüllt wird. Dies gibt den Schriften von Görres die biblische Kraft und die orientalische Pracht. Wir glauben uns, wenn wir in ihn uns einstudiren, in einem unermeßlichen kühnen gothischen Dom, die hohen Bogen, Säulen, Wölbungen, wunderbar verschlungen und an einfache Punkte geknüpft, und eine ganze Welt in Steinbildern darin verbaut, und über dem Ganzen schwebend ein Ausdruck des Heiligen, die Majestät eines unsichtbaren Gottes, und im Tempel brausend ein Posaunenton, der sein Herold ist. Görres priesterliche Salbung und prophetische Donnerstimme sind dem Dogmatismus durchaus angemessen. Dieser soll immer seyn und ist bei Görres das Werk eines plastischen Naturtriebes, unwillkürliche, unverfälschte Offenbarung der eingebornen Idee und genau wie beim Dichter das freie Wachsthum einer eigenthümlichen Blume des Geistes, unter den verschiedensten Bedingungen der Cultur doch die übermächtige Naturkraft, die sich selbst den Charakter bestimmt. Der Dogmatiker ist in einer beständigen begeisterten Schöpfung begriffen und es ist kein gutes Zeichen, wenn er aus den prophetischen Visionen erwacht und sich selbst kritisirt. Nur der Kriticismus darf und soll dieser Begeisterung entbehren und den Gedanken als objectives Product von der subjectiven schöpferischen Gluth trennen. Die Dogmatiker haben aber den Kritikern noch im-

mer zu viel nachgegeben, und ihre blühenden Gärten in Festungen verwandelt und unter das Wasser kritischer Reflexionen gesetzt, um sie gegen Angriffe zu schützen. Görres hat seine Natur am freiesten und kühnsten walten lassen, und steht deßhalb eben so hoch als einsam unter den Philosophen. In Jakob Böhme wirkte die Natur eine ähnliche Erscheinung, doch diese wunderbare Blume blühte nur in der Nacht. In Novalis rang die angeborne Natur gegen die fremde Form, ohne sie ganz besiegen zu können. Sondern sich die Elemente mehr und mehr, so wird der Dogmatismus in der organischen Plastik eines Görres die freieste, schönste und nationellste Entwicklung finden, der Kriticismus aber allerdings die platonischen Formen ausbilden müssen, die seinem polemischen Charakter am meisten angemessen sind.

Gehn wir zu den Wirkungen über, welche die Philosophie in den untergeordneten Wissenschaften und im Leben hervorgebracht, so erscheinen dieselben durchaus natürlich und im Wesen der Philosophie begründet, weil diese jeder Erkenntniß, wie jedem Handeln das höchste Gesetz vorschreibt. Die Philosophie hat die gesammte Cultur unermeßlich befördert, indem sie überall centralisirt und vereinfacht hat. Sie hat auch in ihrer Einseitigkeit die einzelnen Seiten der Wissenschaft und des Lebens je in das glänzendste Licht gesetzt und für die verschiedenen Stimmen des Zeitalters immer den Grundton angegeben. Sie hat zwar, weil sie nur gelehrt ist, das gesammte Volk

nicht zu sich erhoben, doch mittelbar durch ihre Wirkungen auf die übrige Literatur große Ideen und wohlthätige Maximen verbreitet. Dagegen sind auch alle Mängel, Irrthümer und Widersprüche der Philosophie auf die Praxis übergegangen, je nachdem man einzelne Wissenschaften nach den Principen der verschiednen Philosophien behandelt hat. Noch öfter sind wahre Principe falsch oder mangelhaft angewandt worden, und um diese Fehler zu vermeiden, haben andre der Philosophie gänzlich entbehren zu können geglaubt und ein geistloses empirisches Verfahren der Windbeutelei vager Theorien vorgezogen. Auf der einen Seite sehn wir oberflächliche Gesellen den philosophischen Ton anstimmen, um ihren Mangel an soliden Kenntnissen zu verbergen, oder um mit der Unwissenheit wohl gar zu prahlen. Das Begreiflichste wird in vornehmen, die Sache verdunkelnden, meist geborgten Redensarten vorgetragen. Elende Fetzen dieser oder jener Philosophie, die der Student mit ins Philisterium gebracht, werden in theologischen, historischen, pädagogischen und eben so oft in poetischen Werken angebracht. Wer die nöthige Erfahrung, die nöthigen Detailkenntnisse nicht hat, hilft sich mit einem Surrogat von Philosophie und bildet sich ein, das Höchste geleistet zu haben, wenn er in hohem Tone spricht. Mancher Dichter, der seinem Helden keine Natur zu geben weiß, stattet ihn mit philosophischen Phrasen aus. Selbst Schulmeister quälen hie und da die unmündige Jugend mit

dem Wust einer unverdauten Philosophie. Auf der andern Seite finden wir einige an Erfahrung gereifte und hochgelehrte Männer, die von der Philosophie wenig oder nichts wissen wollen, die sie gelegentlich verachten und höhnen, weil sie die Widersprüche derselben nicht vereinigen können und oft sehr wohl wissen, auf welche schwankende Grundlagen manche Speculation ihre Luftschlösser baut. Diesen schließen sich sodann die Pedanten und Kleinkrämer an, die in der großen Rechenkunst des Lebens nur bis zum Addiren gekommen sind und nur je die einzelnen Thatsachen der Erfahrung zusammenhäufen. Sie sammeln und erzählen, bekümmern sich aber um keinen Grund und keine Folge. Sie nennen sich die Praktischen und üben eine große Herrschaft in Schulen und Staatsämtern. Auch viele geniale, poetische, fromme, und lustige Naturen widerstreben der Philosophie, weil die Strenge derselben oder die systematische Form sie abschreckt. Endlich lebt die Orthodoxie aller Confessionen in einem beständigen kleinen Kriege mit den Philosophen. Man darf sich daher nicht wundern, wenn man findet, daß die Philosophie so manche Verunglimpfung, so mancher Spott getroffen. Witzige, gescheite Leute haben den Stoff dazu aus den Mängeln der Philosophie entlehnt, die Dummen und Bösen unbewußt aus ihren eignen Mängeln.

Göthe's Faust und anderwärts viele Aussprüche dieses Dichters haben der Philosophie in den Augen

der Menge einen gewaltigen Stoß beigebracht. Sofern von der gelehrten Pedanterei die Rede ist, hat der Dichter immer Recht. Wenn der Philosoph, gleich jenem heroischen Archimedes, selbst durch die Todesgefahr, geschweige durch des Dichters Tadel, sich nimmer stören läßt im Forschen und Untersuchen, so mag der Dichter, der Liebling der Natur, an der Seite dieser Natur, ihre Unerforschlichkeit, den ewigen Talisman, womit sie uns bezaubert und beherrscht, vertheidigen. Er mag einem schalkhaften Amor gleich seine Venus vertheidigen und den zudringlichen Philosophen verblenden und verwirren. Der Streit der Philosophie und Poesie, der uralt ist, soll in keine Gehässigkeit ausarten, vielmehr das schöne Wechselspiel unsrer edelsten Kräfte bleiben, und wer aus der Menge sich mehr dem Denker, oder mehr dem Dichter verwandt fühlt, mag wählen nach Gefallen.

Im Besondern hat jede große philosophische Schule einer Richtung des Zeitalters entsprochen, in Wechselwirkung sie erzeugend und von ihr erzeugt. Man kann selten unterscheiden, wie fern ein Mann mehr auf seine Zeit, oder diese mehr auf ihn gewirkt. Große Geister sind nur die Spiegel der Zeit, durch die sie eben geschliffen werden.

Kant hat die ganze Literatur bewegt und den größten Ruhm, die weiteste Verbreitung gefunden. Seine Lehren haben den Forschungsgeist angeregt, der Philosophie selbst den größten Impuls gegeben,

die kritische Theologie begünstigt, alle Wissenschaften philosophischer gemacht und durch ihre Humanität Toleranz und Bildung mannigfach befördert. Wenn sein System in der gelehrten Welt unmittelbar die größten Revolutionen bewirkt hat, so dürfen wir doch noch weniger die großen Folgen verkennen, die sein anthropologisches Verfahren mittelbar in noch weitern Kreisen hervorgebracht hat. Die allgemeine Toleranz, die seit Friedrich dem Großen vorzüglich von Preußen ausging, das Streben nach allseitiger Bildung, das Interesse für alles Fremde, die billige Prüfung aller Parteiansichten, die Vorliebe für das analytische Verfahren, die Bemühung um Urbanität, das Streben nach Nützlichkeit, Popularität und Geselligkeit gewann hauptsächlich durch den edlen Königsberger Philosophen die Ausbildung und Verbreitung, die das vorige Jahrhundert ausgezeichnet hat. Gleichzeitig war auch in Frankreich und England ein anthropologisch-kritisches Verfahren herrschend geworden. Rousseau's Gemüth, Voltaire's Verstand, Swift's Satyre, Sterne's Humor appellirten an die menschliche Natur und stürzten die alten Vorurtheile. Sie und Diderot, Goldsmith, Fielding drangen in die deutsche Literatur und ihre Wirkungen stehn in genauer Beziehung mit Kant's Anthropologie. Man warf die steife Form von sich und belauschte das menschliche Herz, das gesellige Leben, und gab Sittengemälde, psychologische Romane, Idyllen, bürgerliche Schauspiele, Satyren, humoristische Aus-

schweifungen, worin überall der Grundton der Kantischen Philosophie wiederklingt, Prüfung der Menschenseele, Humanität und zugleich Polemik gegen den alten Wahn. Göthe's reiche Gemälde haben ihnen eine lange Herrschaft bereitet, und Wachler hat gar nicht Unrecht, wenn er, obwohl ohne das Motiv anzugeben, in seinem Handbuch der deutschen Literatur die Behauptung aufstellt, Göthe habe seine allgemeine Anerkennung erst durch Mitwirkung der kritischen Philosophie gewonnen.

Fichte gehört der Zeit der französischen Revolution an, wie Kant der kurz vorhergehenden friedlichen Periode. Eine wunderbare Schwärmerei bemächtigte sich der Menschen. Man träumte von einer höchsten moralischen Weltordnung, von einer allgemeinen Republik, und der Traum sollte verwirkligt werden. Man verwarf Offenbarung und Geschichte, und das neue Geschlecht maßte sich an, Kraft seines freien Willens alles Alte zu stürzen und eine neue Menschheit mit neuen Formen anzufangen. Die Franzosen waren die Helden dieser neuen Lehre, ihre tiefste philosophische Begründung muß unsrem Fichte zugeschrieben werden. Ihm hingen daher alle Freunde der französischen Revolution und jene Unzahl jugendlicher Enthusiasten an, die selbst dann noch von ihren Träumen nicht lassen wollten, als die Franzosen bereits von der nachhinkenden Erfahrung unsanft aufgeweckt worden. Eine Menge Politiker, Historiker und Pädagogen folgten Fichte's

Grundsätzen, und das sogenannte Deutschthum muß als der letzte einseitige Auswuchs des einseitigen Fichtianismus betrachtet werden. Im ethischen Enthusiasmus höchst achtbar, und oft bewunderungswürdig, ist diese Lehre in der Praxis fast immer nur zur Thorheit ausgelaufen. Sie findet ihre Anhänger auf natürliche Weise immer bei der Jugend und hat sie bei den Alten eine Zeitlang finden müssen, als dieselben wie in den letzten Zeiten der Noth und Befreiung Deutschlands von einem jugendlichen Rausch ergriffen worden. Diese feurige, rasche Wirkung, wie eines Meteors, das wieder schwindet, ist aber gerade das, was wir an Fichte's Lehre höchst liebenswürdig finden müssen. Unter den Dichtern ist in der praktischen und ethischen Richtung Schiller ihm am meisten geistesverwandt. Beide griffen in die stolze Brust und riefen den männlichen Willen zum Kampf gegen die Sinnlichkeit und Schwäche des Zeitalters; beide fochten ritterlich für Freiheit, Ehre, Tugend, beide sind früh in dem Strom, gegen den sie anstrebten, untergegangen. Abgesehn von dieser ethischen Richtung aber, und rein in Bezug auf das Philosophem Fichte's ist kein Dichter ihm gefolgt, als Novalis, der daher auch eben so groß und einzig dasteht, und auch dieser Dichter büßte den allzukühnen Göttertraum mit einem frühen Tode. Fichte's höchster Satz, «das Ich ist Gott» wurde von Novalis in jenem ungeheuern Anthropomorphismus der Welt ausgeführt, den wir in seinen hinterlassenen

Werken bisher mehr angestaunt als begriffen haben. Er fügte noch den zweiten Satz hinzu, «Gott will nur Götter» und die Welt schien ihm nichts geringeres als eine Republik von Göttern. Wir müssen wenigstens gestehn, daß Novalis im Sinn dieses Philosophems sich wirklich als ein, wenn auch nur poetischer, Gott und König des Weltalls betrachtet, und umfassender als je ein Dichter vor ihm die ganze Welt zur Scene und zum Gegenstand seines Gedichtes gemacht hat.

Schelling's Philosophie hat der neuen ästhetisch-romantischen Richtung entsprochen. Die Romantik ist die Vorhalle der Mystik. Das Mittelalter war romantisch, weil seine Religion mystisch war, und wir kehren zur Romantik zurück, weil wir mystischer Ideen wieder fähig werden. Schelling's und Görres mystische Philosophie, darin Religion und Poesie mit der Philosophie identificirt werden, mußte denen entgegen kommen, die vom Standpunkt der Kunst aus zur Romantik gelangt waren. Die Kunst wird romantisch, wenn sie religiös wird, es ist aber ihr Ziel, religiös zu werden. Künstler und Dichter, unter den letztern vorzüglich Tieck, die Brüder Schlegel, Arnim, Brentano bildeten in Verbindung mit jenen Philosophen eine neue Schule des Mittelalters. Sie stehn wunderbar fremd in dieser Zeit. Der Verstand versteht sie nicht, doch mächtig hat ihre Poesie auf die Herzen gewirkt, und vergebens kämpften einige Altmeister gegen den unermeßlichen Ein-

fluß, den diese Dichter in der schönen Literatur sich behaupten.

Die Naturphilosophie im engern Sinn harmonirt mit der materiellen Richtung, der wir je mehr und mehr gefolgt sind. Man hat die Naturkräfte brauchen gelernt, und die Speculation hat von Jahr zu Jahr immer größere Fortschritte gemacht. Wer nur ein Gewerbe treibt, sieht sich zu den Naturwissenschaften hingezogen. Wer den Boden anbaut, will ihn und seine Produkte mit Hülfe neuer physikalischer Entdeckungen verbessern, und ganz unentbehrlich sind sie für die Fabrikanten, welche jene Produkte verarbeiten. Die Chymie ist wieder Alchymie geworden, sofern sie, obwohl auf eine natürliche Weise, wieder Gold bringen soll.

Bei weitem das wichtigste Ergebniß der Philosophie Schelling's scheint aber die parteilose, epische Weltansicht zu seyn, die sie mit sich bringt, und der die Laien selbst immer mehr entgegen kommen, seit so viele Erfahrungen die Leidenschaft abgekühlt und die endlos verwickelten Widersprüche eine gewisse Duldung und Indifferenz herbeigeführt haben. Im System Schelling's findet jede Partei gegenüber der andern ihren Platz, die Entzweiung wird als eine natürliche nachgewiesen, ihre Widersprüche werden auf einen ursprünglichen, nothwendigen Gegensatz zurückgeführt. Dieses System duldet durchaus nichts ausschließliches, durchaus keine unbedingte Herrschaft einer Ansicht, keine unbedingte Verfolgung der an-

dern. Es sucht in einer Physik des Geistes und der Geschichte jedem geistigen Wesen, sey es ein Charakter, oder eine Meinung, oder eine Begebenheit, dasselbe Recht zu sichern, wie in der gemeinen Physik jedem materiellen Wesen. Es betrachtet die historischen Perioden wie die Jahreszeiten, die Nationalitäten wie die Zonen, die Temperamente wie die Elemente, die Charaktere wie die Kreaturen, die Äußerungen derselben in Gesinnungen und Handlungen als so nothwendig in der Natur gegründet, und als so verschieden wie die Instinkte. Nach diesem System herrscht ein Wachsthum und ein geheimnißvoller Zug, eine Mannigfaltigkeit und eine Ordnung in der geistigen Welt wie in der Natur. Diese neue epische Ansicht empfiehlt sich allen denen, die in einem weiteren Umkreis das Leben überblickt haben. In ihr allein findet der endlose Meinungsstreit seine Beruhigung, und jeder Widerspruch die einfachste natürlichste Lösung. Ohne mit Schelling und seiner Schule vertraut zu seyn, sind viele einsichtsvolle Männer durch eine lange Erfahrung von selbst auf diesen Standpunkt der Betrachtung geführt worden. Nach einer weiten Lebensreise haben sie auf alles zurückgeblickt, was sie gesehn und übersehn, gestrebt und verlassen, gefunden und verloren, und von selbst hat das wilde Drama, in welchem sie als handelnde Personen einseitige Zwecke blind verfolgt, sich ihnen in ein ruhiges Epos verwandelt, und sie sind als Zuschauer dem Dichter zur Seite niedergesessen, um die

lange Vergangenheit und sich selbst darin, wie von einem Berge herab in stiller Ferne zu überschauen. Die im religiösen Gebiet eingetretene Indifferenz und die großen, alle Parteien in gleicher Weise widerlegenden und rechtfertigenden Erfahrungen in Politik und Geschichte haben die epische, ruhige Würdigung des Weltkampfes unterstützt, und selbst in der Poesie ist ihr durch die jetzt alles überwuchernde Romanenwelt in Walter Scott's Manier ein breites Feld gewonnen worden. Die historischen Romane huldigen der Idee nach der unparteilichsten Betrachtung aller Zeiten, Völker und Parteien, und werden es immer mehr thun müssen.

Welche Wirkung die Hegel'sche Philosophie auf die Mitwelt äußern wird, ist noch nicht genau zu bestimmen, da sie die Katastrophe noch nicht erlebt hat. Es liegt nicht in ihrem Wesen, sich selbst Zweck zu seyn; ihre ganze Stärke besteht, wie die des dialektischen Talentes überhaupt, nur darin, Mittel zu seyn, und, wie es scheint, ist sie denn auch wirklich ein Mittel geworden.

Geschichte.

Allen Völkern sind die Erinnerungen der Vorzeit heilig, und alle streben der Nachwelt von sich selbst ein Gedächtniß zurückzulassen. Traditionen und sinnliche Denkmäler waren die uralten Bande, an welchen die Jahrtausende einander erkannten, aneinander sich fortbildeten. Umfassender aber, als in allen andern Denkmälern, erhielt sich in der Literatur das Bild der alten Zeiten, und ihr prägen wir auch unser Bild auf, um es den Nachkommen zu überliefern. Die Erforschung aller alten Denkmäler und die Sorge für Denkmäler auch unsres Lebens ist seit geraumer Zeit ein vorzügliches Geschäft der Deutschen gewesen, weil wir weniger thätig oder genußsüchtig, als andre Völker, uns vor allem der sinnigen Betrachtung hingeben. Dadurch ist es uns gelungen, beinah in allen Zeiten heimisch zu werden. Wir haben die Bilder aller Völker um uns versammelt und spiegeln uns in der Erinnerung des ganzen menschlichen Geschlechts. Dieß ist der stärkste Be-

weis, wie die stärkste Stütze der Humanität, die uns auszeichnet, und zeugt mehr als alles von der Universalität unsres Geistes, denn wo irgend eine nationelle Einseitigkeit vorherrscht, pflegt sie immer zuerst in Vorurtheilen gegen andre Nationen und in Verachtung ihrer Denkmäler sich zu äußern.

Im allgemeinen nennen wir die Erinnerung der Zeiten die Geschichte, und ordnen ihr folgende Wissenschaften unter, Archäologie und Philologie oder Kunde der bildlichen und schriftlichen Denkmäler, kritischer Geschichtsforschung und Geschichtschreibung.

Die Archäologie und Philologie lehren uns die alten Denkmäler verstehn und sind das Mittel für den Geschichtsforscher. Die Philologie hat sich aber selbst zum Zweck gemacht. Sie hat das Studium der alten und aller Sprachen um ihrer selbst willen, nicht blos wegen des zufälligen Inhalts, zu ihrem Gegenstand gemacht. Es ist darin viel übertrieben worden, man hat den Sprachgelehrten zu viel Einfluß eingeräumt, und nur zu oft über der Form den Inhalt vernachläßigt. Indeß hat sich das Übergewicht des reinen Sprachstudiums gleichsam von selbst ergeben müssen. Der Philologe hat die doppelte Pflicht, die alten Denkmäler theils der Form, theils dem Inhalt nach verständlich zu machen. Das erste erfordert aber ein ganz andres Studium, als das zweite, und beide muß er trennen. Die Grammatik muß vom Inhalt absehen, und eine vergleichende Analogie bei den verschiednen alten

Schriften anwenden, die sich mit Sacherklärungen nicht aufhalten kann, und sie ist mit einem Wort eine selbständige Wissenschaft der Formen. Da sie aber als solche, gleich der Mathematik, eine innere Consequenz hat, so findet sie weit leichter und mehr Anhänger als jenes Studium, das den Inhalt zu erklären sucht, weil dieses nach allen Seiten hin, eine Mannigfaltigkeit von Kenntnissen erfordert, die weit schwieriger zu erwerben sind, als Sprachkenntnisse. Wohl fühlen die Philologen, daß sie ihren Schülern den Plato oder Thucydides nicht genügend zu erklären vermögen, wenn sie nicht im Besitz der reichsten philosophischen, politischen und historischen Kenntnisse sich befinden, und wo dieß nicht der Fall ist, also in den meisten Fällen halten sie sich an die Sprache.

Die reine Sprachwissenschaft behandelt entweder die Sprache eines Volks, oder sie vergleicht die Sprachen verschiedner Völker, oder sie verfolgt philosophisch die allgemeine Logik in den sprachlichen Formen, oder endlich den innern Zusammenhang und die historische Entwicklung in allen Sprachen. Das Studium einzelner Sprachen ist das herrschende, besonders aber hat uns die griechische und lateinische beschäftigt. Die nähere Bekanntschaft mit denselben hat ohne Zweifel sehr vortheilhaft auf die Ausbildung unsrer Sprache gewirkt, und uns namentlich gelehrt, die Sätze in schöne Perioden auszudehnen und doch den Sinn kürzer zu fassen, denn fast alle Denkmäler der ältern deutschen Sprache leiden an

einer Kürze der Sätze und Weitschweifigkeit des Sinnes, die in Bezug auf das Volk sehr charakteristisch ist. Wenn wir auch durch die Nachahmung der Alten eine mehr eigenthümliche Entwicklung unsrer Sprache und sogar eine Menge sowohl alter Wörter als Formen aufgegeben haben, so müssen wir doch bekennen, daß wir in demselben Maaße alte Begriffe und Denkweisen abgelegt haben, und daß unsre neue Sprache vollkommen unsrer neuen Bildung entsprochen hat, und mehr kann die Sprache nicht thun. Die Nachahmung der Alten war unabweislich; wir werden jetzt selbständiger und in demselben Maaße wird es auch wieder unsre Sprache, und wir nehmen das Ursprüngliche wieder auf, weil wir es ausbilden. Sofern jene Nachahmung mit den Fähigkeiten und dem Genius der deutschen Sprache verträglich gewesen ist, hat sie sehr wohlthätig gewirkt. Indeß hat sie unsrer Sprache doch auch oft Gewalt angethan.

Die vergleichende Anatomie der Sprachen hat schöne Fortschritte gemacht, und man hat sogar den Gedanken an eine Ursprache, oder an eine Zurückführung aller Sprachentwicklungen auf ursprüngliche Urlaute gewagt. Dieß hat freilich zum Theil zu unsinnigen Hypothesen verleitet, indeß ist der Vortheil nicht zu verkennen, den eine unbefangene kritische Vergleichung der Sprachen gewährt. Sie hat vorzüglich die interessantesten Aufschlüsse über die Verzweigungen, Wanderungen und geistigen Entwicklun-

gen der europäischen Völkerstämme gewährt und dadurch der Geschichtsforschung den wesentlichsten Dienst geleistet. Insbesondre müssen wir die Verdienste Jakob Grimm's um die Geschichte der deutschen Dialekte preisen.

Wir sehn die Philologen jetzt in einem Kampfe begriffen. Ursprünglich herrschte bei den Katholiken das Lateinische vor, die Protestanten brachten das Studium der griechischen und orientalischen Sprachen auf zum Behuf der Exegese. Später wurden die romanischen Sprachen in Deutschland beliebt, und in neuern Zeiten hat man eine große Aufmerksamkeit theils auf die deutschen Dialekte, theils auf das Indische, Arabische und Persische gewendet. Nur die slavischen Sprachen sind uns noch wie bisher fremd geblieben, oder es ist nur höchst wenig dafür geleistet worden. Die griechisch-lateinischen Philologen haben sich nun dem Deutsch-orientalischen entgegengesetzt. Sie halten an ihrem alten Vorurtheil für das classische Alterthum und gegen die germanische Barbarei, und lächeln verächtlich über die Thoren, denen das Niebelungenlied und die Minnesänger neben Homer und Horaz auch etwas gelten. Erbittert aber sind sie gegen die Orientalen, die ihnen ihr Monopol, über das Alterthum zu entscheiden, zu entreißen drohen. Sie sehn jenseits Griechenland und Rom im Orient nur dieselbe Barbarei, die sie im Mittelalter erkennen, da die Orientalisten aber große Aufklärungen über die Urzeit, das mythische

Alterthum verkündigen, für welche Hesiod und Homer nicht ausreichen, so fürchtet die ältere Partei dadurch in den Schatten gestellt zu werden, und wehrt sich, den seligen Voß an der Spitze, mit Hyänengrimm um die Leichen und Gräber des Alterthums. Dieser Kampf der Philologen greift in die eigentliche Geschichtsforschung hinüber.

Was das Sprachstudium überhaupt betrifft, so trägt es zwar seinen Werth in sich selbst und ist ohne Zweifel sehr wohlthätig für das jugendliche Alter, herrscht aber doch auf unsern gelehrten Anstalten nur allzu einseitig vor.

Wer sollte auf einer ältern deutschen Schule erzogen worden seyn, und nicht eine starke Rivalität zwischen dem philologischen und realistischen Unterricht bemerkt haben? In der Regel aber wird man finden, daß die Philologen auf solchen Schulen ein unverhältnißmäßiges Übergewicht behaupten, daß namentlich, wo Classenordnung eingeführt ist, in jeder Classe die Philologie einseitig vorherrscht. Einzig hieraus erklärt sich die Einführung der Fächerordnung in einzelnen Schulen und die Errichtung besonderer Realschulen. Immer aber sprechen die Philologen ein Vorrecht an, halten sich für etwas viel Höheres als die Realisten, und bilden eine stolze aristokratische Kaste.

Die Philologie ist für den Unterricht zum Theil so verderblich geworden, wie die äußern Gebräuche für den Gottesdienst. Wie dort die wahre Andacht

dern. Es sucht in einer Physik des Geistes und der Geschichte jedem geistigen Wesen, sey es ein Charakter, oder eine Meinung, oder eine Begebenheit, dasselbe Recht zu sichern, wie in der gemeinen Physik jedem materiellen Wesen. Es betrachtet die historischen Perioden wie die Jahreszeiten, die Nationalitäten wie die Zonen, die Temperamente wie die Elemente, die Charaktere wie die Kreaturen, die Äußerungen derselben in Gesinnungen und Handlungen als so nothwendig in der Natur gegründet, und als so verschieden wie die Instinkte. Nach diesem System herrscht ein Wachsthum und ein geheimnißvoller Zug, eine Mannigfaltigkeit und eine Ordnung in der geistigen Welt wie in der Natur. Diese neue epische Ansicht empfiehlt sich allen denen, die in einem weiteren Umkreis das Leben überblickt haben. In ihr allein findet der endlose Meinungsstreit seine Beruhigung, und jeder Widerspruch die einfachste natürlichste Lösung. Ohne mit Schelling und seiner Schule vertraut zu seyn, sind viele einsichtsvolle Männer durch eine lange Erfahrung von selbst auf diesen Standpunkt der Betrachtung geführt worden. Nach einer weiten Lebensreise haben sie auf alles zurückgeblickt, was sie gesehn und übersehn, gestrebt und verlassen, gefunden und verloren, und von selbst hat das wilde Drama, in welchem sie als handelnde Personen einseitige Zwecke blind verfolgt, sich ihnen in ein ruhiges Epos verwandelt, und sie sind als Zuschauer dem Dichter zur Seite niedergesessen, um die

lange Vergangenheit und sich selbst darin, wie von einem Berge herab in stiller Ferne zu überschauen. Die im religiösen Gebiet eingetretene Indifferenz und die großen, alle Parteien in gleicher Weise widerlegenden und rechtfertigenden Erfahrungen in Politik und Geschichte haben die epische, ruhige Würdigung des Weltkampfes unterstützt, und selbst in der Poesie ist ihr durch die jetzt alles überwuchernde Romanenwelt in Walter Scott's Manier ein breites Feld gewonnen worden. Die historischen Romane huldigen der Idee nach der unparteilichsten Betrachtung aller Zeiten, Völker und Parteien, und werden es immer mehr thun müssen.

Welche Wirkung die Hegel'sche Philosophie auf die Mitwelt äußern wird, ist noch nicht genau zu bestimmen, da sie die Katastrophe noch nicht erlebt hat. Es liegt nicht in ihrem Wesen, sich selbst Zweck zu seyn; ihre ganze Stärke besteht, wie die des dialektischen Talentes überhaupt, nur darin, Mittel zu seyn, und, wie es scheint, ist sie denn auch wirklich ein Mittel geworden.

Geschichte.

Allen Völkern sind die Erinnerungen der Vorzeit heilig, und alle streben der Nachwelt von sich selbst ein Gedächtniß zurückzulassen. Traditionen und sinnliche Denkmäler waren die uralten Bande, an welchen die Jahrtausende einander erkannten, aneinander sich fortbildeten. Umfassender aber, als in allen andern Denkmälern, erhielt sich in der Literatur das Bild der alten Zeiten, und ihr prägen wir auch unser Bild auf, um es den Nachkommen zu überliefern. Die Erforschung aller alten Denkmäler und die Sorge für Denkmäler auch unsres Lebens ist seit geraumer Zeit ein vorzügliches Geschäft der Deutschen gewesen, weil wir weniger thätig oder genußsüchtig, als andre Völker, uns vor allem der sinnigen Betrachtung hingeben. Dadurch ist es uns gelungen, beinah in allen Zeiten heimisch zu werden. Wir haben die Bilder aller Völker um uns versammelt und spiegeln uns in der Erinnerung des ganzen menschlichen Geschlechts. Dieß ist der stärkste Be-

weis, wie die stärkste Stütze der Humanität, die uns auszeichnet, und zeugt mehr als alles von der Universalität unsres Geistes, denn wo irgend eine nationelle Einseitigkeit vorherrscht, pflegt sie immer zuerst in Vorurtheilen gegen andre Nationen und in Verachtung ihrer Denkmäler sich zu äußern.

Im allgemeinen nennen wir die Erinnerung der Zeiten die Geschichte, und ordnen ihr folgende Wissenschaften unter, Archäologie und Philologie oder Kunde der bildlichen und schriftlichen Denkmäler, kritischer Geschichtsforschung und Geschichtschreibung.

Die Archäologie und Philologie lehren uns die alten Denkmäler verstehn und sind das Mittel für den Geschichtsforscher. Die Philologie hat sich aber selbst zum Zweck gemacht. Sie hat das Studium der alten und aller Sprachen um ihrer selbst willen, nicht blos wegen des zufälligen Inhalts, zu ihrem Gegenstand gemacht. Es ist darin viel übertrieben worden, man hat den Sprachgelehrten zu viel Einfluß eingeräumt, und nur zu oft über der Form den Inhalt vernachläßigt. Indeß hat sich das Übergewicht des reinen Sprachstudiums gleichsam von selbst ergeben müssen. Der Philologe hat die doppelte Pflicht, die alten Denkmäler theils der Form, theils dem Inhalt nach verständlich zu machen. Das erste erfordert aber ein ganz andres Studium, als das zweite, und beide muß er trennen. Die Grammatik muß vom Inhalt absehen, und eine vergleichende Analogie bei den verschiednen alten

ist geschärft worden, und die poetische Ausbildung der Sprache hat auch ihren wohlthätigen Einfluß auf die Geschichtschreibung geübt. Ein wahrhaft großer Schwung ist aber in dies Studium erst durch die großen historischen Ereignisse der Zeit selbst gekommen. Alle Wunder der Geschichte sind sichtbar an uns vorübergegangen, und was wir mit eignen Augen gesehen, erklärt uns die Vergangenheit. Eigne Thaten und Leiden haben uns jene Alten verständlich gemacht, und indem wir selbst gewaltige Charaktere über die Weltbühne schreiten gesehn, nennen wir nicht mehr bloße Namen des Alterthums und zählen ihre Thaten, sondern wir erkennen sie und leben mit ihnen. Auch ist der Umstand nicht unwichtig, daß eben jene Stürme unsrer Zeit so viele Schranken niedergeworfen, die ehemals das Studium hemmten, und so viele Schätze zugänglich gemacht, die ehemals im Dunkeln moderten. Viele Staatsgewalten, die sonst ihre Archive geheim zu halten für nöthig fanden, sind zerstört und ihre Annalen dem Geschichtsforscher in die Hand gegeben. Viele Bibliotheken, die religiöses Mißtrauen verschloß, sind geöffnet; viele literarische Schätze, die das Kloster oder die Reichsstadt, in der sie verborgen lagen, nicht einmal kannte, sind ans Licht gezogen worden. Die heilsamste aller dieser Veränderungen ist aber unstreitig das Centralisiren vieler kleiner Bibliotheken in eine große jeder Provinz, wodurch allein es möglich wird, über die Mannigfaltigkeit der historischen Ur-

kunden einen Überblick zu gewinnen und sie auf bequeme Weise zu benutzen.

Indessen ist noch lange nicht genug gethan. Die Quellen der vaterländischen Geschichte wenigstens sollten bei weitem mehr aufgeklärt und zusammengedrängt seyn, als wir sie gegenwärtig finden. Ich verkenne nicht, daß jedem Ort sein angestammtes Denkmal beiben müsse, daß es Raub sey, die alten Urkunden und Manuscripte aus den Gegenden zu entfernen, denen sie zugehören; es ließe sich aber wohl auf andre Weise helfen. Das wahrhaft großartige Unternehmen einer bekannten Gesellschaft, die wichtigsten Quellen der deutschen Geschichte neu abdrucken zu lassen, hat uns wenigstens einen Weg gezeigt, wenn auch auf demselben noch kaum ein Schritt gethan ist. In einer Zeit, wo so viel geschwärmt wird, darf man wohl auch den kühnen Gedanken wagen, daß ein künftiges Deutschland reich, klug und nationalstolz genug seyn werde, um eine Bibliothek von Quellen der deutschen Geschichte zu Stande zu bringen, die keiner seiner größern Städte fehlen dürfte. Wenn man das Fremdartige dabei gehörig ausscheidet, so ist ein Überblick allerdings möglich. Eine Nation von so unermeßlichen Hülfsquellen, als die deutsche, würde, wenn sie für die Idee begeistert wäre, und die rechten Männer, die ihr dann schwerlich fehlen dürften, an die Spitze stellte, die Kosten, die für ein solches Unternehmen ausreichten, wohl aufopfern können. So etwas wird aber leicht allen

andern, als den gelehrten Forschern selbst, ein unnützer Traum dünken. Man denkt so wenig daran, die Schätze der Literatur als ein allgemeines Nationalgut zu hüten und zu pflegen, daß man nicht einmal, was so leicht wäre, bei den Büchermessen von jedem neuen Werke wenigstens ein Exemplar abfordert, um in einer gemeinsamen Nationalbibliothek ohne Unterschied alle literarische Produkte wenigstens von einem bestimmten Zeitpunkt an zu sammeln. Mögen immer im Verkehr die vielen schlechten Bücher untergehn, aber wenigstens ein Exemplar sollte von jedem erhalten werden.

Die historische Kritik ist so sehr an die Thatsachen gebunden, daß der größte Scharfsinn nicht ausreicht, wenn die Quellen nicht Stoff genug zur Combination darbieten. Daher findet man viele ältere gar scharfsinnige Werke doch voll Mängel und Irrthümer, nachdem man der Quellen sich im weitern Umfange bemächtigt hat. An eigentlicher kritischer, analytischer oder combinatorischer Gabe mangelt es in einem so philosophischen Volke, als die Deutschen sind, durchaus nicht; doch lassen wir uns eine falsche einseitige Theorie, oder eine süße Schwärmerei des Herzens und der Phantasie auch auf dem historischen Gebiet nur allzuleicht verführen. Besonders haben die dunklern Partieen der Geschichte hier einem blinden Scepticismus, dort einer zügellosen Hypothesenjägerei Raum gegeben. Überhaupt, wo die Thatsachen der Geschichte nicht unverrückbar eine Ansicht

feststellten, haben die Vermuthungen, Meinungen und Einbildungen eine Menge verschiedner Ansichten erzeugt, und die Kritik hat mehr vom Temperament oder System der Forschenden, als von den Thatsachen selbst den Maaßstab entlehnt. Man hat auch wohl versucht, die unzweideutigsten Thatsachen zu entstellen, um ihnen ein beliebiges Ansehn zu geben, sie einer Lieblingsneigung, einer Theorie oder einer praktischen Absicht anzupassen. Man hat die Thatsachen aus ihrem natürlichen Zusammenhange gerissen, das Eine ungebührlich hervorgehoben, das Andre nur nebenbei gewürdigt oder übersehn, dem Gewissen einen falschen Sinn untergelegt, dem Ungewissen einen beliebigen, und sich selbst nicht gescheut, hin und wieder absichtlich zu lügen.

Die Ansichten, welche die Geschichtsforscher in ihr Studium hineintragen, sind willkürlich oder unwillkürlich. Es gibt allerdings Gelehrte, welche mit Absicht die Geschichte verfälschen, um sie als Werkzeug des Parteikampfes zu benutzen, oder wohl gar aus Frömmigkeit oder Patriotismus, oder aus Moral, oder nur, um eine einmal ausgesprochne Lieblingsmeinung nicht zurücknehmen zu müssen. Bei weitem mehr Gelehrte bringen aber ganz unwillkürlich falsche, oder wenigstens einseitige Ansichten in die Geschichte. Die Ansicht der Partei, unter welcher man geboren und aufgezogen worden ist, drängt sich uns überall auf, und wir sehn durch ihre Brille, ohne es zu wissen. Ich kann hier die mannigfaltigen

Ansichten, wie sie im Kleinen überall sich geltend machen, nicht weitläuftig besprechen, sondern muß mich an die größern Hauptansichten halten, die im historischen Gebiete herrschend sind. Im Einzelnen hören wir überall einen Glauben, ein Volk oder einen Stamm oder nur Personen über die Gebühr preisen und andre verunglimpfen, und die Religion, das Vaterland, der Stand und die Erziehung des Geschichtsforschers drücken seinen Untersuchungen ihren Stempel auf. Im Großen aber unterscheiden wir etwa folgende welthistorische Ansichten.

Die Einen bringen ein Ideal des menschlichen Geschlechts mit, nach welchem sie alle historischen Erscheinungen abmessen, und da die Geschichte größtentheils nur als politische Geschichte betrachtet wird, so sind es jene politischen Ideale, die den Maaßstab hergeben müssen. Die Protestanten und Liberalen haben daher ein andres Ideal, als die Katholiken und Servilen, mithin auch eine andre welthistorische Ansicht. Beide sind aber darin einverstanden, daß nur ein gewisser Theil der Weltbegebenheiten Billigung verdiene, der andre zu verwerfen sey. Sie geben sich also beide einer falschen parteilichen Theilnahme an einzelnen Erscheinungen und einem kläglichen Jammer über die andre hin, und immer liegt im Hintergrund ihrer Ansicht die alberne Anmaßung, daß sie es von Anfang an besser gemacht haben würden, wenn die Regierung der Welt von ihnen ausgegangen wäre. Die Protestanten, Liberalen und die

classischen Philologen vereinigen sich dahin, daß die Menschen sich allmählig aus dem rohesten thierischen Zustande zur Bildung erhoben und im griechisch-römischen Alterthum die erste Reife gewonnen hätten, daß darauf die Barbarei wieder eingerissen und erst mit der Reformation eine neue höhere Entwicklung vorbereitet worden wäre, welche noch jetzt gegen die Barbarei kämpfen müsse. Die Katholiken, Royalisten und die orientalischen Philologen nehmen dagegen ein heiliges, vollkommnes Urvolk an, das in Sünde verfallen, durch das Christenthum wieder geheiligt, aber nochmals in sündigen Abfall und Verirrung gerathen sey. Jene glauben an eine fortschreitende, mühsame Befreiung des Menschengeschlechts, diese an eine beständige Verschlimmerung durch die Erbsünde und Versöhnung durch die göttliche Gnade. Aber was die erstern ein Freiwerden nennen, heißen die andern das Werk des Satans, und umgekehrt nennen jene Barbarei, was diese das Reich Gottes auf Erden nennen. Diese verschiednen Ansichten offenbaren sich vorzüglich bei der historischen Betrachtung des Mittelalters, das die Einen beständig verdammen, die Andern preisen.

Die Anzahl derer, welche die Geschichte in ihrem ganzen Umfang unparteiisch auf dichterische Weise als ein Epos oder gleichsam naturhistorisch als einen Organismus betrachten, ist verhältnißmäßig noch sehr gering, und doch ist diese Ansicht die einzig würdige. Sie geht von keiner vorgefaßten Meinung aus, will

nichts verwerfen oder verbessern, sondern nimmt die Dinge, wie sie sind, und mißt jedes nur nach dem in ihm liegenden Maaßstab. Sie wird z. B. das Mittelalter nicht verwerfen, weil es der Freiheit im antiken oder modernen Sinn nicht huldigte, oder preisen, weil in ihm die Privilegien der Enkel begründet sind, sondern sie wird es abgesehn von unsern gegenwärtigen Interessen nach den Interessen seines Volkes, seines Geistes würdigen. Sie wird es für überflüßig halten, von jenen Menschen zu verlangen, was nur für die heutigen gilt. Sie wird ihnen das, was sie für wünschenswerth und heilig gehalten haben, weder beneiden, noch verspotten, sondern sie nach ihrem eignen Glauben wägen und schätzen. Erst dadurch wird die Geschichte, was sie seyn soll, ein treuer Spiegel der Vergangenheit. Man kann sie nicht objectiv genug auffassen; jede subjective Ausschweifung trübt ihren Spiegel. Glossen mag die Philosophie machen, der Geschichte selbst gilt nur der einfache Text.

Im Allgemeinen hat unsre Geschichtforschung folgende Entwicklungen erlebt. Nach dem dreißigjährigen Kriege fielen die Deutschen in Lethargie und erwachten erst im achtzehnten Jahrhundert in fieberhaften Träumen. Zu den Erscheinungen jener phlegmatischen Zeit gehören auch die langweiligen historischen Sammlungen und Commentare, zu denen der cholerischen Extase gehört der historische Scepticismus des vorigen Jahrhunderts. Überall sahen wir zuerst einen

todten Mechanismus, dann eine tolle Lebendigkeit. In der Theologie folgte der starren Orthodoxie eine bis zum Atheismus muthwillige Kritik. In der Philosophie wurde das mathematische Verfahren durch das anthropologische ersetzt, das allen Hypothesen freien Spielraum gab. In der Staatswissenschaft herrschte anfangs die abgeschmackte heilige römische Reichsunbehülflichkeit, dann ein Schwall von Neuerungen. In den Naturwissenschaften ward die Empirie und das fleißige Sammeln durch kecke Hypothesen ersetzt. Die alte ehrbare Erziehung mußte den vagesten Versuchen der Philantropisten weichen. Endlich sah die sogenannte classische Poesie durch alle Ausschweifungen der Romantik und des modernen Humors sich verdrängt. So folgten auch im historischen Fach auf die weitschichtigen Sammlungen der Männer in Allongeperücken die kritischen Bedenken der Männer in Zöpfen, und nachdem das siebzehnte Jahrhundert den Geist der Geschichte unter endlosen Citaten und chronologisch-genealogischen Tabellen begraben, konnte das achtzehnte ihn dreist läugnen. Man gefiel sich in einem frevelhaften Unglauben und im Vernichten dessen, was der Einseitigkeit des Geschlechts nicht zusagte. Während die Philosophen dem Christenthum absagten und die Revolutionsmänner auf den Trümmern der Cultur und Geschichte einen neuen Naturzustand einzuführen strebten, wurden sie von den historischen Sceptikern thätig unterstützt, die das Amt übernahmen, das Feld der Geschichte zu säu-

dern und den trostlosen Grundsatz geltend machten, alles, was sie nicht verstanden, zu läugnen, und alles, was nicht mit der modernen Aufklärung harmonirte, so darzustellen, als ob es von rechtswegen nie hätte existiren sollen. Da durften Schlözer und Rühs alles sogenannte Vorgeschichtliche als dumme Fabel wegwerfen, und die ganze Zunft durfte das Mittelalter als Barbarei verdammen. Man sah die Geschichte nicht mehr, wie das weit vernünftigere Mittelalter immer gethan, als ein organisches Leben an; man erfreute sich nicht mehr ihres Gemäldes, das unermeßlich, wie die Natur, zugleich eben so in allen Theilen harmonisch ist; man strebte nicht mehr das innerste Geheimniß und den Zusammenhang des großen geschichtlichen Lebens zu begreifen; vielmehr stellte man sich in jenem frevelhaften Übermuth, der jene Generation charakterisirt, über die Vorsehung selbst und meisterte sie, tadelte die Werke derselben und nahm als bekannt an, daß man es von Anfang an in der Welt besser gemacht haben würde. Man glaubte die Geschichte nur wie ein übel bestelltes Erbe plündern zu müssen. Wenig schien nutzbar, das alte Geräth ward in die Polterkammer gewiesen. Man zog durch die Hallen der Geschichte wie stürmende Soldaten und verbrannte die herrlichen Wandtapeten, wie die von Raphael, um Gold daraus zu schmelzen. Nichts erhielt Würdigung und Schonung, als was man für den Augenblick brauchen konnte. Das revolutionirende Jahrhundert fand daher nur

die Geschichte der Griechen und Römer wichtig und vernünftig, weil es daraus die Muster theils für seine republikanischen Träume, theils für seinen Despotenhaß entlehnen, und weil es hier dem ältesten Feind der mittelalterlichen Barbarei die Hand reichen konnte. Der religiöse Fanatismus kam dem politischen zu Hülfe. Da die Katholiken weniger geschrieben haben, und es den Gelehrten bereits zur andern Natur geworden ist, gegen katholische Schriften, namentlich historische, vorsichtig zu seyn, so haben diese weit weniger verdorben, als die Protestanten, wenn sie auch gleichfalls weit weniger gut gemacht. Grade indem die Protestanten beinah allein die Literatur beherrscht haben, sind sie fanatisch gewesen, ohne es zu bemerken, denn was die Katholiken dagegen geschrieben, ist von Protestanten immer für absoluten Irrthum gehalten worden, seit man unter der römischen Infallibilität nur schlechterdings Fallibilität versteht. Die ungeheure Mehrzahl der protestantischen Geschichtbücher stellt das Mittelalter auch aus dem polemischen Standpunkt ihrer Confession dar. Die Geschichtschreiber glaubten dabei noch um so viel untrüglicher zu verfahren, als das philosophische Jahrhundert allgemeinen Pfaffenhaß, Verspottung des Aberglaubens und Verachtung der mittelalterlichen Roheit predigte. Indem sie aber ihre Darstellung der Geschichte dieser Doctrin anpassen, werden ihre Werke mehr pädagogische Exercitien, als treue Gemälde der Vergangenheit. Sie malen nicht das Mittelalter,

sondern ihren Haß gegen dasselbe. Sie belehren den Leser nicht über die wahre Natur der Vorzeit, sondern warnen sie vor den Gebrechen derselben. Was entlehnen sie wohl aus den zahlreichen Quellen jener Geschichte? Was haben sie im Ohr behalten aus der unendlichen Musik jener reichen schönen Zeit? Dissonanzen ohne Auflösung, die traurige Schilderung von Barbareien, die auch nicht fehlten, wie sie uns nicht fehlen; aber die beseligenden Harmonien vernehmen sie nicht, die uns überall aus den Hallen jener Vorwelt entgegentönen. Erst unverhältnißmäßig wenige Geschichtschreiber haben es gewagt, in der Kirche, dem Staat, den Sitten und der Kunst des Mittelalters etwas Erhabnes und Schönes zu finden, und ihre Darstellung im Sinne der Quellen, im Sinne jener Zeit selbst aufzufassen, und irgend etwas von der Andacht, von der Kraft und Milde, von der Poesie derselben in ihre Schilderungen einfließen zu lassen. Die große Mehrzahl poltert nur wie von der Kanzel gegen die Pfaffen und wie von der Volkstribune gegen den Feudalismus, und rümpft wie in einem Salon die Nase und hält eine Philippika gegen die Pferdelust der durchlauchtigen Ahnen.

Es erhoben sich aber auch Stimmen dagegen und namentlich seit der Restauration gewann die fromme und royalistische Partei auch einen weiten Spielraum in der Geschichtforschung. Das Extrem kehrte sich um, und der verworfne Stein wurde zum Eckstein. Man ging auf der entgegengesetzten Seite so weit

als möglich und suchte sogar der längst verspotteten Heraldik eine neue tiefe Bedeutung zu geben, indem man nicht die Geschlechter, aber das Geschlechtsystem bis in die orientalischen Wurzeln der deutschen und aller Geschichte verfolgte. Man sprach den Germanen ihre Freiheit wieder ab, und gab sich alle Mühe die Priesteraristokratie zu vindiciren. Das Mittelalter aber erhielt seine Glorie wieder, und es war oft lächerlich genug zu sehn, wie man unscheinbare Lichtchen vor glänzenden Gestalten aufsteckte, die durch sich selbst hinlänglich strahlten.

Gegenwärtig kämpfen beide Ansichten, und die Parteien stehn zu scharf an einander, als daß die dritte versöhnende Ansicht zur Herrschaft gelangen könnte.

Was nun die Geschichtschreibung betrifft, so wird ziemlich allgemein anerkannt, daß wir Deutschen darin es noch nicht weit gebracht haben. Während man unsern Forschungen und Sammlungen die gebührende Achtung nicht versagt, den deutschen Fleiß nicht genug loben kann und auch unsre Kritik oft nur für allzukritisch hält, ist man noch immer der Meinung, daß wir in der Geschichtschreibung nicht nur den Alten, sondern auch den Franzosen und Engländern nachstehn. Allerdings lassen auch unsre besten Geschichtschreiber noch viel zu wünschen übrig, sie sind immer noch zu gelehrt, umständlich und unpraktisch. Ihre Werke sind immer noch mehr Studien, als Gemälde, mehr auf die Wissenschaft, als auf

das Leben, mehr auf die gelehrte Kaste, als auf das Volk berechnet. Alle ihre Mängel entstiegen aus dem Mangel des öffentlichen Lebens. Das Talent des Geschichtschreibers ist das des Redners. Die Geschichte wird dann gut geschrieben, wenn die Begebenheiten und ihre Motive uns wie einem versammelten Volke vorgetragen werden, als ob wir noch darüber entscheiden könnten. Das lebendige dramatische Element darf dem Geschichtforscher nie fehlen. Der Forscher anatomirt, der Geschichtschreiber läßt lebendig handeln. Wer nun überhaupt die Begebenheiten aus einem lebendigen Gesichtspunkt ansieht, mit darin gehandelt, sie vielleicht geleitet hat, wird auch die Geschichte derselben und überhaupt Geschichte zu schreiben wissen, der Held, der Staatsmann besser, als ein deutscher Stubengelehrter.

Es kommt aber noch hinzu, daß die umständlichen und schwierigen historischen Forschungen der Deutschen eine gute Geschichtschreibung noch immer beinah unmöglich gemacht haben. Wir betrachten wie billig die schöne Form als Nebensache, und die Wahrheit der Thatsachen als Hauptsache. Nun sind wir aber über alle Gebühr gewissenhaft und können mit dem unermeßlichen Studium nie fertig werden. In alle unsre Darstellung mischt sich Kritik, Citat, Polemik, weil wir nicht blos etwas sagen, sondern es diplomatisch und logisch beweisen wollen. Da ferner jede gute Geschichtschreibung von der Geschichte der eignen Nation ausgehn muß, so stellt sich uns hier eine

neue Schwierigkeit entgegen. Unsre Geschichte ist theils so unendlich mannigfaltig, theils hat sie so viele dunkle Partien, daß ein klarer Überblick noch niemals erreicht worden ist. Weit leichter mag der Engländer und Franzose seine Geschichte schildern, die an sehr einfachen Fäden fortläuft, und nie wichtig ist, wo sie nicht zugleich klar wäre. Dort drängt sich alles zusammen, in der deutschen Geschichte fährt alles auseinander. Wir sind darin den Griechen zu vergleichen, und noch gibt es eben so wenig eine gute griechische Geschichte, als es eine deutsche gibt.

Noch in keinem Zweige der Literatur haben wir so wenig uns selbst vertraut, als in der Geschichtschreibung. Hier galten uns fast immer nur fremde Muster, vorzüglich der Alten. Der wichtigste und anerkannteste unter den Nachahmern der Alten, der daher auch fast einstimmig für unsern größten Geschichtschreiber gehalten worden ist, war Johannes Müller. Seine Schule ist noch immer die herrschende, und der manierirte geschraubte Ton derselben ist ein wenig lächerlich. Die Deutschen sind seit ein Paar Jahrhunderten von der europäischen Geschichte als ihr Spielball umhergeworfen worden; wenn sie selbst wieder einmal die Geschichte machen werden, werden sie sie auch schreiben können.

Staat.

Die Politik ist gegenwärtig an der Tagesordnung, auch in Deutschland, indeß läßt sich leicht bemerken, daß wir nicht so eigentlich von selbst auf diese interessante Wissenschaft verfallen sind, daß sie uns vielmehr erst von außen her und zum Theil par force annehmlich gemacht worden ist. Bei den Spaniern, Italiänern und Franzosen sind wir in die Schule des Despotismus gegangen, dann wieder bei Franzosen, Engländern und Amerikanern in die Schule der Freiheit. Die Franzosen haben uns ihre politischen Meinungen auf der Spitze des Bajonetts gebracht oder als Modeartikel durch den Buchhandel. Fast alle innern politischen Veränderungen bei uns sind von außen bewirkt worden, und nicht minder hat der Meinungsstreit von außen Nahrung empfangen. Darum trägt auch unsre Politik und deren Literatur auffallend ein fremdes Gepräge, und mit wie viel Theilnahme wir uns nun auf diesen Gegenstand werfen mögen, so bleiben wir doch hinter unsern Meistern zurück.

Wir haben genug gelitten, um uns um Politik bekümmern zu müssen, und zu wenig gethan, um zugleich etwas Großes dafür leisten zu können. Wir haben zu viel Muster vor uns und zu wenige Selbständigkeit, um selbst Muster zu seyn. Unser Zustand wechselt deßfalls, ohne festen Charakter, wie wir gestoßen werden. Man findet nirgend so viele Mittelzustände, als in Deutschland. Man will es überall recht machen, und gewiß haben Wenige die Macht, die nicht zugleich die Nothwendigkeit fühlten, es recht machen zu müssen; aber der Ansprüche sind zu viele und da der Hauptanspruch wie der gegenwärtigen Zeit so des deutschen Phlegmas überhaupt Mäßigung und Frieden ist, so kann es nicht wohl anders seyn.

Wir haben uns nur nothgedrungen auf den politischen Schauplatz reißen lassen und finden uns noch nicht sonderlich darauf zurecht. Was wir etwa haben thun müssen, kann man kein eigentliches Handeln nennen, und unsre Reden wollen deßfalls noch weniger bedeuten.

Von jeher sind nur solche Völker, deren ganze Thätigkeit im öffentlichen Staatsleben sich concentrirte, zugleich durch eine politische Literatur ausgezeichnet gewesen, Griechen, Römer, Engländer, Franzosen und in bessern Zeiten auch die Italiäner. Diesen müssen wir den Vorrang zugestehn. Zwar fehlt es uns an Theorien und phantastischen Träumen nicht, und wir sind daran vielleicht sogar reicher, als andre Völker, weil die Phantasie einen desto

freiern Spielraum gewinnt, je weniger der Mensch in einer schönen Wirklichkeit thätig ist. Auch unsre philosophischen Systeme erzeugen mannigfaltige Ansichten vom geselligen und politischen Leben. Die Theorien verhalten sich aber zum Leben selbst etwa nur wie die Poesie. Man träumt sich in ein politisches Eldorado hinein und wacht so nüchtern auf, wie zuvor. Da den Deutschen die Tribune fehlt, so sollte man erwarten, sie würden ihre ganze Kraft desto wirksamer in der Literatur geltend machen. Es ist aber umgekehrt. Eine gute politische Literatur geht immer erst aus der Schule der politischen Beredsamkeit hervor.

Eine geraume Zeit nahm die Religion alles Interesse der Nation in Anspruch, so daß selbst die großen Umwälzungen der Reformation eher dazu dienten, den Sinn für Politik nicht bei den Höfen, aber beim Volk einzuschläfern, als zu erwecken. Später trat eine behagliche Gewohnheit ein, bei der fast alle politische Fragen gänzlich in Vergessenheit geriethen. Der Wohlstand nahm nicht so gewaltig zu, daß die überflüßige Kraft große Thaten und Institutionen hätte hervorbringen können; er sank aber auch nie so gänzlich, daß die Verzweiflung zu Umwälzungen geführt hätte. Die Fürstenhäuser genossen fast ohne Ausnahme das kindliche Vertrauen der Unterthanen, besonders seit ihre wechselseitigen Interessen in den Religionskämpfen so eng verschlungen worden. Die Masse hatte zu essen, und ausgezeichnete Geister fan-

den in den Wissenschaften und Künsten eine angemessene Wirksamkeit. Die Erscheinung der französischen Revolution, und die Art, wie man sie in Deutschland aufnahm, hat hinlänglich bewiesen, wie wenig man in Deutschland für ein reges politisches Leben gestimmt und vorbereitet war.

Der Deutsche liebt die Familie mehr als den Staat, den kleinen Kreis von Freunden mehr als die große Gesellschaft, die Ruhe mehr als den Lärm, die Betrachtung mehr als das Raisonniren. Es muß zugestanden werden, daß diese Eigenheiten zu eben so viel Lastern als Unglücksfällen geführt haben, daß nur durch sie verschuldet worden ist, was man uns mit Recht so oft und lange vorgeworfen, Bethörung und Unterdrückung durch Fremde, Unempfindlichkeit für nationelle Schande, Vernachlässigung gemeinsamer Interessen, enge peinliche Spießbürgerlichkeit und Versauern in der trägen Ruhe. Auf der andern Seite beweist uns aber die frühere Geschichte, daß dieselben Grundzüge des Nationalcharakters sich auch mit großen politischen Thaten und Instituten haben vereinigen lassen. Aus ihrer Wurzel ist der Riesenbaum der altgermanischen Verfassung erwachsen, der Jahrhunderte lang Europa wohlthätigen Schatten gegeben. Von allen Verfassungen des Alterthums unterschied sich die germanische dadurch, daß sie das Gemeinwesen der individuellen Freiheit und dem Familienwesen unterordnete. Der Staat sollte dem Einzelnen dienen, während in Rom und Sparta der Einzelne

Leibeigner des Staates war. Jene Allgemeinheit des Staats, die allein souverain ist, der jeder Bürger unbedingt unterworfen ist, die einen eignen Willen und eigne Zwecke hat, war den Deutschen von jeher in der Natur zuwider. Diese Abneigung gegen den Götzendienst des weltlichen Staates bahnte später der Hierachie den Weg. Zuletzt aber brachte sie uns in einen völlig passiven Zustand; wir wurden regiert und dachten nicht daran, wir litten alles und unter hunderttausenden frug kaum einer, warum?

Indeß ist in der neuesten Zeit der Sinn für Politik sehr lebendig erwacht. Große Unglücksfälle haben uns an die Fehler erinnert, durch welche wir dieselben verschuldet. Die Umwälzungen der Nachbarländer haben uns zum Theil zur Nachahmung oder doch zur Aufmerksamkeit gezwungen. Gewaltstreiche von außen haben unsern innern politischen Zustand mannigfach verändert, und manche Verbesserungen haben wir selbst zu Stande gebracht. Die fortgeschrittene Cultur verlangt manche Änderung. Die Kriege, die wir für den Bestand unsrer Staaten geführt, haben sie uns werth genug gemacht, daß wir sie mit größerem Interesse, als bisher, ins Auge fassen. Die politische Ehre, die wir wieder errungen haben, hat uns den Sinn für Politik wohlthätig erfrischt. Thaten haben zur Betrachtung geführt.

Diese neue Politik aber ist größtentheils in einer fremden Schule gebildet, alle Parteien, die Kabinette, die Stände, die Liberalen haben im Ausland ihren

Unterricht empfangen. Wo indeß die deutsche Eigenthümlichkeit vorschlägt, äußert sie sich in derselben Systemsucht und Phantasterie, die wir in allen Wissenschaften geltend machen. Die Praktiker, die das Ruder führen, sind davon so wenig ausgeschlossen als die stillen Schwärmer in den Dachstuben, die nichts regieren als die Feder. Jene wollen der Gegenwart das Unmögliche aufdringen, diese der Zukunft das Mögliche. Jene legen die Völker auf ihre Tabellen, wie den heiligen Laurentius auf den Rost, diese machen sich goldne Träume von der Zukunft, die sich bekanntlich, wie das Papier, alles gefallen läßt, wobei aber die Kuh immer verhungern muß, bevor das Gras gewachsen ist. Wagt es das völlig passive Publikum sich über die Gewaltthätigkeit der Theorien zu beklagen, oder die Phantome der Ideologen zu verlachen, so heißt es von beiden Seiten mit Fichte: das Publikum ist kein Grund, unsre Weisheit in Thorheit zu verkehren.

Das schlimmste ist, daß beide am allerwenigsten an die materielle Freiheit der Völker denken, die doch die einzige ist, deren wir auf unsrer gegenwärtigen Stufe der Cultur fähig sind, und die allein uns frommen kann. Die praktischen Staatsverbesserer stürmen durch das stille Daseyn der Philister und opfern den Einzelnen dem Ganzen; die schwärmenden Weltverbesserer aber denken nur an die moralische Freiheit, an einen idealen Zustand, der vielleicht am Ende der Zeiten liegt.

Was die in neuerer Zeit so häufig gewordenen durchgreifenden Staatsverbesserungen und Reorganisationen in ihrer Gewaltthätigkeit einigermaßen hemmt, gewährt doch keinen sonderlichen Trost. Dies ist nämlich die an sich ehrwürdige Achtung vor dem Alten, die aber in dem Zustande, wohin uns die Zeit einmal unaufhaltsam fortgerissen hat, niemals mehr zur Consequenz des alten Systems zurückführen kann, und also der Consequenz des neuen nur hinderlich ist. Zwischen beide stellt sich ein System von Flicksystemen, es wird beständig eingerissen und wieder angebaut, aus allen Zeitaltern und für alle Stände haben sich Institutionen erhalten, und wieder an jedem Orte besondre, unzählige neue sind dem angeklebt worden, und alle verhalten sich zu den einfachen, die man haben könnte, wie eine Trödlerbude voll alter Kleider zu einem reinlichen Anzug. Die Staatspraktiker müssen nicht nur Theoretiker seyn, sondern auch Historiker und Philologen, und die Gelehrsamkeit steht nicht sowohl unter dem Schutz des Staates, als der Staat unter dem Schutz der Gelehrsamkeit.

Was auf der andern Seite die Ausschweifungen der Weltverbesserer hemmt, ist wohl eben so wenig tröstlich. Dies ist die Censur; man kann in der That nicht an die Mängel unsrer politischen Literatur denken, ohne daß uns sogleich die großen Lücken einfallen, die Censurlücken, welche von allen den Werken erfüllt seyn könnten, die eben des Preßzwangs

wegen gar nicht existiren. Diese führen dann die unangenehme Betrachtung sogleich auch auf die furchtsamen, halben und albernen Urtheile, welche die Angst vor der Censur oder das Vertrauen, daß sie keine Concurrenz besserer Urtheile zulassen werde, so häufig hervorbringt. Doch davon ist schon oben die Rede gewesen. Die Censurübel sind nichts neues, sie wechseln nur den Ort, auf den sie fallen, und scheinen zu den Kinderkrankheiten der Völker zu gehören. Sie sind ein Aussatz, der hie und da die Haut wegnimmt, das Kind stirbt aber nicht davon.

Bevor wir die Literatur der politischen Praxis betrachten, wollen wir einen Blick auf die Theorien werfen. Alle Praxis geht von den Theorien aus. Es ist jetzt nicht mehr die Zeit, da die Völker aus einem gewissen sinnlichen Übermuth, oder aus zufälligen örtlichen Veranlassungen in einen vorübergehenden Haber gerathen. Sie kämpfen vielmehr um Ideen und eben darum ist ihr Kampf ein allgemeiner, im Herzen eines jeden Volkes selbst, und nur in sofern eines Volkes wider das andre, als bei dem einen diese, bei dem andern jene Idee das Übergewicht behauptet. Der Kampf ist durchaus philosophisch geworden, so wie er früher religiös gewesen. Es ist nicht ein Vaterland, nicht ein großer Mann, worüber man streitet, sondern es sind Überzeugungen, denen die Völker wie die Helden sich unterordnen müssen. Völker haben mit Ideen gesiegt, aber sobald sie ihren Namen an die Stelle der Idee zu setzen

gewagt, sind sie zu Schanden worden; Helden haben durch Ideen eine Art von Weltherrschaft erobert, aber sobald sie die Idee verlassen, sind sie in Staub gebrochen. Die Menschen haben gewechselt, nur die Ideen sind bestanden. Die Geschichte war nur die Schule der Principien. Das vorige Jahrhundert war reicher an voraussichtigen Speculationen, das gegenwärtige ist reicher an Rücksichten und Erfahrungsgrundsätzen. In beiden liegen die Hebel der Begebenheiten, durch sie wird alles erklärt, was geschehen ist.

Es gibt nur zwei Principe oder entgegengesetzte Pole der politischen Welt, und an beide Endpunkte der großen Achse haben die Parteien sich gelagert und bekämpfen sich mit steigender Erbitterung. Zwar gilt nicht jedes Zeichen der Partei für jeden ihrer Anhänger, zwar wissen manche kaum, daß sie zu dieser bestimmten Partei gehören, zwar bekämpfen sich die Glieder einer Partei unter einander selbst, sofern sie aus ein und demselben Princip verschiedne Folgerungen ziehn; im allgemeinen aber muß der subtilste Kritiker so gut wie das gemeine Zeitungspublikum einen Strich ziehn zwischen Liberalismus und Servilismus, Republikanismus und Autokratie. Welches auch die Nuancen seyn mögen, jenes claire obscure und jene bis zur Farblosigkeit gemischten Tinten, in welche beide Hauptfarben in einander übergehn, diese Hauptfarben selbst verleugnen sich nirgends, sie bilden den großen, den einzi-

gen Gegensatz in der Politik, und man sieht sie den Menschen wie den Büchern gewöhnlich auf den ersten Blick an. Wohin wir im politischen Gebiet das Auge werfen, trifft es diese Farben an. Sie füllen es ganz aus, hinter ihnen ist leerer Raum.

Die liberale Partei ist diejenige, die den politischen Charakter der neuern Zeit bestimmt, während die sogenannte servile Partei noch wesentlich im Charakter des Mittelalters handelt. Der Liberalismus schreitet daher in demselben Maaße fort, wie die Zeit selbst, oder ist in dem Maaße gehemmt, wie die Vergangenheit noch in die Gegenwart herüber dauert. Er entspricht dem Protestantismus, sofern er gegen das Mittelalter protestirt, er ist nur eine neue Entwicklung des Protestantismus im weltlichen Sinn, wie der Protestantismus ein geistlicher Liberalismus war. Er hat seine Partei in dem gebildeten Mittelstande, während der Servilismus die seinige in den Vornehmen und in der rohen Masse findet. Dieser Mittelstand schmilzt allmählig immer mehr die starren Kristallisationen der mittelalterlichen Stände zusammen. Die ganze neuere Bildung ist aus dem Liberalismus hervorgegangen oder hat ihm gedient, sie war die Befreiung von dem kirchlichen Autoritätsglauben. Die ganze Literatur ist ein Triumph des Liberalismus, denn seine Feinde sogar müssen mit seinen Waffen fechten. Alle Gelehrte, alle Dichter haben ihm Vorschub geleistet, seinen größten Philosophen aber

hat er in Fichte, seinen größten Dichter in Schiller gefunden.

Der Liberalismus geht nicht von der Gesellschaft, sondern vom Individuum aus. Die Quelle aller seiner Forderungen für die Gesellschaft ist der freie Wille, die Selbstbestimmung des Einzelnen. Er ist daher im innersten Princip der Religion entgegengesetzt, wie auch die Füchse und Schafe unter ihnen heuchlerisch oder gutmüthig den Glauben dabei zu retten versucht haben. Wo die Selbstbestimmung eintritt, fällt jede fremde Autorität, also auch die göttliche hinweg, und wenn man, wie gewöhnlich geschieht, Gott in der eignen Willenskraft sucht, so ist diese Apotheose der Selbstbestimmung doch nur ein sehr überflüssiger Pleonasmus. Wenn Gott im Ich befindlich ist, so ist er nur noch ein bloßer Name und es wäre wohl am Ich genug. Die Liberalen bauen keine Kirche, sie zerstören sie nur.

Wird das Princip der Selbstbestimmung in der Gesellschaft geltend gemacht, so erfolgt daraus mit Nothwendigkeit der contrat social. Durch die Selbstbestimmung sind alle Menschen frei, folglich gleich, und ihr Staat kann sich nur auf gemeinschaftliche Übereinkunft gründen. Man entlehnt die Beispiele für die Möglichkeit eines solchen Zustandes aus den alten Republiken, aus der altgermanischen Verfassung und aus neuen Republiken, betrachtet diese jedoch nur als unvollkommene Darstellungen des absoluten Freistaates und sucht diesen erst in der Zukunft.

Man will ein Ideal, Menschen, wie sie nicht sind, sondern seyn sollen, und dieses Ideal erblickt man nur in Visionen der Zukunft. Die allgemeine Tugendrepublik ist noch nicht da, aber man strebt dahin. Indem man die Idee derselben beständig vor Augen hat, sucht man die Hemmungen derselben zu beseitigen und kämpft gegen den wirklichen Bestand der Dinge. Dadurch eignen sich die Liberalen das Princip, die Vortheile und das Verdienst des Fortschritts, der ewigen Entwicklung an. Sie bringen Leben in die Welt, sichern vor Erstarrung, und wenn sie auch den Schatz nicht heben, so arbeiten sie doch den Weinberg um.

Die deutschen Liberalen haben das Ausgezeichnete, daß sie die Freiheit nicht als ein Recht, sondern als eine Pflicht betrachten. Überhaupt sind wir Deutsche sehr moralisch. Wir untersuchen mehr die Schuldigkeiten, als die Forderungen des Menschen. Das Recht scheint uns erst dann von selbst zu entspringen, wenn jeder seine Pflicht thut. Bei andern Nationen dreht sich aller politische Streit immer um die Rechte. Namentlich haben die Franzosen von allen Parteien den besten politischen Zustand, bei den einen die Freiheit, bei den andern die Autokratie, immer als ein Recht zu behaupten getrachtet, die einen als ein ursprüngliches Menschenrecht, die andern als ein historisches altes Recht. Erst vor kurzem haben sie auch den Grundsatz: Das Recht sey nur die Pflicht! geltend zu machen ver-

sucht, was die deutsche Ehrlichkeit längst behauptet. Fichte sagt: «Recht ist, was uns das Gewissen befiehlt, also Pflicht. Was uns das Gewissen nicht verbietet, dürfen wir thun, und was wir thun dürfen, ist ein Recht.»

Doch begehn diese gründlichen Liberalen einen Fehler, der sie mit sich selbst in Widerspruch zeigt. Sie machen die Freiheit allen zur Pflicht, sie zwingen dazu, und dieser Zwang hebt die natürliche Freiheit eines jeden auf; sie befehlen eine gewisse Gattung von Freiheit, und diese schließt jede andre aus. Sie setzen an die Stelle des Despotismus nur einen eben so schädlichen Terrorismus der Demokratie, den man im Hintergrunde menschenfreundlicher Theorien selten bemerkt, der aber in der Praxis immer eingetreten ist.

Sodann ist ihr Gleichheitssystem eine Sünde wider den heiligen Geist der Natur, sofern sie es auf die Gesinnungen, auf die Geister übertragen. Die Geister wiederholen in der gegenwärtigen Welt-Epoche den Kampf, den in einer frühern die Materie zu kämpfen hatte. Alles, was die materielle Wohlfahrt der Menschen angeht, wird sich in dieselbe Harmonie bringen lassen, denn hier ist aller Gegensatz befriedigt, aber die Geister werden ihren Kampf auskämpfen müssen, denn hier sind die Gegensätze in ihrer lebendigsten Thätigkeit. Von der materiellen Wohlfahrt denken alle Menschen gleich, und nur, weil der Geist sie antreibt, opfern sie dieselbe zuweilen

einem höhern Gut oder verlangen mehr von ihr, als sie bedürfen. Doch können noch alle Ansprüche des Geistes an die Natur in ihre Schranken gewiesen werden; nur der Geist selbst wird beständig mit sich selber kämpfen. Alle Menschen können an einem Tisch essen, ein Kleid tragen, ein Tagewerk vollbringen, denn alle sind am Körper gleich, ihre Geister sind aber von Natur aus verschieden und darauf beruht der Kampf, ohne den das ganze Leben, diese ganze Weltepoche, in der wir begriffen sind, nichtig wäre.

Die geistigen Vermögen und Neigungen sind ungleich nicht nur an die Individuen, auch an die Völker vertheilt. Überall auf der Erde leben Menschen und sind den gleichen physischen Bedingungen unterworfen, aber ihre Geister sind so verschieden, als die Animalisation und Vegetation, und der Geist wiederholt auf einer höhern Stufe, was die Natur auf der niedern zeigt, nur daß dort die Mannigfaltigkeit durch Harmonie bezwungen worden, hier erst kämpfend die Harmonie zu erreichen sucht. Darin aber wird die Harmonie niemals erreicht, daß ein Geist sein Gepräge allen Geistern aufzudrücken sucht, daß er, und geschieht es auch im besten Willen, von andern erwartet, und andre dazu machen will, was er selber ist, und darin besteht auch der größte Irrthum unsrer politischen Ideologen.

Mag ein Vater seinen Kindern die gleiche Erziehung geben, sie werden jedes etwas andres; könnte selbst die Philosophie über eine Erziehung der Völ-

ker einig werden, sie würden dennoch jedes anders bleiben. Die Temperamente schlagen durch alle Erziehung. Der Herrnhuter predige dem kriegslustigen Franzosen, der Puritaner dem sinnlichen Italiener, der Tribun predige der Masse, beständig wird der Krieg den Frieden, die Sinnlichkeit die Sittlichkeit, und ein Anführer die reine Demokratie der Tugendrepublik zerstören. Nie wird ein Ton herrschen, die Töne wechseln, und aus allen entspringt die Musik des historischen Lebens.

Es ist schön, was man von sich denkt, auch von andern zu denken, was man für sich wünscht, auch andern zu wünschen, was man für sich errungen hat, auch andern mitzutheilen, die eigne Tugend andern zuzutrauen, und sie dazu anzufeuern, die eigne Erkenntniß der Wahrheit andern in der Voraussetzung mitzutheilen, daß sie fähig sind, sie auch zu erkennen, und demzufolge zu einer Vervollkommnung des Geschlechts nach dem eignen höchsten Ideale hinzuwirken. Es ist schön, aber es findet auch das Schicksal alles Schönen. Nur wenige erkennen es in seinem ganzen Werthe. Ein Mensch mit diesem erhabnen Glauben an sein Geschlecht, wird für sich seine Bestimmung auf die schönste Weise zu erfüllen im Stande seyn. Aber sein Glaube wird weder von jenen Andern erfüllt werden, noch seine Mittheilung sie anders machen.

Nur materielle Veränderungen sind bisher reell gewesen. Tracht und Speise, Wohnung und

Geschäft hat der Mensch verändert und vervollkommt. Auch die Wissenschaft hat sich selbst verändert und vervollkommt, aber nicht die Menschen. Sie dient nur den angebornen Neigungen, aber sie bestimmt sie nicht. Die Laster und Tugenden sind gewitzigter und gelehrter geworden, aber dieselben geblieben. Die Idee mag sonnenklar vor den Menschen stehn, ihr Gemüth, ihr Temperament, die dunkle Naturkraft ihrer Seele gibt ihr immer wieder eine Farbe. Das Licht gehört der Wissenschaft, die Farbe dem Leben.

Die bisherigen Beispiele reiner Demokratien haben dem Ideal der Tugendrepublik freier und gleicher Menschen nach keineswegs entsprochen. Es läßt sich sogar behaupten, daß sie die Kraft, sich eine Zeitlang in einem nur einigermaßen freien Zustande zu erhalten, und den Zauber der Gleichheit keineswegs von ihrem Eigenwillen und von einer tiefen Überzeugung, sondern vielmehr vom Aberglauben, von der Gewohnheit und von sklavischer Anhänglichkeit an Personen und Äußerlichkeiten entlehnt haben. Die meisten sogenannten freien Völker des Alterthums und der neuern Zeit waren es nur so lange, als die alte Gewohnheit, die Erinnerungen an die Väter, der patriotische Aberglauben nicht erschüttert, alte große Namen nicht durch neue verdrängt wurden. Die Freiheit erhielt sich hier, wie dort die Despotie, durch das bloße Trägheitsprincip, nach welchen ein Stein so lange liegen bleibt, bis er weggestoßen wird. Nur in *einzelnen Momenten* der Geschichte, nur

im Augenblick der Befreiung von einem langen Druck, durchflammte die Menschen auch in Masse eine höhere Begeisterung für das Ideal, und sie ergriffen es mit Bewußtseyn und sie opferten alles für die Gerechtigkeit, so die Hussiten, die Puritaner, die französischen Republikaner der ersten Periode, aber solche Momente zeigen nur, daß das menschliche Geschlecht noch in einer niedern pflanzenhaften Entwicklung begriffen ist, darin es nur einen Moment selbständiger freier Bewegung, den befruchtenden Moment der Blüthe aushalten kann, aber keine Kraft hat, das entfaltete Leben fortzusetzen, vielmehr von der dunkeln Macht des schweren Elementes ergriffen, in die starren Bande zurückfällt. Wie ein Blitz ergreift die Idee das Geschlecht und verschwindet in der alten Nacht. Sie können den Glanz, das feurige Leben nicht ertragen, die Idee strengt sie über ihre Kraft an und es erfolgt nur Erschöpfung, und wenn sie daraus erwachen, ist ihnen, als ob sie geträumt hätten Könige zu seyn, und sie greifen wieder jeder an das alte düstre Tagwerk.

Aus diesem Grunde hassen die echten Liberalen die Geschichte, und sehn nicht rückwärts, sondern vorwärts und wollen das ganze menschliche Geschlecht, die ganze Geschichte von vorn beginnen. In diesem Sinn begann auch die französische Republik eine neue Zeitrechnung. Diese *Flucht vor der Erfahrung* zeugt aber nur von einer gewissen Schwäche, und kann nicht verhindern, daß die alte Erbsünde in das

neue Reich hinüber dauert. Die Menschen sind und bleiben verschieden, und indem man sich von der materiellen Basis, wo allein Gleichheit möglich und recht ist, entfernt, um Träumen nachzujagen, gibt man die wahren Vortheile des Systems auf.

Was nun die entgegengesetzte so genannte servile Partei betrifft, so entspricht dieselbe dem politischen Charakter des Mittelalters und beharrt in demselben Maaße, als der Liberalismus die politischen Ruinen der Vergangenheit nicht zerstören kann. Der Servilismus entspricht dem Katholicismus, er ist das ausschließliche legitime System, die alleinseligmachende und verdammende politische Kirche. Seine Partei hat er in den bevorrechteten Ständen und im Pöbel im Gegensatz gegen den bürgerlichen Mittelstand. Die ganze neuere Bildung ist sein Feind, vor dem er sich nur durch Tradition, alte Urkunden und alte Gewalt schützt.

Der Servilismus geht auch nicht von der Gesellschaft, sondern von Gott aus. Die Quelle aller seiner Folgerungen ist die göttliche Gewalt über den Menschen. Er ist also im innersten Princip kirchlich, theokratisch, sey nun der Stellvertreter Gottes ein Oberpriester, ein König oder ein Stand. Die sacra majestas ist für ihn, was die Selbstbestimmung für den Liberalismus. Es scheint der Liberalismus sey aus dem männlichen Kraftgefühl und Übermuth, der Servilismus aus der weiblichen Liebe und Furcht hervorgegangen. Wenn der Mensch auf der einen

Seite seiner ganzen Kraft sich stolz bewußt ist, kann er auf der andern das Gefühl seiner Abhängigkeit nicht überwinden und ein unwiderstehlicher Zug treibt ihn, in der Geschichte dieselbe Harmonie zu suchen, die er in der Natur findet, sich im Leben einer wohlorganisirten Gewalt hinzugeben, wie in der Natur. Es ist die Einheit alles Lebens, die sich ihm offenbart und zugleich ihn als untergeordnetes Glied an seinen bestimmten Platz fesselt. Er erkennt die Allmacht des höchsten Wesens, der er nicht entrinnen kann, aber auch die Harmonie der Dinge, der er nicht entrinnen will, die ihn beseligt, in welcher die ewige Liebe sich ausspricht und ihn mit gläubigem Vertrauen erfüllt. Man darf behaupten, daß dieses Hingeben an die äußre Gewalt älter ist, als die Freiheit. Die Geister wiederholen ursprünglich den plastischen Trieb der Natur im historischen Gebiet und bilden ihren Staat nach dem Typus der Natur, und unterordnen sich, jeglicher nach seiner Art der Harmonie des Ganzen. Dieser bildsame Trieb, der alle Staaten erzeugt hat, äußert sich aber in einer stufenmäßigen Entwicklung. Was er einmal geschaffen, erhält sich nach dem Gesetz der Trägheit, der Geist aber schreitet rastlos fort in seiner Entwicklung und fühlt sich bald beengt durch jene starren Formen und empört sich gegen den Druck, und die Freiheit kommt zur Erscheinung. Sind aber die alten Formen gebrochen, so muß jener plastische Trieb auf einer höhern Entwicklungsstufe immer wieder neue

Formen schaffen. Was regellos sich gesondert, krystallisirt sich wieder in regelmäßige Gestalt und immer wieder will das Geschlecht die Harmonie der Natur in seinen geselligen Formen nachbilden.

Allen diesen Bildungen liegt die Theokratie zu Grunde. Das höchste Wesen ist der Mittelpunkt, in welchen man den Urgrund und die erhaltende Kraft der Staaten versetzt. Der Staat soll die göttliche Ordnung in der Geschichte darstellen. Darum spricht er die höchste Autorität und die unbedingte Herrschaft über die Individuen an, und ist, in unvollkommener Erscheinung, der beständige Feind der Freiheit, wie er in vollkommener die Versöhnung derselben seyn muß.

Die Theokraten haben sich von jeher der Wirklichkeit näher angeschlossen, als die Idealisten für die Freiheit. Eben weil ihr Staat instinktartig, von plastischem Naturtrieb beseelt, aus den mannigfaltigen Elementen der Gesellschaft sich zusammenfügte, ward jede natürliche Sonderung der Geschlechter, der Lebensalter, der körperlichen und geistigen Vermögen und Neigungen im Staat berücksichtigt, jedes fand seine Stelle. Auch dann, als späterhin die alte Ordnung der neuen Entwicklung nicht mehr entsprach, als die Freiheit die alten Formen zerbrach und hier der alte Zug der Natur wieder neue Formen bildete, oder die Gewalt die Massen zusammenschmiedete, behielt hier naturgemäß, dort zu Gunsten des Gewalthabers, die natürliche Sonderung der Menschen ihren Ausdruck im Staate.

Alle diese Staaten trugen aber auf dreifache Weise den Keim des Verderbens und Untergangs in ihrer Bildung. Indem sie ein Ewiges, Bleibendes darstellen wollten, widerstrebten sie der ewigen Entwicklung und riefen die Natur selbst gegen sich auf. Indem sie die höchste Autorität in Anspruch nahmen, ohne noch allen Bedürfnissen der höhern Entwicklung des Geschlechts zu entsprechen, riefen sie die Freiheit gegen sich auf. Indem sie endlich zwar ursprünglich natürliche Classen der Gesellschaft feststellten, aber dabei auf die Individuen keine Rücksicht nahmen, welche die Geburt in einer Classe festhielt, die Naturanlage aber für die andre bestimmte, riefen sie die Massen selbst gegen sich auf.

So ist es auch hier die Normalität, die in der Abhängigkeit gesucht wird, wie dort in der Freiheit, und der die Menschen beständig widerstrebten. Alle können nicht auf gleiche Weise frei, aber auch nicht auf gleiche Weise abhängig seyn.

Da beide Parteien in der Wahrheit sich nicht vereinigen können, so ist es ziemlich natürlich, daß sie desto mehr, ohne es zu wissen, im Irrthum übereinstimmen. Ihr großer gemeinschaftlicher Irrthum ist, daß sie über die menschliche Handlungsweise streiten und dabei von Ideen ausgehen, für welche oder in welchen gehandelt werden soll, statt von den Kräften der Menschen auszugehn, durch welche wirklich gehandelt wird und werden kann. Sie denken immer an das Sollen und vergessen darüber das Können.

Sie sprechen von einer absoluten Freiheit und von einer absoluten Abhängigkeit, der sich alles fügen soll, sie weisen auch wohl nach, daß die Freiheit des Willens und das Recht der Selbstbestimmung, oder aber die Abhängigkeit von einem höhern über der Gesellschaft waltenden Wesen und die Pflicht der Unterwerfung unter dasselbe allen menschlichen Handlungen zu Grunde liege, aber sie gehn immer von einem idealen Gesichtspunkt aus und wollen zu einem idealen Ziele hinführen, zu einer Anordnung der menschlichen Gesellschaft, in welcher entweder jene Freiheit oder jene Abhängigkeit allgemein anerkannt und die derselben entsprechenden politischen Formen unabänderlich festgestellt seyn müßten. Alle Menschen sollen sich der einen oder andern Ansicht fügen, und man streitet nur darüber, welcher Ansicht?

Dies ist der Grundirrthum beider Parteien. Man muß die Frage nach absoluter Freiheit und Unabhängigkeit in der weit wichtigern Frage nach dem relativen Vermögen der Menschen, und sofern von der Gesellschaft die Rede ist, nach der Vertheilung dieser Vermögen unter die Menschen zu begründen suchen. Wir werden nicht mehr nöthig haben, zu fragen: soll der Mensch frei seyn? wenn erst erwiesen ist, daß sie alle die gleiche Kraft dazu besitzen. Eben so werden wir nicht mehr untersuchen dürfen, ob die Abhängigkeit der einen und andern nothwendig sey, wenn wir die Vermögen kennen, die den einen und den andern von Natur zugetheilt sind. Die republi-

kanische Partei spricht allen Menschen das gleiche Recht der Freiheit zu, sofern sie zugleich alle für stark genug hält, auch die Pflichten derselben tragen zu können. Die servile Partei spricht allen Menschen die gleiche Pflicht zu, sich vom höchsten Wesen abhängig zu fühlen, und einigen ertheilt sie das Privilegium, im Namen jenes höchsten Wesens die Abhängigen zu beherrschen. Wenn die Menschen wirklich alle zugleich so seyn könnten, wie die eine oder andre Partei sie haben will, so wäre die Ansicht und der Staat einer jeden gleich vollkommen und es käme in der That nicht darauf an, ob dieser Staat oder jener bestände, wenn er nur allen seinen Gliedern vollkommen entspräche. Die Menschen sind aber weder so, wie jene, noch so, wie diese wollen und werden es in alle Ewigkeit nicht seyn. Darum muß auch ein ewiger Streit herrschen. Der Streit selbst wäre wieder ganz vernünftig, wenn jede Partei ihre Ansicht nur auf die Menschen ausdehnen wollte, deren natürliche Anlage dieser Ansicht entgegenkommt; er wird aber unvernünftig, da jede Partei allen Menschen, also auch denen, deren natürliche Anlage ihrer Ansicht widerspricht, diese aufdringen wollen. Die Republikaner wollen alle Menschen zur Freiheit erheben, aber einen großen Theil derselben können sie nur dazu verdammen, weil es Menschen gibt, viele, die meisten, welche keinerlei Kraft und Zeug dazu haben. Die Servilen wollen allen Menschen eine Hirtenschaft im Namen Gottes gewähren, aber

einen großen Theil derselben verdammen sie nur dazu, weil es viele Menschen gibt, die entweder selbst herrschen, oder die weder herrschen noch beherrscht seyn wollen und können. Beide Parteien gestehn zum Theil ihr Unrecht ein, indem sie zugeben, daß die Menschen anders sind, als sie sie haben wollen; sie zweifeln aber nicht, daß sie dieselben doch anders machen könnten, und dringen auf eine Erziehung zur Freiheit oder zur Herrschaft. Dies ist indeß nur ein neuer Irrthum, denn die Erziehung kann nur bilden, was angeboren ist, nicht ein Fremdartiges einpflanzen.

Die Neigungen und Kräfte der Menschen sind mannigfach unter Völker und Individuen vertheilt. Die Einen können nicht anders als frei seyn, ihre sinnliche Kraft, ihr überwiegendes Talent, ihr Gedanke spricht sie von jeder Herrschaft frei und sie herrschen entweder über die Schwachen oder die Idee der Gerechtigkeit beseelt sie und sie wollen allen Mitmenschen das gleiche Recht der Freiheit gönnen, sollten sie auch nicht im Stande seyn, ihnen das gleiche Vermögen dazu zu verleihen, sie wollen sie wenigstens nicht tyrannisiren, wenn sie es auch könnten. Die Andern sind schwach, und fühlen ihre Schwäche und suchen instinktartig, wer sie beherrschen möge. Sie schaffen sich einen Herrn, der Gewalt über sie hat, und wenn es auch nur ein Traumbild wäre. Zwischen ihnen bewegen sich die Launenhaften, die nicht wissen, was sie wollen; und die Phlegmatischen,

die durch ihre Natur zu absoluter Passivität verdammt sind.

Dies sind die Bestandtheile der Masse, aus welchen die Politik beständig etwas zu machen strebt, was bald dem einen, bald dem andern Bestandtheil unangemessen, daher niemals von Dauer ist. Die Republikaner adeln den Pöbel und er ist dieses Adels nicht würdig, er zwingt sie zur Diktatur oder er vernichtet sie; sie müssen auf ihn treten, oder er zertritt sie. Die Servilen erkennen umgekehrt auch nicht einmal den wenigen echten Freien den Adel der Freiheit zu und wenn sie gleich die Classen der Gesellschaft ziemlich richtig beurtheilen, so rechnen sie doch nicht auf die Individuen. Sie stellen Classen fest, die allerdings dem Unterschied der Menschen im Allgemeinen entsprechen, aber sie vergessen, darauf Rücksicht zu nehmen, daß auch immer jedes Individuum der ihm angemessenen Classe einverleibt sey. Die Freien empören sich beständig gegen sie, weil sie dieselben aus der Gesellschaft ausschließen wollen, aber auch die Unfreien stehn von Zeit zu Zeit wider sie auf, wenn sich erst Individuen genug in einer Classe der Gesellschaft angehäuft haben, die, ihrer natürlichen Anlage, ihren Kräften gemäß, einer andern Classe angehören.

So lange nicht alle Menschen vollkommen gleich und zwar alle zugleich selbständig und genial sind, ist weder an eine vollkommene Theokratie noch an eine vollkommene Freiheit zu denken, beide würden

sich aber auf dieser höchsten Bildungsstufe des Geschlechts innig verschmelzen. Die Untersuchung, ob ein solcher Zustand möglich sey, gehört der Wissenschaft an, das Leben geht seinen Gang fort und in ihm walten jene Kräfte, die aller Normalität der Wissenschaft fortwährend widerstreben. Die Wissenschaft verändert die Menschen so wenig, als die Natur. Es ist völlig einerlei, was man in den Menschen hineinpfropft, wozu man ihn zwingt oder überredet, der Haufe bleibt Haufe, Christ oder Heide, Pair oder Paria. Was der Mensch nicht durch seine Naturanlage, durch seinen Genius wird, das wird er auch in Ewigkeit nicht. Der theokratische, wie der tribunicische, der tyrannische wie der sclavische Sinn hängt so innig mit der angebornen Organisation des Menschen zusammen, als der Kunsttrieb. Nur, wie oben gesagt worden ist, sofern die Menschen materiell sich gleichen, ist eine materielle Vollendung des Staates denkbar, alles aber was im Staat auf einem geistigen Princip beruht, wird so lange schwanken, kämpfen, sich bilden und zerstören, als die Menschen geistig verschieden bleiben werden.

Gehn wir von den Theorien ab und betrachten die *praktischen* Wissenschaften, so müssen wir zuvörderst die innere und äußere Politik unterscheiden, die Organisation der Staaten und ihr Verhältniß zu einander. Da die innern Verhältnisse der Staaten mit den äußern sich in der neuesten Zeit mannigfach verändert haben, so wird auch außerordentlich viel

darüber geschrieben. Verfassung, Administration und Jurisprudenz sind in allen Verzweigungen theils wissenschaftlich ausgebildet worden, theils hat ihre praktische Ausübung eine ungeheure Literatur von Gesetzgebung, Commentation und Vergleichung veranlaßt. Im Allgemeinen gilt von den Grundsätzen, die in dieser Literatur sich aussprechen, daß sie mäßig und größtentheils auf Mittelzustände bedacht sind, von Ton und Sprache derselben, daß sie äußerst umfassend, weitläuftig, langweilig sind. Die Praxis steht auf doppelte Weise der Theorie entgegen, sie ist der strengen Idee und eben darum auch der strengen Kürze fremd. Sie vermittelt und muß dabei umständlich verfahren. Sie hat es mit dem wirklichen Leben zu thun, und nicht nur alle Parteien, auch die Vergangenheit übt Einfluß auf sie. Sie entlehnt ihre Maximen zum Theil noch aus dem Mittelalter, zum Theil aus der Reformation, zum Theil aus der Zeit der französischen Encyclopädie, zum Theil aus der Revolution. Der verwickelte Zustand der Staaten spiegelt sich in der Gesetzgebung, trägt sie und wird von ihr getragen.

Die Verfassungen zeigen uns zuerst diese Mischung mannigfacher Interessen, die in der mäßigen Temperatur eines Mittelzustandes sich zu neutralisiren suchen. Nur gleichsam an den äußersten Enden der deutschen Nation hat sich einerseits demokratische Freiheit, andrerseits unbedingte Autokratie erhalten können, die breite Mitte nimmt jenes Repräsentativ-

system ein, das am geschicktesten geeignet scheint, alle Interessen, wenn nicht zu vermitteln, doch zu bezähmen. Zwar herrscht auch hier auf der einen Seite mehr das Interesse des Volks, auf der andern mehr das des Regenten vor, wie räumlich, so der Zeit nach, so daß in einer gewissen Oscillation dieses oder jenes Interesse je nach der Constellation der äußern politischen Verhältnisse steigt, und gegenwärtig ist nicht zu verkennen, welches Interesse ein entschiedenes Übergewicht behauptet, indeß hat im Allgemeinen das Repräsentativsystem, gegenüber der Autokratie und Demokratie, eine schwer zu erschütternde Festigkeit erlangt, und welchen Entwicklungen es auch unterworfen seyn mag, seine Idee ist dem Zeitalter gleichsam angetraut worden, es würde sich ohne Gewaltthat nicht mehr davon losreißen lassen. In Deutschland behauptet das System insbesondre eine allgemeine europäische Bedeutung. Es scheint mit dem Lande und Volke in einer geheimen Wahlverwandtschaft zu stehn. Wie es gerade die Deutschen sind, bei welchen sich die entgegengesetzten politischen und religiösen Parteien die Wage halten, so liegt auch ihr Land in der Mitte jener Länder, in welchen die eine oder andre Partei vorzugsweise herrscht. Es scheint die Streitenden von einander zu halten und Europa auf gleiche Weise vor asiatischer Despotie wie vor atlantischer Demokratie zu schützen, so wie es einst die Alleinherrschaft hier des Papstes dort der Puritaner abgewendet hat.

Dennoch würden wir uns sehr täuschen, wollten wir in der gegenwärtigen Gestaltung des Repräsentativsystems ein Ideal erkennen. Man hat sich anfangs allzugroße Hoffnungen davon gemacht, und sieht jetzt ein, daß die eigentliche goldene Zeit wohl noch ferne liegt. Doch hat der Unmuth auch das Gute jenes Verfassungssystems zu sehr herabgewürdigt und ein gewisser politischer Indifferentismus ist dem Gedeihen desselben besonders in der Richtung, die es von unten her unterstützen soll, mannigfach nachtheilig gewesen.

Eine Verfassung, auch die beste, gilt so lange nur als Figurant, bis ihr Administration und Rechtspflege organisch angepaßt sind. Hier greift sie ins Leben, aber das Leben ist nicht so geduldig als das Papier. Mit Verfassungen ist man geschwind fertig, aber man facht damit eher Streit an, als man ihn versöhnt. Im Sinn jeder neuen Repräsentativ-Verfassung entsprechen sich Parlament, Municipalität und öffentliche Gerichtspflege als Organe der Volksgewalt gegenüber dem Thron, der ministeriellen Centralgewalt und der römischen Gerichtspflege als Organe der Regierung. Das Parlament ist leicht berufen, und in erster Reihe das System eingeführt, in der zweiten und dritten Reihe findet es aber unübersteigliche Hindernisse.

Jedes Volk, das nur einigermaßen aus dem rohesten Zustande sich herausgearbeitet, strebt instinktartig nach einer freien Municipalverfassung, und

wenn es sogar zu einer parlamentarischen Thätigkeit berufen ist, so kann es dieselbe gar nicht entbehren, denn ein Parlament ist unmöglich ohne freie Wahlen, und freie Wahlen sind unmöglich ohne Municipalitäten. Auf der andern Seite strebt aber jede Regierung nach allumfassender Centralgewalt, es ist ihre Natur sich excentrisch auszubreiten, bis sie eine Gränze findet. Beide Bestrebungen stehn also in feindseligem Gegensatze, der, wie sie selbst, in der Natur liegt, und zwar alle mögliche Verfassungen erzeugen und wieder vertilgen, aber von keiner einzigen eben so wenig beschwichtigt, als erzeugt werden kann.

Ein demokratisches System von unten will freie Municipalverwaltung. So weit als möglich will das Volk das Seinige selbst verwalten und sich selbst beaufsichtigen, und sieht ungern sein Gemeingut und seinen Markt unter der Aufsicht ministerieller Söldlinge. Auf der andern Seite will die Ministerialverwaltung mit göttlicher Allgegenwart Keller und Küche auch des ärmsten Bauers controlliren. Selbst wieder von einem höhern Centralkörper, der Majestät, angezogen, bilden die Ministerien peripherische Punkte an der Sphäre des Thrones, von denen sich fächerartig die Bureaukratie der Staatsdiener bis zum Horizont des Volks ausbreitet, paternosterförmig gegliedert und durch Controllen und strenge Subordination in maschinenmäßigem Gang gehalten. Alles, Mann und Maus im Lande, wird einregistrirt,

Hab und Gut von der Kammer, der Leib vom Kriegsministerium, die Handlungen von der Justiz, die Worte vom Ministerium des Cultus und die Gedanken von der Polizei. So hat dieser Staatshaushalt sein Netz über alles gebreitet und keine arme Fliege vermag unbemerkt durch die feingezogenen Fäden zu schlüpfen. Aller Kampf in repräsentativen Staaten beruht im Grunde nur auf dem wechselseitigen Bestreben des Volks, eine Linie zu ziehn, wo Municipalfreiheit und Ministerialgewalt sich ablösen, und des Ministeriums, diese Linie nicht ziehn zu lassen. Freie Municipalverwaltung ist die einzige Garantie für ein Repräsentativsystem, weil ein solches ohne unabhängige Bürger nicht existiren kann, und die Bürger nicht als Privatleute, sondern nur als Glieder einer freien Gemeinde unabhängig seyn können. Darum strebt das Volk nach Gemeindewesen und Bürgermeistern, den Delegirten seiner eignen Macht, nicht nach Directionen, den Organen der Ministerien. Auf der andern Seite sucht die Bureaukratie bis auf den Thorschreiber herab die Gemeindeverwaltung an sich zu bringen und den Bürgern nichts zu überlassen, als das Gehorchen und Zahlen.

Gehn wir der Sache mehr auf den Grund, so wird sich zeigen, daß selbst in der vollkommensten Republik eine Centralverwaltung seyn muß, durch welche mit Nothwendigkeit ein monarchisches Element in den Staat gepflanzt wird. Es wird sich ferner zeigen, daß jede Centralverwaltung instinkt-

artig nach der größten Ausdehnung ihrer Macht strebt. Zwei Extreme und Übel werden da gefunden werden, wo der Mittelpunkt des Staats, die Centralverwaltung schwankt, und da, wo es keinen Gegenpunkt mehr gibt, wo die Verwaltung mit despotischer Consequenz alles beherrscht. In der Mitte wird das einzige Gute liegen, die Freiheit der Municipalität bis auf einen gewissen Grad, und von da an die Kraft der Centralgewalt. Jede gute Republik hat eine solche Centralgewalt, jede gute Monarchie eine solche Municipalfreiheit geschaffen. Weil jene gemangelt, ist das deutsche Reich untergegangen; weil diese gefehlt, ist in Frankreich die Revolution ausgebrochen.

Zu dem natürlichen Interesse der Centralgewalten ist in der neuern Zeit noch ein wissenschaftliches gekommen. Das Regieren ist eine Wissenschaft geworden, und diese stellt gleichsam ihre physikalischen oder pädagogischen Experimente mit den Völkern an. Alle Zweige der Staatsverwaltung sind in System und Schule gebracht bis auf die Polizei herab, und an die Stelle eines lebendigen Organismus tritt eine todte Staatsmechanik. Dasselbe System, was nur für den größten Staat gilt, wendet man komisch genug auch auf den kleinsten an; was für ein phlegmatisches Volk gilt, auf ein cholerisches; was für ein gebildetes gilt, auf ein rohes und umgekehrt.

Die Hebel der Staatsgewalt sind Gold und Eisen. Wie sehr man geneigt ist, im Reiche der Geister ideale Principe geltend zu machen, im praktischen Leben herrschen nur jene Metallkönige. Dies gibt dem Finanz- und Militärsystem das große Übergewicht im Staatshaushalt. Alle andere Zweige der Verwaltung sind davon abhängig und dienen ihnen. Die Helden der neuern Politik haben beständig gewetteifert, welches jener Metalle die größte Gewalt gewähre, und die geschicktesten haben beide zu gebrauchen verstanden.

Das Centralisationssystem dient hauptsächlich nur der Aushebung der Steuern und Soldaten. Eine vollkommen gegliederte Bureaukratie ist nöthig, um eine beständige tabellarische Übersicht über das Vermögen und alle physischen Kräfte der Staatsangehörigen zu erhalten, die Basis für die finanziellen Operationen. Die Menschen werden rein als Sache genommen und nach dem Ertragwerth geschätzt, wie das Vieh. Bei den Russen steckt wenigstens das Vermögen in den Seelen, bei uns die Seele im Vermögen. Der Staat ist ein Bergwerk, und seine Stollen laufen in den Beuteln des Volks aus. Die Finanzschwindeleien sind Experimente mit der Luftpumpe, die dem kalten Frosch, Volk genannt, die Lebensluft auspumpen, um zu erfahren, wie lange er wohl noch zappeln und leben könne, wenn er von nichts mehr lebt. Die hochgepriesene Rechenkunst hat es noch nirgends weiter gebracht, als in den Brüchen, und

ist rastlos beschäftigt mit den subtrahirten Zählern die Nenner zu addiren, daß die Summe der Schulden zuletzt über den Äquator hinaus in die blaue Unendlichkeit wächst, und wir sie nicht mehr zählen können. Zwei Dinge scheinen unbegreifliche Widersprüche, zuerst, daß die Finanzkammern immer mehr Schulden machen, je mehr sie einnehmen, sodann daß Handel und Industrie immer mehr gehemmt werden, je nothwendiger es wäre, den Wohlstand zu befördern, damit er seine Procente an die Staaten liefern könnte. Auf der einen Seite schüttet man das Wasser in den Sand und auf der andern verstopft man die Quellen. Die Ursache liegt in der Noth oder in der Lust des Augenblicks. Man schlachtet die Kuh aus Hunger, oder um den fremden Gast stattlich zu bewirthen, und denkt nicht, daß morgen die Milch fehlen werde.

Davon abgesehn, mag es Genuß gewähren, die Finanzspeculationen von Seiten der darin brillirenden Intelligenz als Kunstwerke zu betrachten. Ohne Zweifel ist die Summe von Verstand und Speculation, die in diesem Fache niedergelegt ist, das schätzbarste Capital unter allen denen, die es aufreibt, wenn auch diese ganze Rechenkunst wesentlich auf einen großen Rechnungsfehler hinauslaufen sollte. Diese Kunst, den leichtesten Stützpunkt die schwerste Last tragen zu lassen, hat ihren Werth, so gut wie die Baukunst, sollte man auch praktisch ihre Gränzen überschreiten.

Etwas Ähnliches muß von der Rechtswissenschaft gerühmt werden, an welcher auf gleiche Weise die Speculation und der eiserne Fleiß sich beinah erschöpft haben. Doch dürfte das Recht an sich bei den Rechtsspeculationen nicht viel besser gefahren seyn, als der Wohlstand bei den Finanzspeculationen.

Die Jurisprudenz hat sehr viel mit der Theologie gemein, ihren philologisch-historischen Apparat, ihre Bibel und symbolischen Bücher, ihre Dogmatik und Exegese, ihre Schule und ihre Kaste. Was am römischen Recht hängt, die Romanisten sind den Katholiken zu vergleichen, Protestanten dagegen sind die Anhänger des deutschen Rechts, und zwar gleichen die Freunde der öffentlichen Rechtspflege den Reformirten, die Anhänger der verschiednen Landrechte, die noch vieles vom Römischen beibehalten, den Lutheranern.

Das Unterscheidende der beiden Hauptparteien ist sowohl in einer Rechtsform als in einem Rechtsprincip zu suchen. Das Princip der Romanisten ist: das Recht in der Logik zu begründen. Sie behandeln es mithin als Wissenschaft, als Studium, und bilden deßfalls eine gelehrte Kaste, eine Art von Priesterschaft des Rechts, woraus denn eine besondre Form der Rechtspflege entspringt. Nicht das gemeine Volk kann richten, nicht das Gewissen, das in jedem inwohnt und dem ein wechselseitiges Vertrauen der Gemeinde den Richterspruch überläßt, sondern nur die Wissenden, die Gelehrten können und

dürfen urtheilen und entscheiden. Demzufolge können diese Wissenden auch die Befugniß, zu richten, nicht vom Volk entlehnen, sondern lediglich von der Autorität der Wissenschaft, die hinwiederum nur in der vom Volk unabhängigen Majestät zugleich mit jeder andern höchsten Staatsautorität personificirt ist. Diese Partei bedarf also zunächst die sacra majestas als Urquell des Rechts, die juridische Papstgewalt, den heiligen Richterstuhl, sodann den juridischen Priesteradel, der das Recht dem Laienvolk vermittelt, und zwar theils Richter, entsprechend dem Episcopalclerus, theils Advokaten, entsprechend den Klostergeistlichen, vorzüglich im Sinn der Bettelorden und Jesuiten. Ferner bedarf diese Partei des corpus juris, als des allgemeinen Canons, und der historischen und logischen Commentare, als der Kirchenväter und Scholastiker. Endlich wird sie in ihrem Themistempel ein abgesondertes Chor, das Allerheiligste, ansprechen, da die Priester über dem Volk erhaben stehn, dem stummen Volk den Segen spenden und die Opfer von ihm empfangen.

Wie die Reformation von den Mönchen ausgegangen, so neigen sich zum juridischen Protestantismus vorzüglich die Advokaten. Die neue Partei macht im Gegensatz gegen die Wissenschaft das Gewissen zum Princip, im Gegensatz gegen die Abgeschlossenheit der Kaste die republikanische Öffentlichkeit zur Form des Rechts, so wie der Protestantismus uns vom Priester ans eigne Herz, und

aus dem Atrium ins Chor selbst, in die freie und gleiche Christengemeinde verweist. Wir dürfen diese Partei im Gegensatz gegen die Romanisten die Germanisten nennen.

Sofern die Germanisten das Gewissen zum Rechtsprincip erheben, und die Öffentlichkeit zur Rechtsform, neigen sie sich zur Demokratie. Sie betrachten die Beurtheilung eines Rechtsfalls als etwas natürliches und allen Menschen gemeinsames. Nicht eine Aristokratie von Gelehrten, sondern das gemeine Volk richtet. Mithin autorisirt sich das Volk auch selbst dazu und die Rechtsgewalt fällt mit der Souveränität des Volkes zusammen. Die Öffentlichkeit der Gerichte ist sodann nur eine natürliche Folge des Princips.

Sofern die Romanisten die absolute Logik zum Rechtsprincip erheben, und deßfalls ein Studium der Rechtswissenschaft begründen, dem nur Geweihte sich widmen können, neigen sie sich zur Aristokratie. Sofern sie aber in ihrem System alles an einen absoluten Satz knüpfen müssen, kann demselben auch nur eine absolute Kraft, die ihn geltend macht, entsprechen, also die Autokratie. Die Demokratie kann sich nicht nach dem Ausspruch eines Einzigen richten, und jeder absolute Satz gilt nur als eine Stimme. Die Monarchie kann sich nicht nach dem Ausspruch vieler richten, und jeder Ausspruch des Gewissens kommt allen Stimmen zu. Mithin mußte das römische Recht nothwendig zur Autokratie, das deutsche Recht noth-

wendig zur Republik führen, und sofern es in neuerer Zeit wiedergeboren worden, taugt es nur für Repräsentativstaaten. Die Rechtsfragen sind also politische. Der Streit über Rechtsprincip und Rechtsform fällt genau mit dem über Staatsprincip und Staatsform zusammen. Repräsentative Staaten haben auch eine Literatur des öffentlichen Rechts, autokratische nur eine des geheimen Rechts. Die deutsche Literatur zeigt noch ein enormes Übergewicht der letztern.

Nicht unwichtig ist der Umstand, daß die Romanisten immer Cosmopoliten oder Glieder einer allgemeinen Rechtskirche, die Germanisten immer Volksthümler oder Glieder einer Nation sind. Die absolute Rechtswissenschaft hat sich so wenig als die absolute Theologie um die Eigenthümlichkeiten einer und der andern Nation zu bekümmern. Es gibt nur einen Gott und nur ein Recht. Soll die Religion die rechte seyn, so muß sie allen Völkern anpassen. Soll es eine absolute Rechtswissenschaft geben, so muß jedes Volk nach ihr gerichtet werden können. Dies Schema gilt auch für das römische Recht, wie für den Katholicismus, und von jeher sind beide den sogenannten barbarischen Völkern mit Feuer und Schwert oder mit sanftem Bekehrungseifer gepredigt worden, woraus denn unendlich viel Gutes entsprungen ist, aber auch viel Böses, denn das Herz der Nationen hat sich an der eisernen Consequenz der universellen Dogmen verblutet, oder Consequenz und

Natur haben sich ausgeglichen, jedes ein wenig nach dem andern gemodelt, und an die Stelle der rohen Barbarei ist eine cultivirte Barbarei getreten.

Bei den öffentlichen Volksgerichten muß im Gegentheil die Volksnatur, die Landessitte einen ungekränkten Antheil an der Beurtheilung der Rechtsfälle haben. Ich übersehe alle die großen Nachtheile, die dies mit sich führt. Bei einem solchen Verfahren werden alle Vorurtheile, wird alle Barbarei der Nation genährt, wenn sie anders nicht einen geistigen Entwicklungstrieb in sich hat, der sie weiter bringt. Dennoch aber ist zwischen der Consequenz der Wissenschaft und zwischen der rohen Volkssitte eine sehr gangbare Mittelstraße, wie zwischen der Tyrannei der römischen Weltherrschaft und zwischen der Barbarei der Chinesen. Wer sagt, daß er das reine Licht mit sich führe? Sind es etwa jene Romanisten, die unser gutes Recht verbannt, oder jene Jesuiten, die Paraquay mit ihrem Sonnensymbol vergoldet? Wir wollen nicht im Dunkel bleiben, aber wie das Licht ursprünglich in Farben sich zersetzt, so werden wir das Licht des Rechts auch nur wieder aus den nationellen Farben uns zu läutern vermögen. Gesunde Entwicklung der Nation führt allein zur Cultur und Wissenschaft. Wo Wissenschaft und Sitte in gehässiger Trennung sich befinden, wird sie doppelte Zerstörung treffen.

Aus dem Princip der Romanisten fließt auf doppelte Weise ein unermeßlicher Nachtheil für das Volk.

Sofern sie eine geheime Priesterkaste bilden, ist das Volk nicht befugt, sich selbst um das Recht zu bekümmern, denn diese Selbstthätigkeit würde jenes Vorrecht aufheben, wie jede Demokratie die Aristokratie. Sofern aber die Rechtswissenschaft der Romanisten ein lebenslängliches Studium erfordert, ist es dem Volke nicht möglich, dieses Recht in seinem ganzem Umfange kennen zu lernen. Das Resultat nun, daß ein Volk, ich will nicht sagen, sein Recht, sondern nur das Recht, nach welchem es gerichtet wird, gar nicht kennt, ist offenbar ein Nachtheil, wohl gar eine Schande. Die Alten, nicht nur Griechen, auch Germanen, unterrichteten die männliche Jugend frühe im Recht, und was kann, außer der Kenntniß des Göttlichen und der Natur, im Unterricht heilsamer seyn, auf das Leben würdiger vorbereiten, als die Kunde des Staatsrechts? Wir dürfen es aber unsern Schulen nicht vorwerfen, daß sie die Jünglinge in gänzlicher Unwissenheit des Rechts lassen, denn was sollten sie ihnen lehren? etwa jene Gesetze, die der Staat oft selber vergißt, weil ihrer zu viele sind, die selbst den Gesetzgebern so unter den Händen verschwinden, daß man erst auf dem dritten Landtage sich erinnert, man habe auf dem zweiten etwas verordnet, ohne zu bemerken, daß man auf dem ersten etwas widersprechendes zum Gesetz gemacht, was noch nicht annullirt worden, so daß nun Ja und Nein im Gesetz steht? wozu sollten aber selbst die klarsten Gesetze der Jugend bekannt gemacht werden,

oder dem Volke selbst, wenn im Leben doch jeder mit dieser Kenntniß sich passiv verhalten und von der Kaste nehmen muß, was sie will? Das hieße, die Kinder zum Protestantismus erziehn und sie doch die katholischen Gebräuche machen lassen.

Das römische und die von ihm abgeleiteten Rechte werden insbesondre noch durch die lateinische Sprache unpopulär. Es ist bekannt, welchen lebhaften Widerstand die römischen Advokaten das erstemal unter Varus an der Weser, das zweitemal anderthalbtausend Jahr später im Mittelalter gefunden, und noch jetzt ist dem Volk der römische Rechtsgang, dessen Terminologien ihm völlig unverständlich sind, durchaus zuwider. Die Sprache hat das Recht aus dem Gewissen an dem Verstand der Kaste und die Rechtspflege aus dem Leben ins Papier, in die Bureaukratie verwiesen.

Der ganze unförmliche Bau des mittelalterlichen Rechts, jene zahllosen Kirchen-, Lehn-, Kaiser-, Land-, Stadt- und Bauernrechte und die Nebengebäude der Standes- und Personalprivilegien, sind endlich zusammengestürzt, aber es sind namhafte Ruinen stehn geblieben, an welche man neue Wohnungen angeklebt hat, unfähig oder zu bequem, einen ganz neuen Grund zu legen. Ein seltsames Gemisch von Gesetzbüchern ist entstanden, das den Anblick alter Städte gewährt, wo schwarze gothische Trümmer neben neugeweißten Lusthäusern stehn. Fürstentage haben die Kaisermacht, Concordate die Papst-

gewalt gestürzt. Durch Kabinetsordern sind die Klöster, ist die Leibeigenschaft aufgehoben worden. Mit der Fürstenmacht ist das römische Recht aufgekommen, weil es ihrer Tendenz entsprochen. Was von den Ruinen des Reichs sich erhalten, trägt auch noch die Spuren des alten Rechts. An beides hat sich Neues angeschlossen, wie es die Noth der Zeit den Gesetzgebern abgedrungen, oder der humane Geist eines Friedrich II. und Joseph II. für billig erkannt. So haben die neuen Landrechte sich gebildet und bilden sich noch, wie die Zeit selbst tausend Rück- und Vorsichten und einer beständigen Verwandlung unterworfen.

Sie bilden die Brücke vom römischen Recht zum öffentlichen, oder füllen wenigstens die Kluft zwischen beiden. Das öffentliche Gerichtswesen hat die öffentliche Meinung für sich, wenn es auch nur in einem kleinen Theil Deutschlands praktisch ausgeübt wird. Leider haben wir nur als ein Geschenk von den Fremden erhalten, was unser ursprüngliches Erzeugniß und Eigenthum gewesen. Der Code Napoléon und die damit zusammenhängenden Gerichtsformen sind einigen deutschen Stämmen als gutes Andenken an eine böse Zeit geblieben. Die französische Republik griff zu der öffentlichen Rechtsform, weil sie der Freiheit und einem tüchtigen Gemeindewesen von jeher als die angemessenste, die schlechthin natürliche sich erwiesen. Längst lebt der Engländer im Genuß dieser unschätzbaren Form, und er hat sie von den angel-

sächsischen Vorfahren geerbt, bei denen sie, wie bei allen deutschen Stämmen, ursprünglich heimisch gewesen. Die Form ist hier, wie überall, so sehr Trägerin des Geistes, daß die Erscheinung der Geschworengerichte das ganze römische Rechtssystem zu erschüttern scheint. Die Aufmerksamkeit ist auf diesen Gegenstand häufig gelenkt worden und die Gemüther sind nicht kalt geblieben. Die unter Citaten und Acten ergrauten Romanisten und Bereaukraten sind hochmüthig ausgefahren gegen den überrheinischen Naturalismus, und die Advokaten der Rheinlande haben mit einem Mutterwitz zu antworten gewußt, der ihnen alle Ehre macht.

Mittelbar ist die Partei, die an der öffentlichen Rechtspflege hängt, durch die Bemühungen der historischen Juristen Savigny, Mittermaier, Eichhorn und andrer unterstützt worden, da dieselben die alten deutschen Rechte immer vollständiger ans Licht gezogen und commentirt haben, jene Rechte, welche den Ursprung, die lange Dauer und die Vortheile der öffentlichen Formen ausweisen, und uns klar machen, daß die offenen Volksgerichte in Deutschland älter sind, als die heimlichen Papiergerichte, das Leben älter, als die Bücher, das Recht älter, als die Juristen. —

Die äußern Verhältnisse der Staaten gegeneinander beschäftigen jetzt jede Spinnstube so lebhaft als ehemals den römischen Senat. Ihrer Erörterung

dient daher die unermeßliche Literatur der Publicisten und Zeitungen, die aber wesentlich eine ephemere bleibt, weil ihr Gegenstand selbst immer nur die Tagespolitik ist. Mit den politischen Verhältnissen selbst wechselt ihr Schatten in der periodischen Literatur. Alles wird für den Augenblick gethan, alles für den Augenblick genommen.

Haben die Deutschen noch kein durchgreifendes Interesse für die innern Angelegenheiten der Staaten, so ist doch ihre Neugier sehr erpicht auf die äußern Verhältnisse und Begebenheiten. Kaum war jenes höhere Interesse vor zehn Jahren einmal aufs lebhafteste rege geworden, so ward es auch alsbald auf diese niedrige Neugier beschränkt. Die Literatur der Tagespolitik machte nach den letzten deutschen Kriegen so heftige Freudensprünge, daß sie jetzt etwas lahm darniederliegt. Wie sehr das muthwillige Mädchen zu bedauern ist, daß sie jetzt unter der Zuchtruthe der gnädigen Tante Censur seufzen muß, so schienen doch allerdings ihre Sitten weder der Zeit, noch die Zeit ihr angemessen. Sie schien wirklich ein wenig übergeschnappt, als sie das erstemal in der europäischen Gesellschaft glänzte, sie kokettirte gar zu romanhaft mit ihrem auserlesenen Chapeau, dem Volke, aber dieser ehrbare Jüngling setzte ihren ausgelassenen Attaken nur eine süße Schamröthe entgegen, bedeckte sich das Gesicht mit beiden Händen und rettete sich unter den Fächer der Tante.

Wir schreiben unsre politischen Broschüren großentheils den Engländern und Franzosen ab. Nur wenige sehr tiefe, sehr ehrliche und sehr langweilige Bücher verläugnen ihr deutsches Gepräge nicht. Es ist Schade, daß wir die politischen Thaten und Erfahrungen, und die theils dadurch erworbenen, theils angebornen, politischen Institutionen, den Charakter und die Consequenz der Engländer nicht auch mit übersetzen können. Wir haben keine eigne politische Literatur, weil die Leser, das Volk, nicht zum politischen Handeln berufen sind, und aus demselben Grunde findet auch die fremde Literatur bei uns nur einen unfruchtbaren Boden. Wir lesen Zeitungen und Journale, um uns die Zeit zu vertreiben, der Amerikaner, der Engländer, der Franzose liest sie, um sich die Zeit zu machen. Wir bekommen dadurch nur Träume, sie Affecte; wir schlafen, sie handeln.

Wer über Politik schreibt, muß die Stiefel ausziehn und auf Socken gehn, wie in einem Krankenzimmer. Solche Sockenträger, altkluge vermittelnde Schwätzer gibt es den freilich genug. Sie benützen die Zeit der Windstille wie die gallertartigen Mollusken, um auf der Oberfläche des politischen Meers ihr fahles Licht schimmern zu lassen.

Man rechnet es mit Recht unter die größten Gebrechen der Zeit, daß nicht nur die Mittheilung der M e i n u n g e n, sondern auch die der T h ä t s a c h e n

beschränkt oder gar verboten wird. Darin besteht auch eigentlich die Hauptschwäche unsrer Zeitungen. Möchten sie Meinungen aussprechen, welche sie wollten, wenn sie nur alle Thatsachen unverfälscht namhaft machen dürften, aber von vielen Dingen dürfen sie nur etwas im Sinn der Censur, von vielen andern, und nicht den unwichtigsten, dürfen sie gar nichts schreiben. Die Diplomatik, vor alten Zeiten eine Thurmuhr für Jedermann, hat jetzt ihr Zifferblatt völlig verhüllt und man hört sie nur noch schlagen.

Erziehung.

Die Erziehung ist von jeher eine der wichtigsten Angelegenheiten aller gebildeten Völker gewesen. Auf ihr beruht die Erhaltung und der Fortschritt der einmal gewonnenen Bildung. Der Umfang dieser Bildung aber macht eine Disciplin nothwendig, während bei rohen Völkern die Natur selbst das Geschäft der Erziehung übernimmt. Die Disciplin ist der herrschenden religiösen und politischen Ansicht unterworfen, Kirche und Staat beaufsichtigen und leiten den Unterricht. Bei den Deutschen behauptet aber auch vorzugsweise die Familie ein herkömmliches und heiliges Ansehn in der Erziehung und verhindert, daß die politisch-religiöse Disciplin nicht in starre Einförmigkeit entarte, und zugleich hat die Trennung der Staaten und Confessionen es möglich gemacht, daß mitten unter ihnen eine freie philosophische Pädagogik Raum gewonnen hat. Indem die Erziehung weder vom Familienleben, noch von der allgemeinen deutschen Bildung sich hat losreißen können, ist es

weder einer Kirche noch einem Staate möglich geworden, eine jesuitische oder spartanische Disciplin durchzusetzen. Dies ist ein Palladium deutscher Freiheit und die Bürgschaft für den unaufhaltsamen Fortschritt der echten Bildung.

In der neuesten Geschichte und Literatur hat die Erziehung eine größre Rolle, als jemals gespielt. Bis in die letzte Hälfte des vorigen Jahrhunderts gieng sie einen ziemlich schläfrigen Gang, und die Orbile wurden zum Sprichwort. Sie war nicht viel mehr, als ein nothwendiges Übel. Die Lethargie sprang aber bald in einen wahren St. Veitstanz um. Die revolutionären Ideen des Jahrhunderts wirkten auch auf die Erziehung ein und bald bemühte man sich, wirkliche Übelstände abzuschaffen, bald hoffte man die Jugend für die Ideale bilden zu können, für welche die ältere Generation zu verderbt schien.

Nirgends ist so viel geschwärmt worden, als in der Pädagogik, weil man der Jugend und der Zukunft alles zutrauen durfte. Der begeisterte Menschenfreund, der die Welt von Grund aus verbessern möchte, sieht sich an die Jugend gewiesen, die für seine Ideale bildsam ist, aber auch der bloße Charlatan sucht sich das weiche Wachs der Jugend, um ihr seinen Stempel aufzudrücken. Jeder meint leichtere Arbeit mit der Jugend zu haben, und seine Absichten in diesem empfänglichen Boden am besten gedeihen zu sehn. Alles wandte sich an die Jugend, wie an eine neuerstandne Macht und schmeichelte der-

selben und brachte ihr den höchsten Begriff von sich selbst bei. Dadurch wurde sie häufig aus ihrer natürlichen Stellung verrückt und die Unnatur hat sich eben so häufig gerächt.

Es muß auffallen, daß in der neuern Zeit die Kinder eine so bedeutende Rolle spielen. Einerseits sehn wir sie den Alten über die Köpfe wachsen, andrerseits setzt man alles Heil, alle Hoffnung nur in sie, und schreibt ihnen wohl gar eine heilige Kraft zu, wie unsre Vorfahren ehemals den Weibern.

Was das Erste betrifft, so haben die Kinder wohl nie so viel Lärmen gemacht, als bei uns. Man sieht sie auf dem Katheder dociren, bei eignen Kinderbällen und Tänzen trotz den Alten kokettiren, in einer Unzahl von Familien das große Wort und die Zügel der Herrschaft führen, in den Schulen die Lehrer hofmeistern, wohl gar in eine Räuberbande constituirt und endlich als Hochverräther und Demagogen arretirt.

Auf der andern Seite erwartet man von eben diesen Kindern ein goldnes Zeitalter, und predigt ihnen unaufhörlich vor, was man alles von ihnen hoffe, was möglicherweise in ihnen stecke, wie sie so viel mehr seyn sollen und werden, als wir Alten, und viele Pädagogen bekennen öffentlich, daß wir Alten eigentlich bei den Kindern in die Schule gehn sollen.

Diese neue Wichtigkeit, welche man der Jugend beigelegt hat, und die widersprechenden Meinungen

über Erziehung, welche den philosophischen und politischen Ansichten nothwendig folgen mußten, haben der pädagogischen Literatur einen Umfang gegeben, wie sie ihn noch nie gehabt hat. Jährlich erscheinen viele hundert Werke für die Erzieher oder für die Jugend.

Abgesehn von allen einzelnen Nuancen pädagogischer Ansichten gibt es wesentlich nur zwei verschiedne Hauptprincipe der Erziehung, das eine, wonach die Kinder für die gegenwärtig bestehenden Verhältnisse, das andre, wonach sie zu höhern Idealen der Menschheit herangebildet werden sollen. Das erste Princip herrscht allgemein in den öffentlichen Schulen, dem Gange der alten Gewohnheit gemäß; es ist aber auch philosophisch als das einzig heilsame und natürliche angepriesen worden von Göthe, Steffens und vielen andern, und das berühmte Fellenbergische Institut in der Schweiz ist ganz nach diesem System organisirt und sucht noch strenger, als irgend eine öffentliche Schule, jedes Kind nur zu dem Beruf zu bilden, der seinem angebornen Stand und Rang, seinem Reichthum oder seiner Armuth angemessen ist. Das entgegengesetzte Princip ist vorzüglich von Fichte vertheidigt worden und später hat Jahn versucht, es einigermaßen zu realisiren. Nach diesem Princip soll für die Jugend Stand und Rang verschwinden, und jedes Kind eine gleiche Erziehung genießen, der Unterschied ihres Berufs aber allein auf dem ihres Talents begründet werden. Die Jugend soll ferner nicht,

für das gemeine Leben, sondern für den Zweck der Weltverbesserung erzogen werden. Sie soll zu etwas Besserem heranreifen, als die frühere Generation. Man soll ihre zarten Keime nicht unter der Last bestehender drückender Verhältnisse ersticken, sondern ihnen jede mögliche Freiheit der Entwicklung gönnen.

Die erste Ansicht hängt mit dem Katholicismus und dem politischen Stabilitätsprincip zusammen, die letztere mit dem Protestantismus und dem republikanischen Princip. Indeß bleibt die letztere immer nur im Reich der Träume. Die Jugend ist immer nur nach dem Muster der Alten erzogen worden, in Rom und Sparta nicht minder als in China. Die neuern deutschen Philosophen und Pädagogen, welche durch die Jugendbildung eine Regeneration der Menschheit haben bewerkstelligen wollen, sind nicht glücklicher gewesen, als Plato und Rousseau. Ihre Partei ist nur in der Literatur von Bedeutung, im Leben so gut als nicht vorhanden.

Wichtiger ist der Streit über die einzelnen Gegenstände und Methoden des Unterrichts. Hier herrschen eine unsägliche Menge veralteter Mißbräuche. Der religiöse und philologische Unterricht hatte geraume Zeit die Alleinherrschaft, und die gelehrte und adelige Erziehung war beinah allein cultivirt, während der eigentliche Volksunterricht völlig vernachlässigt wurde. Beiden Übelständen suchte man allmählig durch Erweiterung des realistischen Unterrichts und durch Verbesserung der Dorfschulen zu begegnen.

Dem Realismus dienten zahlreiche Privatinstitute, bis er durch das Fächerwesen auch größern Eingang in den gelehrten Schulen fand. Den Volksunterricht beförderten die Staaten und wohlthätige Vereine.

Es ist einer der größten Fortschritte des Jahrhunderts, daß man die Gegenstände des Unterrichts erweitert und geläutert hat. Die Erweiterung war nothwendig, da die Jugend ehedem bei Religion und Philologie verkümmerte, und die Läuterung ist wieder nöthig geworden, weil man nachher lieber alles und noch etwas in die Jugend hineingestopft hätte. Daß zu dem aufgetrockneten Christenthum und Latein der alten Schulen die neuern Sprachen, Geschichte, Geographie, Naturlehre, Mathematik hinzugekommen und mit Fleiß getrieben worden sind, ist gewiß ein großer Fortschritt. Dadurch ist die Jugend dem Leben wiedergegeben worden, dadurch ist jenes zahlreiche Geschlecht schwarzgalliger Magister, die Nachgeburt der Mönche, immer mehr ausgerottet worden. Indeß ist man auch wieder zu weit gegangen und die Jugend ist abermals unter der Last neuer Unterrichtsgegenstände erdrückt und durch ein falsches Betreiben der sogenannten Aufklärung verbildet worden.

Nirgends herrscht so guter Wille, alles wissen zu wollen, als in Deutschland, und nirgends herrscht wirklich eine so universelle Bildung. Die Überladung des jugendlichen Geistes mit Kenntnissen ist gewissermaßen nothwendig geworden, wenn man die künftige Generation auf der Höhe der einmal errungenen Bil-

dung festhalten will. Dennoch ist dieser Zustand gewaltsam und muß in einer Erschlaffung endigen. Man stopft allzuviel in die Jugend hinein und darf sich nicht wundern, wenn es nicht verdaut wird, wenn endlich das Übermaaß zur Mäßigkeit zurückführen muß. Die Erfahrung hat uns bereits gelehrt, daß eine Durchdringung so unermeßlicher Welten des Wissens die Kraft des zarten Alters übersteigt, leider aber hält die Eitelkeit den Universalismus noch fest, indem sie zufrieden ist, die Jugend wenigstens alles mögliche von der Oberfläche weg schöpfen und damit in der Conversation glänzen zu lassen.

Mit der Vielwisserei ist aber ein noch weit ärgeres Übel gepaart, die zu frühe und falsche Aufklärung, die Altklugheit der Jugend. Man hat sich beeilt, so früh als möglich den sogenannten Aberglauben in den Gemüthern der Kinder auszurotten und die sogenannte gesunde Vernunft an dessen Stelle zu setzen; dies an sich löbliche Bestreben hat aber zu unsinnigen Übertreibungen geführt. Um den Verstand zu retten, läßt man das Herz untergehn.

Man trübt den Kindern ihren unschuldigen Glauben und entreißt ihnen die goldnen Spiele der Phantasie, um sie vor der Zeit klug zu machen. Man moralisirt, katechisirt und sokratisirt mit ihnen von sittlichen, religiösen und Denk-Begriffen, die den Zauberkreis ihrer Unschuld zerstören, ohne ihnen dafür ein höheres Gut zu gewähren. Die Liebe, die sie von Natur haben, wird durch Kritik über Ältern

und Lehrer verdrängt. Der kindliche Glaube und Aberglaube wird durch eine kindische Altklugheit ersetzt, und die reichen phantastischen Spiele machen einer reflectirenden Wohlanständigkeit und Ziererei Platz. Wie kann dies anders seyn, wenn in tausend und aber tausend Kinderbüchern die Schwächen der Alten so gut als die der Kinder Preis gegeben werden, und der natürliche Witz der Kinder nothwendig aufgefordert wird, gegen die Pedanterei der Docenten sich geltend zu machen, wenn den Kindern immer und immer von der Thorheit des Aberglaubens vorgepredigt und Herz und Phantasie derselben abgestumpft wird, und wenn sie als das höchste Gut jenen Anstand preisen hören, der ihre natürliche, aber unschuldige Eitelkeit in eine Bahn weist, wo sie zur Unnatur werden muß. Überall sind es Begriffe, erlernte und mechanisch aufgefaßte Begriffe, die dem Kinde eingezwängt werden, die ein unreifes Denken in ihm thätig machen, das alle Blüthen des Gemüths und der Einbildungskraft früh verdorren macht.

Wie mannigfaltig auch die Gegenstände des Jugendunterrichts seyn mögen, so vermissen wir doch darunter zwei der wichtigsten, Musik und Gymnastik. Die erstere ist noch weit entfernt, zu dem ihr gebührenden Rang unter den Mitteln der Erziehung erhoben zu werden, und die letztere ist sogar verboten. Die Alten erkannten sehr richtig Musik und Gymnastik als die wesentlichen Grundpfeiler der Erziehung, weil sie in Leib und Seele den Rhythmus

bringen, in welcher sie allein gesund gedeihen und ihre Harmonie entfalten können. Bei uns ist diese einfache Wahrheit vergessen, und als Ersatzmittel für die unmittelbarsten Hebel einer gesunden Erziehung dienen nur Worte und nichts als Worte. Unser ganzer Unterricht beschränkt sich auf den intellectuellen. Wenn dem Gedächtniß nur Worte und dem Verstand einige Geläufigkeit in Begriffen eingeprägt werden, so ist die Sache gethan, der Körper und das Gemüth mögen dabei versauern. Die Wirkung, welche die Gymnastik auf den Körper, die Musik auf das Gemüth übt, und die Wirkung, welche beide dadurch auf die Gesundheit des Geistes üben, kommen uns gar nicht in Anschlag. Man will keine harmonische Bildung des ganzen Menschen, sondern nur Vielwisserei.

An die Musik scheint man neuerdings mehr zu denken, die Gymnastik wird aber geflohn und das Gesundeste gleich einer Pest verabscheut. Ein ungewöhnliches Auffallen erregte vor einigen Jahren die Turnkunst, und daß jetzt kein Wort mehr davon gehört wird, ist wohl noch auffallender. Man darf hoffen, daß es zum Theil die Scham ist, welche die Pädagogen lieber über einen Gegenstand schweigen läßt, der ihre Blößen so sehr aufgedeckt hat. Kann es wohl etwas wahnsinnigeres geben, als was man von dieser guten Turnkunst gehofft hat? vielleicht das, was man von ihr gefürchtet hat, wenn beides nicht einerlei ist. Man glaubte damals, die liebe Jugend

werde Deutschland befreien, weil sie Sprünge machte. Jetzt darf sie nicht springen, weil sie Deutschland befreien könnte. Es ist aber doch in der That zu verwundern, daß man die Karrikatur von der Sache nicht getrennt, jene vernichtet und diese gerettet hat. Ohne Gymnastik wird die Erziehung ewig unvollkommen bleiben.

Hat man genug über die Gegenstände des Unterrichts gestritten, so ist es zugleich nöthig geworden, die Mittel und Methoden desselben näher ins Auge zu fassen. Je mehr die Gegenstände vervielfältigt wurden, desto mehr mußten die Mittel vereinfacht werden. Man sah endlich ein, daß der intellectuelle Unterricht durch eine umfassende Zucht der Jugend unterstützt werden müsse, und dies führte sogar zu der Frage: ob die Erziehung ein Mittel für den Unterricht, oder nicht vielmehr der Unterricht bloßes Mittel für die Erziehung des ganzen Menschen seyn solle? Das alte Herkommen in den Schulen widersetzte sich den neuen Ansichten, dagegen entstunden zahlreiche Privatinstitute, die Schauplätze für alle möglichen pädagogischen Experimente. Man wollte Menschen bilden und der Naturstand der Kinder schien diesem Bestreben kein Hinderniß in den Weg legen zu können. Ihrem weichen Wachs glaubte man alles einprägen zu können, und man hoffte bereits auf die Ideale, die aus den Philanthropien hervorgehn sollten. Aber man vergaß, daß die Erziehung in Harmonie mit dem gesammten Zustand des Volks

stehn müsse, wenn sie die Jugend sich nicht bald entzogen sehn will. Jene Anstalten verfehlten den Zweck der Erziehung, indem sie, gleich als ob die Philanthropien glückliche Inseln im Südmeer wären, auf die sie umgebende Welt keine Rücksicht nahmen, oder sie vergriffen sich in den Mitteln, indem sie die Jugend auf die unnatürlichste Weise anstrengten, ihre Knospen mit Gewalt aufblätterten, um die künftige Blüthe zu sehn, und sie nicht viel besser als Hunde dressirten. Es ist indeß bereits so viel gerechter Tadel über jene Anstalten ausgeschüttet worden, daß es billig scheint, darüber das Gute nicht zu vergessen, was durch sie geleistet worden.

Namentlich ist die Methode des Unterrichts durch die Privatanstalten verbessert worden. Ausgezeichnete Pädagogen, die etwas besseres Neues begründen wollten, sahen sich meistentheils gezwungen, ihre Versuche im Kleinen und in unabhängigen Kindergesellschaften anzustellen, da ihnen das alte Herkommen der öffentlichen Schulen große Hindernisse in den Weg legte. Hier wurden eigne Ideen, und die der Fremden, z. B. von Lancaster, geprüft, und besonders für Vereinfachung aller Unterrichtsmittel thätig gesorgt, und viel Gutes ward aus den Privatanstalten in die Schulen des Staates selbst aufgenommen, wie von Pestalozzi und Lancaster.

Die vorzüglichste Thätigkeit der Pädagogen hat sich, wie billig, auf die Unterrichtsliteratur, auf die Schulbücher gerichtet. Die gesammte Jugendlitera-

tur zerfällt in Bücher der Belehrung und der Unterhaltung. Ursprünglich war diese ganze Literatur im Katechismus concentrirt, diesem folgte der orbis pictus; allmählig entstanden auch weltliche Lehrbücher und endlich die ergötzlichen Kinderschriften. Jetzt ist Deutschland mit einer unermeßlichen Kinderliteratur überschwemmt, und Wien und Nürnberg sind die großen Fabrikstätten derselben. Im Augenblick der ersten pädagogischen Wuth suchte man den Kindern alles Wissenswürdige einzupfropfen, und man schrieb aus Liebe für dieselben, was das Zeug halten wollte. In der neuern Zeit sucht man wieder, wenigstens die Schulbücher zu vereinfachen und aus der Masse das Beste zu sondern. Leider aber ist der literarische Unterricht den Pädagogen von den Buchhändlern aus den Händen gewunden, und die letztern überschwemmen Deutschland mit ihren lüderlichen, von außen gleißenden, von innen hohlen Fabrikaten. Sie können dies, weil unter den Pädagogen keine Einigkeit ist, und weil die Modesucht so weit geht, daß man sogar den Kindern nur neue Sachen geben will. Um die Weihnachtszeit wimmelt es in den Läden der Buchhändler von Eltern und Kinderfreunden, die alle die brillanten Sächelchen aufkaufen, welche die neue Messe geliefert. Die Alten greifen, wie die Kinder selbst, am liebsten nach den neuen Flittern. Aber die Pädagogen selbst wirken mit den Buchhändlern zusammen, und schreiben immer neue Sachen, nicht um das Alte zu verbessern, sondern um Geld und

einen Namen davon zu tragen. Gegen diese Sündfluth von Kinderschriften kämpft dann der echte Kinderfreund vergeblich an.

Es ist merkwürdig, daß diese Schriften mehr auf die Alten, als auf die Kinder selbst berechnet werden, weil die Alten sie eben auswählen und bezahlen, und nur wenige Takt genug besitzen, um zu wissen, was dem kindlichen Gemüthe zusagt. Damit ist die Philisterei und die altkluge Moral in die Bücher, selbst des zartesten Jugendalters gekommen. Die Alten wollen etwas Solides, Vernünftiges, und darum müssen es die armen Kinder auch wollen, genug, wenn sie nur bunte Bildchen dabei sehn. Die Mährchen, diese echte Kinderpoesie, sind lange verachtet und verdammt gewesen. Was sollen diese Kindereien? hieß es, und man hatte doch Kinder vor sich. Man fürchtete, die Mährchen pflanzten der kindlichen Seele Aberglauben ein, oder wenigstens, sie beschäftigten die Phantasie zu stark und zögen vom Lernen ab. Man erfand daher die lehrreichen Erzählungen und Beispiele aus der wirklichen Kinderwelt, vom frommen Gottlieb, vom neugierigen Fränzchen und naschhaften Lottchen, und erstickte mit dieser Alltagsprosa alle natürliche Poesie in den Kindern. Während man ihnen aber alles Schöne nahm, wofür ihre jungen Herzen so empfänglich sind, und woran sie sich wahrhaft menschlich bilden, mißbrauchte man ihr Herz, wie ihre Phantasie, um damit ihren noch unentwickelten Verstand zu bearbeiten. Alle in der Jugend auf-

quellenden Kräfte leitete man in den intellectuellen Unterricht ab. Aus der Frömmigkeit und kindlichen Liebe leitete man die Pflicht her, hübsch brav und geduldig zu lernen, und die reiche Bilderwelt der Phantasie plünderte man, um durch sie den Kindern in Bilderfibeln das A B C und in hundert andern Büchern moralische Lehren angenehm zu machen und wie Pillen in einer Überzuckerung einzugeben.

In den Unterhaltungs- und Schulbüchern für das mittlere Jugendalter bemerken wir hauptsächlich vier große Fehler, die sokratische Methode, eine falsche Vielwisserei, eine falsche Aufklärung und eine falsche Moral. Mag immerhin der Lehrer mündlich sokratisiren, was sollen aber diese Dialoge in den gedruckten Büchern? Keines dieser Bücher kann auf alle möglichen Querfragen der Jugend Rücksicht nehmen, und der einfache Gegenstand wird immer dadurch verhüllt. Überhaupt aber finden wir überall diese Methode zu früh angewandt. Das «Warum» muß sich der Jugend von selbst aufdrängen, und dann dürfe die Antwort nicht fehlen; quält man es ihr aber früher ab, so bringt die berühmte Hebammenkunst des Geistes auch nur zu frühe Geburten zur Welt. Man muß der Jugend etwas Positives dogmatisch einprägen. Sie will nichts andres, es wird ihr nicht einfallen, daran zu klügeln. Entwickelt sich ihr Verstand, so wird sie schon zu zweifeln und zu fragen anfangen, und dann hat sie einen Gegenstand, an dem sie die Kritik üben kann. Aus der Kritik

aber die Wahrheit als Resultat zu fördern und mit den Zweifeln anzufangen, ist wahres Gift für die Jugend. Wenn hier die Einfachheit in Bezug auf die Methode verletzt wird, so geschieht dasselbe in Bezug auf die Gegenstände des Unterrichts durch die Polyhistorei, der man sich dabei ergibt; nur das Gewisse, Einfache, Klare haftet in der jugendlichen Seele und bringt gedeihliche Früchte. Durch die sokratische Methode wird der einfachste Gegenstand verworren, ungenießbar, widerlich, und durch die überreiche Menge von Kenntnissen, die man der Jugend in Encyclopädien und Sammlungen bietet, wird auch der klarste kindliche Kopf verwirrt, und gewöhnt sich leicht an ein oberflächliches Wissen und gefällt sich in dem eitlen Vorzug, vieles schlecht, statt wenig gut zu wissen. Sodann sind fast alle Unterhaltungs- und Unterrichtsbücher auf die möglichst früheste Aufklärung der Jugend berechnet. Dahin gehört, daß man ihr alles Mystische, Wunderbare, Ahnungsvolle, Rührende, sobald sie es empfinden, mit Stumpf und Stiel ausrottet. Der Zauber der Natur wird ihnen in baare naturwissenschaftliche Prosa aufgelöst, während, seltsam genug, die Naturphilosophen denselben Zauber wieder retten. Die kindliche Liebe, diese herrliche wildwachsende Blume, wird geflissentlich ausgerottet, um dem Treibhausgewächs einer steifen, engherzigen, gebotnen, schulmäßig zu erlernenden Moral Platz zu machen. Man rechnet den Kindern nur das als Tugend an, was sie aus Gehorsam gegen eine

Regel thun, und wie gut, edel, liebenswürdig sie von Natur sind, man achtet es nicht, bis man ihnen eine schaale Reflexion darüber beigebracht hat, bis ihnen der Drang der Natur in einen geistlosen Gehorsam gegen das Pflichtgebot verkrüppelt ist. Und welcher Pflichten? was drängt man nicht alles den unbefangnen Gemüthern auf? Man stellt ihnen nicht nur das Laster, sondern auch die Tugend vor Augen, ehe sie im Stande sind, sie auszuüben, ja nur zu erkennen, und man überladet sie mit Regeln, wovon sie eine über der andern vergessen. Wie gegen die natürliche Moral der Kinder, so wüthet man gegen die natürliche Religion derselben. Auch über die Gegenstände der Religion müssen sie so früh als möglich reflectiren, und man quält ihnen Gedanken ab, ehe noch ihr Gefühl reif geworden. Eine Zeitlang war man sogar bemüht, ihnen das Wunderbare in der Religion verdächtig zu machen, um sie vor Aberglauben zu bewahren. Jetzt hat man meistentheils einen heillosen Mittelweg eingeschlagen. Man wagt es weder ganz zu glauben, noch ganz zu zweifeln, und stürzt die Jugend in eine Halbheit, aus der nur drei Übel entspringen können, die alle drei der Religion am gefährlichsten sind, Indifferentismus, der aus der Langweil'gkeit und Unsicherheit des Religionsunterrichts entspringt, Religionsspötterei oder Rückfall in den crassesten Aberglauben, wenn man sich aus der Halbheit auf diese oder jene Weise retten will.

Schreiten wir weiter zu den Unterrichtsbüchern der erwachsenen Jugend, so bemerken wir darin ein sonderbares Mißverhältniß zu dem frühern Unterricht. Man zwingt den Kindern ein unreifes Denken ab, und die Jünglinge, die zum Denken wirklich heranreifen, werden davon fern gehalten durch eine trostlose Überladung mit blos empirischen, gedächtnißmäßigen Kenntnissen. Überall fehlt die Einheit und Einfachheit der Methode, der klare Überblick, das logische Gebäude.

Die meisten Schulbücher, in welches Fach sie einschlagen mögen, bieten dem Jüngling eine ungeordnete Masse von Thatsachen dar, die er sich zu eigen machen soll, ohne daß ihm der Talisman einer ursprünglichen Causalität mitgegeben würde, durch die er sich einfach so vieler Schätze bemeistern könnte. Er lernt die Religion und Moral am Faden unzusammenhängender Artikel, die Geschichte am Faden der Jahrszahlen, die Naturkunde am Faden der rohesten äußern Eintheilungen, die Sprache am Faden von tausend Regeln und zehntausend Ausnahmen. Bei einem solchen Verfahren wird nur das Gedächtniß in Anspruch genommen, dasselbe Gedächtniß, das dem Kinde verwirrt wurde durch zu frühes Denken, und der Unterricht tritt in ein umgekehrtes Verhältniß mit der Natur. Was hilft aber auch das beste Gedächtniß, wenn nicht eigne Genialität die Formel finden läßt, unter welche das Convolut von empirischen Kenntnissen gebannt wird? Nur wenige gelan-

gen zum Selbstdenken, und bei diesen wenigen beginnt es damit, daß sie den Wust der auf Schulen und Universitäten gesammelten Kenntnisse ausscheiden; womit sie oft mehr Arbeit haben, als wenn sie erst zu lernen anfingen. Die meisten lernen mechanisch das Pensum, das von ihnen gefordert wird, und hieraus entsteht jener zahllose gelehrte Pöbel in Ämtern und Würden oder in der Schriftstellerzunft, den schon Klopstock in seiner deutschen Gelehrtenrepublik trefflich bezeichnet hat, die immer schreien und nie denken.

Ehe wir aber das Feld der Erziehung verlassen, müssen wir noch einige Augenblicke bei einer der interessantesten Erscheinungen auf demselben verweilen, bei der Freimaurerei, denn was ist diese anders, als eine projectirte Erziehung des ganzen Menschengeschlechts? Auch sie hat eine nicht unbedeutende Literatur, die in der neuesten Zeit unter uns Deutschen, besonders seit Krause, die Geheimnißkrämerei, wie billig aufgegeben, und, wenn der Ausdruck erlaubt ist, aus der Schule geschwatzt hat. Das unverschämte Zeitalter der Revolutionen hat auch diese königliche Kunst, wie jede andre, profanirt. Sieht man von den Spielereien und Mißbräuchen, denen wohl nie eine geheime Gesellschaft entgangen ist, sieht man von den Thorheiten der großen Kinder ab, die sich hier in einem sehr unschädlichen Kanal ableiteten, so bleibt der Maurerei immer noch eine große Idee.

Wir erkennen in der Geschichte ein großes Ziel, die Entwicklung und Veredlung der Menschheit. Wir

unterscheiden aber einen doppelten Weg, der dahin führt. Den ersten verfolgen die Menschen unbewußt. Er wird ihnen geboten durch die Naturnothwendigkeit. In der Abhängigkeit von Geschlecht, Familie, Stand, Volk, Sprache, Sitte, Kultur, Staat, Kirche, befolgt der Mensch instinktartig den geheimen Willen der Vorsehung, die über der Geschichte waltet, und in dem Reichthum und dem Wechsel der Erscheinungen die Menschheit auf dem längsten Wege zur Entwicklung bringt. Ist der Mensch aber einmal auf einer gewissen Stufe angelangt, so erkennt er den großen Plan der Vorsehung, und seine eigne Kraft, denselben mit Bewußtseyn auf kürzerem Wege zu vollstrecken. Er sieht in jenen Unterschieden, welche die Menschen von einander und von dem Gleichartigen, rein Menschlichen in Allem entfremdet, nur eine Hemmung jener Entwicklung, und sobald in Vielen zugleich diese Ansicht herrschend geworden, so müssen dieselben um so eher in ein geselliges Band treten, als dieses Band auch das Symbol dessen ist, was sie erstreben, da, sobald jeder Mensch vollkommen ist, brüderliche Gleichheit und Vereinigung Aller Statt finden muß. Sie werfen die Unterschiede des Standes, Volkes, Staates und Glaubens von sich; sie lassen sie unter sich nicht gelten, unterwerfen sich ihnen aber außerhalb ihres Tempels, indem sie die blinde Naturgewalt, die in denselben vorherrscht, nicht aufzureizen, sondern allmählig zu zähmen, und den hohen und allgemeinen Zweck der Menschheit zu

vermitteln streben. Dieser Bund ist derjenige der Freimaurer oder Masonen (Meßner, Meßkünstler). Sie wollen frei, mit Selbstbewußtseyn, den Bau der Menschheit vollenden. Sie setzen dem Instinkt die Freiheit, der Natur die Kunst entgegen. Dieser Bund entspringt mit Nothwendigkeit aus einer Weltansicht, die auf einer gewissen Stufe der Entwicklung in den Menschen erwachen mußte. So unabweislich die Idee einer allgemeinen vollkommenen Menschheit, die alle Menschen als Brüder umfaßt, darin sie alle von den Schlacken der Ungleichheit, der Feindschaft, der Verfolgung, des Lasters, der Armuth, der Dummheit und der Barbarei geläutert seyn sollen, unter den passenden Namen Optimismus andern Ideen vom Wesen und Ziele der Welt und der Menschheit, z. B., daß sie beim Alten bleiben, oder daß sie gar zurückschreiten müsse, entgegentritt; so unabweislich ferner mit dieser Idee in den Menschen das Gefühl ihrer Kraft und das Streben geweckt wird, selbstthätig der langsam keimenden Naturkraft in der Geschichte mit menschlicher Kunst nachzuhelfen, oder ihre Erkenntniß und ihren Willen ganz an die Stelle jener alten Naturkraft zu setzen, da dieselbe dem thierischen Instinkt gleicht, der nur so lange dem Kind aushilft, bis es zur Vernunft gekommen; so fest gegründet diese Idee und dieses Streben in den Menschen ist, so bald sie mündig geworden, eben so fest gegründet ist auch in der äußern Erscheinung der Bund der Masonei, darin diese Idee fortgepflanzt wird, darin dieses Streben

als die höchste Aufgabe der freigewordenen Menschheit bethätigt wird.

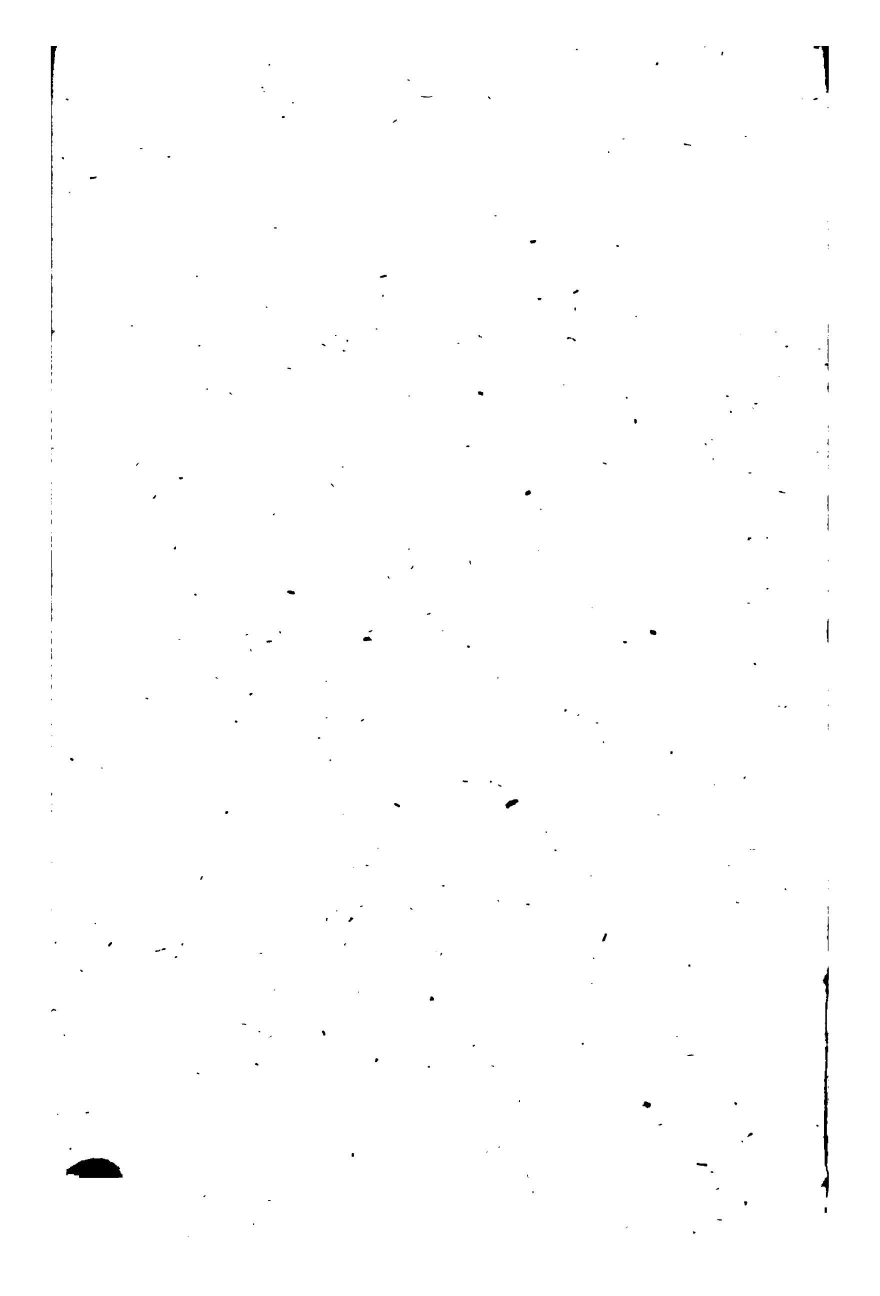
Wie übrigens mit andern Elementen vermischt diese Idee erst allmählich im Maurerthum gekeimt, nachher reiner entwickelt worden, wozu ferner beinahe zu allen Zeiten seit seiner Entstehung die allgemeine Form des Maurerbundes gemißbraucht worden, geht uns dabei nichts an. Ob jeder sogenannte Maurer die wahre Stellung der maurerischen Weltansicht zu dem Gange der Weltgeschichte kennt, ist zweifelhaft. Ob der Bau der Masonei mehr dem des babylonischen Thurmes oder des Salomonischen Tempels gleichen werde, überlassen wir der Geschichte zu entscheiden. Sprachverwirrung ist ohne Zweifel schon eingetreten. Zwischen der Idee und ihrer Verwirklichung ist eine unermeßliche Kluft befestigt, und wer in den Schwierigkeiten der Ausführung und in der Entartung und Verfälschung der Idee im Innern des Bundes selbst, demselben nicht den Untergang oder wenigstens nur ein mumienhaftes Fortdauern vorgeschrieben findet, der muß den Ideen eine göttliche, unerschütterliche Macht zuerkennen, kann und soll es aber auch.

Ende des ersten Theils.

Druckfehler.

S. 11 Z. 7 von unten statt Ariadenfaden lies Ariadnefaden

— 39	— 1	von oben	—	Schlendriau — Schlendrian
— 45	— 1	von oben	—	Resignatinn — Resignation
— 62	— 1	von oben	—	seyn — sein
— 73	— 8	von unten	—	anders — andres
— 134	— 5	von oben	—	ersten — ernsten
— 150	— 11	von unten	—	Wasley — Wesley
— 191	— 11	von oben	—	kritischer — kritische
— 199	— 5	von oben	—	Begebenheit — Begebenheiten
— 212	— 2	von oben	—	entstiegen — entstehn
— 226	— 5	von oben	—	ein — e i n



In der Verlagshandlung dieses Werkes sind erschienen:

Deutschland,

oder

Briefe

eines

in Deutschland reisenden Deutschen.

Zwei Theile. gr. 8.

Ein Recensent in der Leipz. Lit. Zeit. sagt über dieses Werk unter anderm: Wir haben wenige Reisebeschreibungen, die sich mit unserem Vaterlande beschäftigen, von gleichem Werthe, den man der gegenwärtigen zuerkennen muß. — Der Verf. derselben, der sich nicht genannt, scheint uns in sich alle Eigenschaften zu vereinen, die ihn zur Lösung seiner Aufgabe eignen: Kenntniß der Länder und Menschen durch eigene Ansicht und Umgang, der Statistik und der ältern und neuern Geschichte; er hat eine große Belesenheit, ein richtiges Urtheil, Witz und Laune, Bekanntschaft mit fremden Völkern und andern Ständen, als den seinigen, so daß er sich in seinem Ausspruche über den Gehalt der Menschen und der Dinge weder kleinstädtisch, oder kleinstaatisch, noch einseitig oder befangen zeigt. — Mögen auch Risbecks „Briefe eines reisenden Franzosen" sich leichter und angenehmer lesen lassen, durch die Persönlichkeit bedeutender Menschen, die er höchst freimüthig, manchmal boshaft behandelt, mehr anziehen; dann hat gegenwärtiges Werk doch mehr innern Gehalt, und lehrt uns die Länder, durch die es uns führt, und ihre Bewohner weit besser kennen. Kurz wir dürfen es mit dem besten Wissen und, als ein gutes Werk empfehlen, und zu den erfreulichsten Erscheinungen in dem Gebiete unserer Literatur zählen, die in der spätern Zeit eben nicht besonders reich an solchen Schriften ist. Der erste Band — wir erwarten die folgenden recht sehnlich — enthält in 36 Briefen eine allgemeine statistische Uebersicht unseres Gesammt-Deutschlands, die sehr zweckmäßig vorausgeschickt wird, und mit vieler Einsicht und großer Wahrheitsliebe geschrieben ist, die Beschreibung der Reisen des Verfassers durch das Königreich Würtemberg, das Großherzogthum Baden und das Königreich Baiern, ohne jedoch die Gränzen des Rheins zu überschreiten.

Die deutsche Literatur

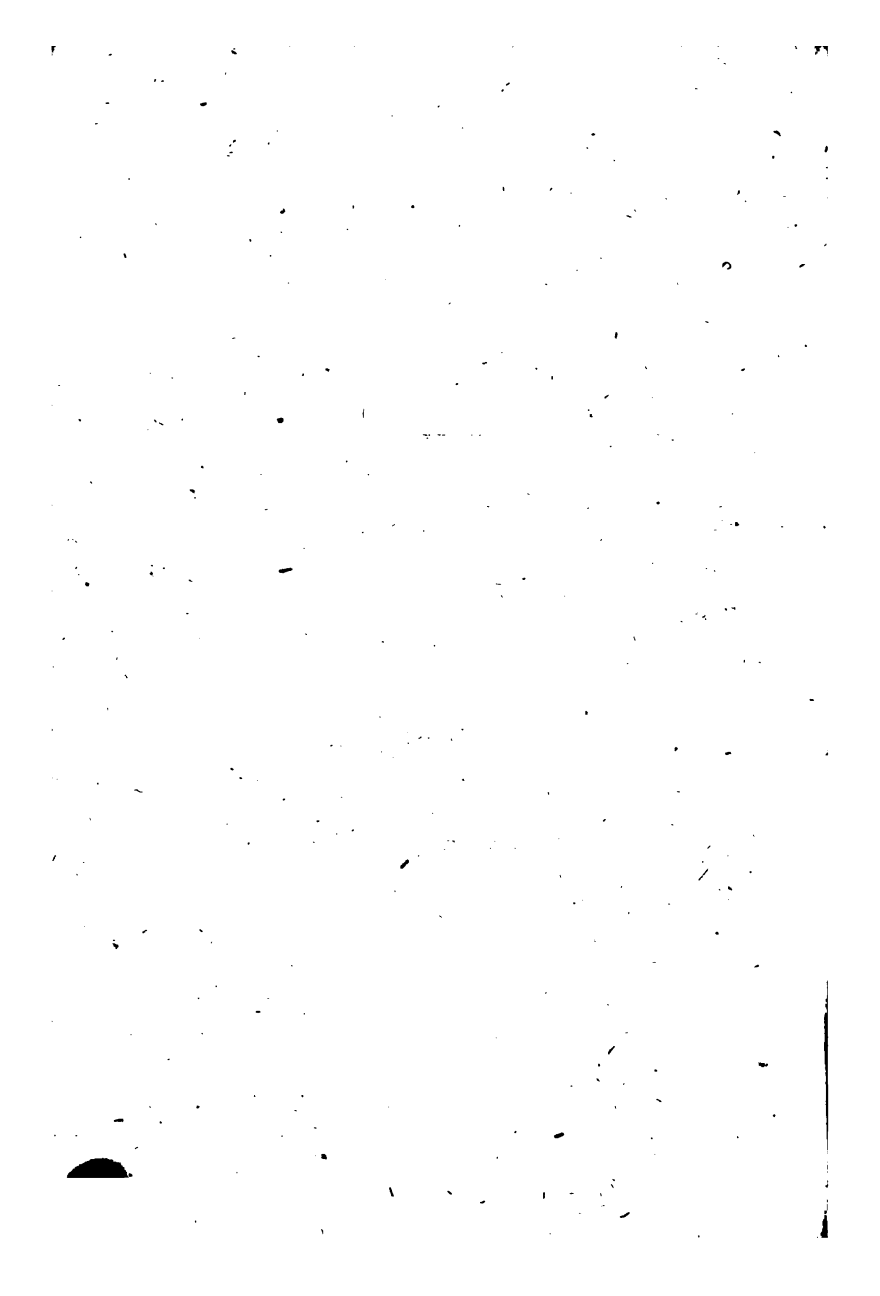
von

Wolfgang Menzel.

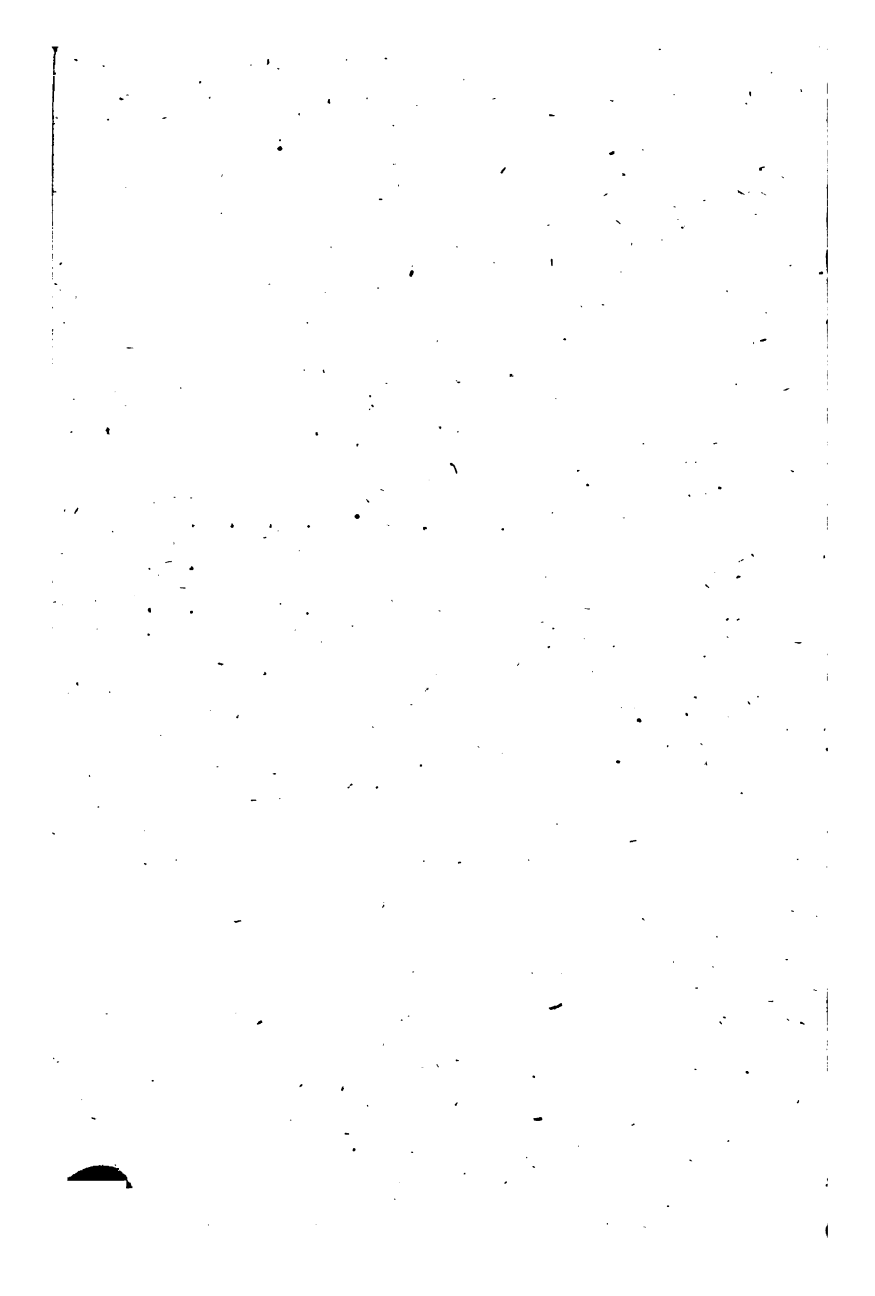
Zweiter Theil.

Stuttgart,
bei Gebrüder Franckh.

1828.



Inhalt des zweiten Theils.



Natur.

Der rege Natursinn der alten Deutschen hat sich zur Naturwissenschaft gesteigert, wie alles Leben unter den Begriff gebracht worden ist. Es ist aber nicht zu verkennen, daß die alte Liebe und innige Befreundung mit der Natur noch jetzt die wissenschaftlichen Abstractionen erwärmt und beseelt. Selbst die poetische Gluth, die man an den Naturphilosophen zu tadeln pflegt, zeugt von der tiefen Innigkeit unserer Naturanschauung. Es gibt kein Volk, das an der Natur mit solcher Inbrunst hängt und mit solcher Genialität ihre Mysterien enthüllt hat, als das deutsche. Die Naturphilosophie der neuern Deutschen steht wie ihre Geistesphilosophie einzig und erhaben über der ganzen Sphäre der Literatur aller Völker.

Darin aber kommen alle gebildeten Nationen der neuern Zeit überein, daß die Naturwissenschaft die Grundlage aller Cultur ist, und es ist ein unermeßlicher Fortschritt des menschlichen Geschlechts, daß es von der schwindelnden Höhe des Geistes immer

mehr zur Natur zurückkehrt. Der alte Aberglaube ward gebändigt durch die genaue Kenntniß der Naturkräfte; die Roheit und Armuth des geselligen Lebens ward in Schönheit, Fülle und friedlichen Genuß verwandelt durch die Anwendung jener Kenntnisse; die Poesie ist an der Hand der Natur aus ihren gelehrten Verirrungen zurückgekehrt, und selbst die Philosophie hat durch die Naturwissenschaft ihre Reinigung und Verjüngung erlebt. Alle großen Entwicklungen der neuern Zeit knüpfen sich an große Entdeckungen in der Natur, und alle wahrhaft humane Bildung und aller physische und geistige Wohlstand des jüngsten Geschlechtes ist darin begründet.

Immer auf doppelte Weise wird durch Naturkunde die Befreiung des menschlichen Geschlechts befördert, durch die Aufklärung des Geistes über die Naturkräfte und durch den ökonomischen Gebrauch derselben. Die Astronomie und die Entdeckung der fremden Welttheile ging der Reformation, die Chemie, Physiologie und große mechanische Entdeckungen gingen der Revolution vorher. Der Sinn, der an die engste Gegenwart gefesselt war, wurde frei durch den großen Blick ins Universum; die dumpfe Angst vor geheimnißvollen Naturkräften verschwand vor der Erkenntniß des einfachen Naturgesetzes; das Kraftgefühl wurde gestärkt durch die Herrschaft über die ungeheuern Gewalten der Natur. Zugleich aber begründete die Naturkunde einen neuen Handel, Industrie aller Art und in ihrem Gefolge einen neuen

Wohlstand der Völker. Der Weltverkehr, die Reisen, die Thätigkeit und der Genuß wohlerworbener Güter trugen mehr als kriegerische Siege oder geistige Speculationen zur wahren Aufklärung und zum Freiheitssinn der Völker bei. An Handel und Industrie ist immer die Freiheit geknüpft.

Betrachten wir den Antheil, welchen die Deutschen an den Entdeckungen im Naturgebiet genommen, so ist derselbe weit größer, als die Vortheile, die sie dadurch errungen haben. Es ist bewundernswürdig, daß wir mit so wenigen Mitteln und ohne auf große Vortheile rechnen zu können, doch so viel für die Naturkunde geleistet haben. Der Deutsche war seit dem Verfall der Hansa auf sein Binnenland beschränkt, und besaß nichts von jenen Colonien, welche die Beherrscher der See eben so zur Naturforschung auffordern, als dieselbe belohnen mußten. Auf Ackerbau und Viehzucht beschränkt und vom Welthandel ausgeschlossen, waren ihm die Naturwissenschaften nie eigentlich Angelegenheit des Staats, wie den Engländern und Franzosen, und seine Fürsten waren nicht reich genug, um große naturhistorische Unternehmungen auszurüsten, oder es fehlte der Sinn dafür. Dennoch haben die Deutschen das Mögliche geleistet. Sie haben mit ihren schwachen Kräften sogar in Entdeckungsreisen mit den Fremden gewetteifert, und Martin Behaim, Niebuhr, die beiden Forster, Humboldt 2c. waren Deutsche. Sollten uns aber auch die Fremden im Allgemeinen im Sammeln

und Anhäufen von Thatsachen der Natur übertreffen, und geben wir den Engländern noch den praktischen Sinn für die Anwendung der Naturkräfte, den Franzosen die feine Beobachtungsgabe für einzelne Naturgegenstände voraus, so bleiben die Deutschen doch unübertroffen in der tiefen Combination der empirischen Thatsachen, die einerseits zu unsterblichen neuen Entdeckungen, andrerseits zu einer Philosophie der Natur überhaupt führt.

Die Naturwissenschaft dient den Zwecken des Lebens, darüber hinaus aber ist sie ihr eigner Zweck. Dieser Zweck ist das, was wir die Naturphilosophie nennen, die Erkenntniß der Einheit in der Mannigfaltigkeit der Natur, die Ergründung des Wesens in allen ihren Erscheinungen. Die empirische Naturforschung ist nur das Mittel dazu.

Die Natur bietet uns nichts als Erfahrungen, doch jede Sammlung derselben bleibt ungenügend, wenn der speculative Geist des Menschen in der unendlichen Mannigfaltigkeit nicht die Einheit entdeckt, und die Theile dem Ganzen, die Wirkungen den Ursachen verbindet. Auf der andern Seite aber sind dem menschlichen Geiste Schranken gezogen, durch die er nie in die geheimste Werkstätte der Natur hinüberblicken kann. Demnach haben die deutschen Naturforscher in zwei Parteien sich getheilt. Die Einen erkennen die Nothwendigkeit einer alles umfassenden, durchdringenden und aufklärenden Naturphilosophie, und der den Deutschen so eigenthümliche Tiefsinn

und geistige Heldenmuth, der vor keiner Schranke zurückbebt, treibt ihre größten Geister an, das letzte Räthsel der Natur zu lösen. Die Andern bleiben bei der Empirie stehn, und suchen die gewonnenen Erfahrungen nach dem Beispiel der Fremden auf das praktische Leben anzuwenden, weil sie entweder unübersteigliche Schranken anerkennen und leere Hypothesen wie billig abweisen, oder erst des einmal gewonnenen sich recht bemächtigen wollen, ehe sie weiter gehn, oder weil sie nicht Geist genug besitzen, um zu combiniren, daher nur gedächtnißmäßig summiren und beschreiben.

Das Bestreben, die Natur in ein System zu bringen, sie als ein Einiges, Ganzes und Lebendiges in allen Theilen zu begreifen, ist so alt, als die Naturwissenschaft überhaupt. Aus ihm sind die alten Kosmogonien hervorgegangen, und was man auch gegen die religiösen und poetischen Einmischungen in die Naturwissenschaft sagen mag, die pantheistische Ansicht war derselben günstig, und der spätere Polytheismus und Monotheismus hat unstreitig der Wissenschaft geschadet, die bereits zu so großer Vollkommenheit gediehen war. Die lebendige Naturansicht der alten Völker war aber überhaupt nicht die Wirkung, sondern die Ursache des Pantheismus. Sie ging aber unter, als die Thatkraft und die Selbstbetrachtung des Geistes die Menschen allmählig von der Natur entfernte, und jene ein Götterheer, diese den einigen übersinnlichen Gott erkannte. Die Einheit

und die Lebendigkeit der pantheistischen Naturansicht hat sehr viel vor den spätern Versuchen voraus, die Natur im Einzelnen und als todten Leichnam zu seciren. Dagegen ist die spätere Trennung der Wissenschaft von der Religion ein nothwendiger und wesentlicher Fortschritt. Die neueste Naturphilosophie hat das Gute von beiden Richtungen zu vereinigen gesucht, die Natur wieder als ein großes Organon lebendig aufgefaßt, und doch nicht Glauben und Poesie, sondern die Thatsachen der Erfahrung dabei zu Grunde gelegt. Ein religiöses und poetisches Interesse hat sich dabei von selber eingefunden, wie es bei einer lebendigen Naturansicht nicht anders seyn kann, und die Empiriker machen sich nur lächerlich, wenn sie eine gewisse Trockenheit und Kälte zum Kriterium der Wissenschaft machen wollen, und eine tiefe Wahrheit von vorn herein blos darum verdächtigen, weil sie zugleich poetisch ist. Indeß läßt sich nicht läugnen, daß an jenen Schranken, die der Wissenschaft von der Natur selbst gezogen sind, theils die religiöse Gemüthlichkeit, theils die Phantasie ein nichtiges Spiel von Hypothesen begonnen hat, gegen welche die Empiriker mit Recht sich ereifern. Diese Hypothesen mögen wir aufopfern, wenn nur die große philosophische Ansicht der Natur selbst gerettet wird.

Wir erkennen in dreifacher Richtung unübersteigliche Gränzen der Naturwissenschaft, in der Richtung, welche von unsrem Sonnensystem ins Universum führt, in der, welche von den sinnlichen Erscheinungen in-

wärts zu dem geheimsten Wesen der Materie führt, und in der Richtung, welche von den physischen Erscheinungen im Menschen zu den psychischen führt, In allen diesen Richtungen reicht die menschliche Erkenntniß nur bis zu einer gewissen Gränze und jenseit derselben beginnt statt der Wissenschaft die Hypothesenjägerei oder die Poesie, an deren Resultate man nur noch einen ästhetischen Maaßstab anlegen kann, die aber allerdings zu den reizendsten Dichtungen gehören.

In drei Richtungen gränzt das Reich des Wissens an ein unbekanntes Reich, wo nur die Ahnung eindringt. Zuerst in der Astronomie. Wir haben nur einen Punkt, von wo aus unser schwacher, kurzer Blick eine verhältnißmäßig nur enge Sphäre in der Unermeßlichkeit des Weltalls überschaut; und was wir schauen, sind nur Wirkungen unbekannter Ursachen, und ihre Erkenntniß ist durch das relative Verhältniß unsres Planeten und unsres Erkenntnißvermögens bedingt. Nur in der kleinen Sphäre unsres Sonnensystems ist es uns möglich, die Erscheinungen der darin begriffenen Himmelskörper zu erkennen, und sofern dieselben regelmäßig erfolgen, ist es uns möglich, auch diese Regel zu begreifen. Die wahre Ursache dieser Erscheinungen aber, wie das Unregelmäßige daran, z. B. der Cometen, bleibt uns ein Räthsel. Endlich bleibt uns alles, was jenseits unsers Sonnensystems liegt, ewig verborgen. Wir sehn einige benachbarte Fixsterne, wir bemerken hin

und wieder eine kleine Veränderung an einem Stern oder Nebelfleck; aber alles dies läßt keinen Schluß auf das wahre Verhältniß des großen Weltgebäudes zu. Hier gelten nur Hypothesen und schwankende Analogien, die wir von unserm kleinen Sonnensystem auf das Weltall übertragen. Die Empiriker bleiben gern bei der einfachen Wahrnehmung stehn und glauben die Welt mit einer unendlichen Menge fixirter Sonnen erfüllt, um welche die Planeten und Kometen sich bewegen. Die Philosophen theilen aber diese Sonnen wieder in höhere Systeme und schreiben ihnen höhere Bewegungen zu. Die kühnsten und geistreichsten Hypothesen darüber haben Eschenmaier und Görres aufgestellt.

In der Chemie geht es uns nicht besser, als in der Astronomie. Wir müssen billig über die Kraft des menschlichen Geistes erstaunen, der es gelingt, so große Entdeckungen zu machen, als wir seit Kepler in der Sternkunde und namentlich in den neuesten Zeiten in der Chemie gemacht; aber hier gilt der sokratische Spruch: je mehr wir wissen, je mehr sehen wir ein, daß wir nichts wissen. Seit Basilius Valentinus haben wir nach dem Ausdruck dieses tiefsinnigen Mönches gestrebt «die Natur von einander zu legen»; wir haben die Materie in immer flüchtigere Bestandtheile zerlegt, aber zu ihrem innersten Grunde, zu ihrem ersten Keime sind wir nicht hindurchgedrungen. Er entschwindet unsern Sinnen, denn unser Auge kann den Punkt so wenig erfassen, als

das Unermeßliche. Durch die Schranken unserer Sinne gefesselt, erkennen wir immer nur den gemischten Stoff; das Gewordene, nicht das ursprüngliche Wesen; die Wirkung, nicht die Ursache.

Die Physiologie bleibt vor gleichen Schranken stehn. Sie läßt sich verfolgen bis in die sinnlichen Organe des Menschen, hier aber gränzt sie an die unbekannte Welt des Geistes, wo eine neue Reihe von Hypothesen beginnt. Der Zusammenhang von Körper und Geist bleibt ein ewiges Räthsel, und die Philosophen und Naturforscher streiten sich nur um den Vorrang, vor dieser Sphinx zum Spott zu werden. Als Extreme aller hierhin einschlagenden Hypothesen sind die materialistische und idealistische Ansicht sich entgegengesetzt. Jene macht den Geist von der Materie abhängig und erklärt ihn als eine höhere Sublimation der Organe, als Blüthe der materiellen Pflanze; diese setzt den Geist als das Absolute und trennt ihn entweder von der Natur oder läugnet die objective Wirklichkeit der Natur und betrachtet dieselbe nur als subjective Vorspiegelung des Geistes. Alle diese Hypothesen sind fruchtlos, denn die Wahrheit könnten wir nur schauen, wenn wir uns auf einem Punkt außerhalb der Einheit von Körper und Geist befänden; da wir uns aber überall im Mittelpunkt dieser Einheit selbst befinden, wird sie uns niemals objectiv.

Abgesehn aber von diesen dreifachen Schranken unsrer Naturerkenntniß ist eine strenge Naturwissen-

schaft innerhalb derselben möglich und wirklich. So weit unsre Wahrnehmung unter den subjectiven Bedingungen unsrer Sinne und unsres Geistes reicht, ist ihr die Natur nicht verschlossen und bleibt sich immer gleich, so daß wir allmählich ihren Umfang in den vorgeschriebnen Gränzen, so wie ihre ewige Gesetzmäßigkeit erkennen und die Wahrnehmung zur vollendeten Wissenschaft erheben können. Das Hemmende für diese Wissenschaft ist nicht mehr das menschliche Unvermögen, sondern nur die Mannigfaltigkeit des Stoffes und die Langsamkeit, mit welcher theils unser Organ für die Wahrnehmung geschärft, theils das Wahrgenommene combinirt wird. Erst mußten mechanische Erfindungen unsern Sinnen ein höheres Wahrnehmungsvermögen verleihen; wir mußten uns mit Teleskopen und Mikroskopen, mit Meßtisch und Compaß bewaffnen, ehe wir die Hindernisse des Raumes überwinden konnten, und wir mußten die chemischen Apparate der Natur entdecken, womit sie sich selbst in ihre Bestandtheile auflöst, bevor wir in das Geheimniß ihrer Werkstätte zu dringen vermochten. Sodann mußte Jahrhunderte lang ein emsiges Geschlecht die Oberfläche und die Tiefe der Erde durchfahren, um die Schätze der Natur zu sammeln, und ein langer Fleiß mußte diese ordnen, bevor geniale Geister die Combinationen derselben entdeckten.

Zwar gab es schon lange vorher eine Naturphilosophie, denn von jeher strebte der menschliche Geist, im Zerstreuten und Mannigfaltigen die Einheit zu

erfassen. Doch hatte sich die Naturerfahrung mit der Speculation noch nie recht vereinigen wollen. Auf eine religiöse, mystische oder phantastische Weise suchte man eine Harmonie der irdischen Erscheinungen, Kosmogonien, allegorische Personificationen der Naturkräfte, spielende Anagramme der Natur, und wenn dem Glauben, dem Gefühl und der Phantasie, oder dem Witz Genüge geleistet war, so bekümmerte man sich um die objective Wahrheit nicht viel. Man erprobte die Systeme nur an dem wenigen, was man von der Natur wußte, und dem man häufig eine willkürliche Deutung oder Zusammenstellung gab. Nachdem sich eine unpoetische und unreligiöse, rein empirische Wissenschaft der Natur von jenen Philosophemen losgerissen, gingen beide gesonderte Wege. Aber sie mußten an einem bestimmten Punkt dennoch wieder zusammentreffen. Die Speculation mußte sich der Naturerfahrung anschmiegen, und die Erfahrung sich zuletzt durch ihre Vollständigkeit von selbst systematisiren.

Unter allen Weisen der Natur war Schelling dazu berufen, beide Wege zu vereinigen. Bei seinem ersten Auftreten war die ältere Naturphilosophie von Pythagoras bis auf Jakob Böhme gänzlich verachtet. Er fand nur eine empirische Naturwissenschaft, nur eine unzusammenhängende Menge von einzelnen Beobachtungen, große Sammlungen von naturhistorischen Thatsachen, die man kümmerlich nach oberflächlichen Kennzeichen zu ordnen suchte, scharfsinnige Ent-

deckungen von Phänomenen, deren Ursache man nicht kannte. Höchstens hatte man je für einzelne Zweige der Naturwissenschaft sogenannte Principe gesucht, um in die Lehre derselben einigen Zusammenhang zu bringen, war aber dabei sehr willkürlich verfahren, und hatte bei der Betrachtu.. der einen Seite die mancherlei übrigen Seiten nicht zu Rathe gezogen. Man hatte hier die Mathematik oder Formenlehre der Natur, dort die Chemie oder Stofflehre unabhängig von einander behandelt und nicht gewagt, eine auf die andre zu beziehn, wenn auch Stoff und Form in der Natur überall zugleich erscheinen. Man hatte hier die Astronomie, dort die Physiologie für sich durchzubilden unternommen, aber wem fiel es ein, im menschlichen Makrokosmus den Mokrokosmus nachzusuchen? Man hatte die Botanik studirt, ohne ihr Wechselverhältniß zur Zoologie zu ahnen, und beide für sich verfolgt, ohne sie auf den Typus des menschlichen Organismus zurückzuführen. Auf der andern Seite gab es allerdings Ahnungen über die eine, untheilbare, alles bewegende Seele der Natur, aber es waren nur unvollkommene Erinnerungen aus mythologisch gewordenen Philosophen der alten Welt oder verrufenen Theosophen und Pantheisten der spätern Zeit, denen es zuweilen an nichts fehlte, als an der empirischen Erprobung ihres Systems, was aber freilich im wissenschaftlichem Sinne so viel als alles war. Jeder neue Naturphilosoph, der es wagte, ein Gesetz im Ganzen der Natur nachzuweisen, mußte

mehr oder weniger Pythagoras, Jakob Böhme, Spinoza seyn, aber es kam darauf an, daß er zugleich entweder ein Copernikus, Gallilei, Kepler, Newton, Linné, Franklin, Haller, Buffon, la Place, Cuvier, Mesmer, Stahl, Gall, Werner, Örstede, Humboldt ꝛc. war, oder wenigstens die Naturerfahrung solcher Männer seiner Philosophie zu Grunde legte. Es kam darauf an, aus der todten Empirie den lebendigen Geist zu wecken, und der gespensterhaft leeren nebelhäften Seele eines naturphilosophischen Traums den lebendigen Leib zu gewinnen, kurz die Empirie durch Philosophie zu regeln, und die Philosophie auch Empirie zu bestätigen.

Schelling war der Erste, der die alte Naturphilosophie durch die wissenschaftlichen Erfahrungen der neuern Zeit bewahrheitet, oder, was eben so viel ist, die Naturwissenschaft der Neuern zur Philosophie erhoben hat. Es wäre jedoch ein übermenschliches Wunder, das die Naturphilosophie selbst nicht zugeben kann, wenn Schelling's unsterbliche Leistung nicht große Einschränkungen erlitte, wenn er die Philosophie der Natur beschlossen und vollendet hätte. Im Gegentheil, er hat nur den ersten kleinen Anfang gemacht, aber eben das ist seine Größe. Er hat einen Weg betreten, den vor ihm niemand gegangen ist, und den nach ihm jeder gehen muß; das Ziel selbst aber ist weder erreicht, noch wird es jemals zu erreichen seyn, weil es jenseits der drei oben bezeichneten Gränzlinien aller Naturforschung liegt. In-

deß hat Schelling das unsterbliche Verdienst, den Schlüssel zu dieser Forschung innerhalb jener Gränzen gefunden zu haben. Wir haben in der That noch nicht so viele Muße übrig, uns mit dem zu beschäftigen, was wir nicht wissen können; es ist noch unendlich viel zu lernen, was wir möglicherweise wissen können, aber eben noch nicht wissen. In diesem Sinn muß man Schelling's Lehre nehmen. Er führt die dummen gaffenden Zuschauer nicht vor das Wunder der absoluten Wahrheit, und sagt: Da ist es, nun seht euch satt daran! sondern er führt nur die lernbegierigen und geistesthätigen Schüler auf eine gewisse Anhöhe und zeigt ihnen von da die unermeßliche Aussicht in die ganze Runde der Natur und heißt sie nun selber weiter forschen und suchen. Schelling hat die höhere Wissenschaft der Natur nicht beschlossen, sondern vielmehr erst eröffnet, und man kann von ihm nicht lernen, bis wohin die Forschung, sondern wovon sie ausgeht.

Schelling hat gefunden, daß alle Erscheinungen der Natur, die er kennt, Gegensätze bilden, und daraus den Schluß gezogen, daß überhaupt der Gegensatz die einzige Form ist, in welcher die Natur sich dem Menschen offenbart. Es komme daher nur darauf an, diesen Gegensatz durch alle Stufen und Reiche der Natur consequent durchzuführen, so weit überhaupt die Natur erkennbar ist. Da alles im Gegensatz begriffen sey, so könne weder ein einzelner Gegenstand der Natur, noch auch eine allgemeine

Naturkraft oder ein allgemeiner Naturstoff für sich bestanden haben, sondern er müsse der Gegensatz eines andern seyn, und die unermeßliche Reihe von einzelnen Gegensätzen müsse sich in einen allgemeinen Hauptgegensatz der ganzen Natur verlieren. Einheit sey in der Natur nur die höhere Bindung zweier entgegengesetzter Kräfte, oder einer Polarisation gleich der des Magneten, welcher eins ist, aber entgegengesetzte Pole hat. So sey auch die ganze Natur gleichsam ein großer Magnet, mit dem einen abstoßenden, ausstrahlenden Pole, der bewegenden, trennenden, zerreißenden Kraft, und mit dem andern anziehenden Pole, der bindenden, zurückhaltenden, sammelnden Kraft. Schelling maßt sich nicht an, den Gegensatz dieser Kräfte durch die ganze Natur durchgeführt zu haben, dies ist ein Werk für Jahrhunderte, und überhaupt nur innerhalb gewisser Gränzen auszuführen. Daß aber dieser Gegensatz der Schlüssel zur einzig möglichen Naturerkenntniß, daß er die allgemeine und unveränderliche Form sey, unter welcher sich uns alles in der Natur offenbart, bleibt unwidersprechlich wahr. Die Verwandtschaft aller natürlichen Dinge läßt sich nur darin, wenn nicht erklären, doch erkennen, daß in allem der Gegensatz zweier Urkräfte ausgesprochen liegt.

Schelling's System charakterisirt sich demzufolge durch eine strenge Durchführung erstens einer allgemeinen Polarisation oder Entgegensetzung zweier Urkräfte der einen Natur, und zweitens einer allgemei-

nen Parallelisirung aller natürlichen Dinge, je nachdem sie an den einen oder andern Pol oder in die bindende Mitte fallen. Drittens aber wird dieses System durch die Gradation charakterisirt, in welcher es die natürlichen Dinge an jenen Polen ablaufen läßt.

Der Grundsatz des ganzen Systems ist sehr einfach, wie es jede Wahrheit zu seyn pflegt, aber bequem und nachlässig ist sie nur denjenigen erschienen, welche von der ungeheuern Aufgabe, die noch darin liegt, keine Ahnung haben, und mit dem daraus entspringenden Parallelisiren ein blos witziges Spiel trieben, oder den Empirikern, welche vor Naturalienkabinetten und Experimenten nie zur Natur kommen können, wie die Philologen vor Büchern und Worten nicht zum Geist, die sich verachten würden, wenn der mühsame Fleiß ihres ganzen Lebens sich statt auf Folianten auf ein Kartenblatt schreiben ließe, und deren Ehrgeiz es ist, nicht das Schwierige leicht, sondern das Leichte schwierig zu machen.

So einfach der Grundsatz jenes Systems ist, so läßt es doch nach innen und nach außen noch eine unendliche Entwicklung zu. Die Einheit der Natur muß in ihrer ganzen Tiefe, der Gegensatz in seiner ganzen Schärfe verfolgt und auf die Thatsachen der Natur in ihrem ganzen Umfang angewendet werden. Tiefsinn, Scharfsinn, Combinationsvermögen auf der einen, Beobachtungsgabe, Fleiß und Erfahrung in der praktischen Naturerforschung auf der andern Seite

werden im höchsten Grade angespornt, eine Lehre weiter zu entwickeln, von der kaum etwas mehr, als eine erste Formel vorhanden ist. Daher hat Schelling's einfaches Wort die Geister der Nation nicht eingeschläfert und mit süßen spielenden Träumen ergötzt, gleich so manchem andern Philosophem, sondern zur lebendigsten Thätigkeit aufgeweckt, und es hat sich ihm aus den geistreichsten Männern der Nation eine Schule gebildet, wie sie noch kein Philosoph gefunden hat. Von dem Einfluß seiner Lehre auf das deutsche Leben überhaupt ist schon oben die Rede gewesen. Hier will ich nur noch Einiges von dem erwähnen, was seine Schüler im Sinn seines Systems für die Naturwissenschaft geleistet.

In der Richtung, die in die Tiefe der Natureinheit führt, haben Görres und Steffens die Lehre Schelling's weiter als dieser selbst geführt. In der scharfen und consequenten Durchführung des einfachen Gegensatzes, als eines solchen, hat Wagner das größte Verdienst errungen. Oken aber hat im weitesten Umfang die an dem Gegensatz ablaufenden Gradationen in der unendlichen Mannigfaltigkeit der Natur nachgewiesen. Gehn wir mehr aufs Einzelne, so offenbart sich erst in dem was geleistet ist, die unerschöpfliche Fülle dessen, was noch zu leisten übrig ist. Jeder Schüler Schelling's ist im Grunde nur von einer, oder doch nur von wenigen einzelnen Theilen der Naturwissenschaft ausgegangen, worin er hauptsächlich bewandert war, und hat von dort aus die

ganze Lehre beleuchtet. Steffens ging mehr von der Geognosie, Wagner von der Chemie, Görres von der Physiologie, Oken von der Anatomie, Schubert von der Psychologie aus. Nothwendigerweise kann auch nur immer eine Theilwissenschaft die andre erklären, aber die Vergleichungen aller sind noch lange nicht vollständig und genau ausgeführt worden.

Hat man einmal die Parallele zwischen Makrokosmus und Mikrokosmus geahndet, so ist der Vergleichung ein unermeßliches Feld eröffnet, und jede neue Entdeckung im Geist und Gemüth des Menschen fordert auf, das correspondirende Äquivalent in der Natur nachzuweisen, und umgekehrt. Darum ist die Lehre nie zu schließen, und wird unzulänglich bleiben, bis alles in der Natur wie im Geist erforscht ist, also so lange, als die Menschen Menschen bleiben, wenn auch die Formel des Parallelismus und die Regel jenes allgemeinen Gegensatzes in der Natur an sich unumstößlich ist. Wir würden wahrscheinlich gar keine Wahrheit haben, wenn jede in jeder Hinsicht ihre Anwendung erproben müßte. Hat der Mensch Anlagen zu allem, und vermag sie doch nicht alle und im höchsten Grade auszubilden, warum soll er nicht unbestreitbare Wahrheiten sich zu eigen machen können, die er doch nie im ganzen Umfang ihrer Anwendbarkeit nachweisen kann.

Die Mängel der neuern Naturphilosophie werden sich dahin bestimmen lassen. Ausgehend vom richtigsten und einfachsten Grundsatz findet sie doch in der

Natur selbst drei Gränzen, die sie niemals überschreiten, jenseits welcher sie ihren Grundsatz nicht mehr anwenden kann, wenn sie gleich wohl weiß, daß in diesem Jenseits noch die ganze Unendlichkeit hinter einem Schleier für uns verborgen ist. Wir kennen bereits diese Gränzen. Sodann wird der an sich richtige Grundsatz auch auf das, was in der Natur uns zugänglich ist, oft falsch oder mangelhaft angewendet, weil wir noch nicht genug empirische Kenntnisse besitzen, oder weil die menschliche Berechnung überhaupt dem Irrthum unterworfen ist. Es ist nicht uninteressant in dieser Hinsicht die neuesten naturphilosophischen Werke mit den ältern zu vergleichen, z. B. Steffens Anthropologie mit den frühern Werken andrer Philosophen, ja mit seinen eignen. Wie manches nahm damals eine ganz andre Stelle ein, als jetzt, wie viele neu entdeckte Mittelglieder haben das getrennt, was man verbunden wähnte, und das verbunden, worin man keine Verwandtschaft ahndete, z. B. das Zusammenfallen des magnetischen, elektrischen und galvanischen Prozesses. Neben den unverschuldeten Irrthümern haben aber einige Naturphilosophen auch Fehler offenbart, die ihrem Leichtsinn und ihrer Eitelkeit zugerechnet werden dürfen. Wie hätte man auch hier nicht faseln sollen, wo so reichlich Gelegenheit sich darbot. Die Naturphilosophie hat es mit der Religion gemein, daß sie das Tiefste und Heiligste, aber auch das Thörichtste im Menschen hervorzurufen vermag.

Die Empiriker und Philosophen haben sich wechselseitig und sehr zur Unehre der Wissenschaft aufs Bitterste angefeindet. Beide haben einander die gröbsten Irrthümer vorgeworfen, und nicht mit Unrecht. Blind heißt der Empiriker, ein Visionair der Philosoph. Jener sieht nichts, was er nicht mit Händen greifen kann, dieser glaubt zu greifen, was er nicht einmal sehen kann.

Der Empiriker begeht auf einem scheinbar sehr sichern Boden doch so grobe Fehler, als immer der Philosoph. Auch er muß oft erklären, was sich nicht gerade von selbst versteht, und für bekannte Erscheinungen die unbekannten Ursachen suchen. Dann steht er aber gewöhnlich hinter dem Philosophen weit zurück, weil es ihm gar nicht darauf ankommt, die eine Erscheinung im Zusammenhang mit allen andern zu begreifen, sondern weil er nur für den einen Fall nach der ersten besten Wahrscheinlichkeit greift. Man könnte ein ganzes Buch voll der albernsten Erklärungen solcher Empiriker sammeln, und es den Eulenspiegel der Naturforscher tituliren. Statt hunderten möge hier nur eine stehn, die aber sehr geeignet ist, das ganze Verfahren zu charakterisiren. Viele, fast alle und selbst sehr berühmte Empiriker erklären das Entstehn der Vegetation auf eben erst über das Meer erhobenen Coralleninseln oder überhaupt an Orten, wo sich kein Same dazu vorfindet, beständig dadurch, daß Winde oder Vögel, viele hundert Meilen weit den Samen dazu herbeigetragen hätten, und dies

scheint ihnen weit weniger wunderbar, als eine fortdauernde generatio aequivoca, welche die Philosophen behaupten. In dieser Weise suchen sie aber überall die gröbsten, augenfälligsten, mechanischen Ursachen, wenn sie auch bei den Haaren herbeigezerrt werden müssen, um nur ja keine dynamischen, unsichtbaren Ursachen gelten zu lassen, wenn sie auch noch so einfach vorliegen.

Der Empiriker muß auch zuweilen das Ganze der Natur überblicken, aber er stellt dann nur die Erscheinungen in Reih und Glied auf, nach ihren äußern Kennzeichen, ohne die eine heilige Naturkraft, die in allen waltet, erkennen zu wollen; oder er täuscht sich über die ungeheure Aufgabe, die dem menschlichen Forschungsgeist noch jenseits des Anschaubaren und Handfesten geboten ist, mit frommer kleinmüthiger Selbstbeschränkung und spricht von göttlichen Wundern. Schon Lichtenberg sagt: je weniger ein Naturforscher seine eigne Größe darthun kann, desto lauter preist er die Größe Gottes.

Immerhin aber ist die Naturerfahrung der Boden, auf dem auch die Naturphilosophie allein gedeihen kann. Die getreueste und zusammenhängendste Erfahrung hat unmittelbar zur Philosophie geführt, und die besten Philosophen sind der Natur treu geblieben, während nur die einseitige und grobe Empirie allem philosophischen Geist widersprochen und nur der Wahnsinn einiger Philosophen von aller Naturwahrheit sich entfernt hat.

Die großartige Naturansicht unsres Humboldt ist rein aus Erfahrung hervorgegangen, aber aus einer unermeßlichen Erfahrung, deren Boden der Erdkreis, nicht blos ein enges Studierzimmer gewesen ist; der zweite größte Empiriker unsrer Tage, der scharfsinnige Örsted ist mit seinen Entdeckungen den kühnsten Schlüssen der Philosophen vorangeeilt und um das Zusammenwirken einer gründlichen Empirie und Philosophie am augenfälligsten zu erkennen, dürfen wir nur an Oken denken. Wer mag behaupten, daß seine große zoologische Lehre mehr aus Erfahrung oder aus Speculation entsprungen sey?

Die Naturerfahrung hat sich nach allen Richtungen ausgebildet, und eben dadurch ist erst die Naturphilosophie möglich geworden. In allen einzelnen Naturreichen ist unermeßlich geforscht, entdeckt, gesammelt worden, und andre Nationen haben darin mit den Deutschen gewetteifert oder sind ihnen Muster gewesen. Von der großen europäischen Gelehrtenrepublik sind vorzugsweise nur die Naturforscher gleichsam als ein Ausschuß zurückgeblieben, und scheinen zu warten, bis sich die andern Fakultäten wieder mit ihnen vereinigen werden. Nur sie sind sich vertraut und verwandt geblieben in allen Ländern, darum haben sie aber auch für ihre Wissenschaft, stark durch den Verein, mehr geleistet, als für irgend eine andre Wissenschaft geleistet werden konnte. Man kann nicht sagen, daß in unsrem Zeitalter das eine oder andre Gebiet der Naturkunde mehr angebaut worden

wäre, alle haben unzählige und die besten Bearbeiter gefunden. Nicht allein diejenigen Theile der Naturwissenschaft, welche schon von den Alten und vom Mittelalter gepflegt wurden, sind geläutert, erweitert und von hundert und aber hundert scharfsinnigen Entdeckern und fleißigen Sammlern ins Unendliche bereichert und vervollkommnet worden, sondern man hat auch durch ganz neue Entdeckungen ganz neue Wissenschaften begründet, wie z. B. die vom Magnetismus.

Sucht man indeß nach etwas Charakteristischem, was die Naturforschung unsrer Zeit besonders auszeichnet, so wird man es wohl in folgenden drei Momenten finden. Zuerst in dem philosophischen Charakter, dem sich die Naturkunde je länger je weniger entziehen kann, in der Beziehung, in welche je eine Seite der Naturwissenschaft zu der andern tritt, und in der Zurückführung aller einzelnen Forschungen auf die Entdeckung eines einigen letzten Naturgesetzes. Sodann ist nicht zu verkennen, daß die Anthropologie unter allen übrigen Naturwissenschaften diejenige ist, die jetzt im Gegensatz gegen frühere Zeiten als die vorherrschende betrachtet werden darf, und unser Zeitalter deßfalls charakterisirt. Die frühere Naturforschung ging mehr darauf aus, die äußre Welt, den Kosmos zu studiren, als den Menschen, den Mikrokosmos. Die Alten wußten viel von Astronomie, auch von der Kunde der Elemente, Metalle, Pflanzen und Thiere, doch wenig von Anatomie und noch we-

niger von Physiologie und Psychologie. Wie sich nun überhaupt der Mensch allmählig immer freier und selbständiger von der ihn umgebenden Natur abgelöst hat, und während er sonst alles auf ein Äußeres, auf Gott, die Natur, den Staat, das Volk bezog, so jetzt alles auf sich bezieht, hat auch die Naturwissenschaft dem allgemeinen Zuge folgen müssen und ist mehr im Innern des Menschen eingekehrt. Endlich verdient es Beachtung, daß wir auch allmählich angefangen haben, die Natur als ein Gewordenes, in ihrer Entwicklung in der Zeit zu studiren, während sie bisher fast immer nur als ein Gegebenes im Raum in ihrer gegenwärtigen Erscheinung aufgefaßt worden war. In Frankreich hat Cuvier, unter den Deutschen vorzüglich Werner und Steffens dieses Feld der Untersuchung eröffnet und geläutert, und ihre Forschungen über die Urzeit und über die frühern Revolutionen der Erde, begründet auf allgemeine Naturerfahrungen und Gesetze, haben das völlig leere oder nur mit mythischen Hypothesen beschriebene Blatt vor dem Buch der Natur auszufüllen versucht.

Übrigens wird nicht nur zwischen Philosophen und Empirikern, sondern auch unter den Empirikern selbst unendlich viel gestritten. Beinah in jedem untergeordneten Gebiet der Naturwissenschaften gibt es entgegengesetzte Ansichten. Man kann indeß diese Streitigkeiten kaum unter den charakteristischen Erscheinungen unsrer Zeit anführen, da man über die Natur

von jeher gestritten hat. Der Streit ist fruchtbar, da er wissenschaftlichen Wetteifer hervorruft, und er führt nothwendig immer zuletzt zur Naturphilosophie. Die Art, wie die Naturforscher zanken, ist aber nicht immer erbaulich. Sie haben darin etwas mit den Tonkünstlern gemein, die auch ganz bitterböse werden können, und doch sind sie beide an eine so unschuldige und heitre Welt gewiesen.

Die Polemik ist ein giftiges Unkraut in den Schriften der Naturforscher. Diese Schriften haben aber noch manches andre, was gerechten Tadel verdient. In einigen finden wir einen gehässigen Materialismus gepredigt, der schielende bösartige Blicke auf alles sogenannte Wunderbare wirft, und uns allen mystischen Zauber der Natur in baare nackte Prosa auflösen möchte. In andern wird dagegen der Name Gottes gemißbraucht, und der triviale Gedanke, daß Gott in Sonnen und auch im kleinsten Wurme sich offenbare, bis zum Ekel wiederholt. Besonders geschieht dies in den populären Schriften, die überhaupt besser abgefaßt seyn könnten. Oken's Naturgeschichte steht einsam unter einer Sündfluth der fadesten Schulbücher, welche der Jugend den gesunden Blick in die Natur verwirren und den Geschmack daran verleiden. —

Da die Deutschen als ein Binnenvolk auf sich selbst beschränkt sind, so haben sie in der Erdkunde das nicht leisten können, was die Franzosen und Engländer. Sie reisten nicht in andre Welttheile und

eroberten sie nicht. Die geographische Kenntniß derselben kam ihnen also nur von den Fremden zu. Indeß haben sie sich doch in der neuesten Zeit auch in der Geographie außerordentlich ausgezeichnet und kein Geograph in der Welt kommt unsrem Ritter gleich, und die jüngst erschienene Berghausische Charte von Afrika übertrifft an Kunst alles, was in diesem Fach bisher geleistet worden, England nicht ausgenommen. Es scheint aber, daß auch hier wieder, wie in allen Sachen der Deutschen, neben dem Besten das Schlechteste sich befindet, denn so elende Chartenfabriken, als in Deutschland, kann man auch wohl nirgend finden.

Die Geographie hat es mit einer doppelten Kenntniß der Erde zu thun. Sie betrachtet die Erde in ihrem ursprünglichen, natürlichen und bleibenden Zustand, oder in dem wechselnden Zustand, dem sie in Bezug auf die Völker und Staaten unterworfen ist. Von Rechtswegen ist jetzt die erste Betrachtungsart in das ihr gebührende Recht eingesetzt worden. Die physische Geographie ist jeder andern übergeordnet. Sie greift mit der Kenntniß aller Naturreiche unmittelbar zusammen, da alle diese von der Lage der Zonen und wieder der Continente, Gebirge, Ströme und Meere abhängen. In dieser Weise ist die Geographie einer der wichtigsten Theile der Naturwissenschaft geworden und dient nicht mehr blos der Statistik und Politik, wie früher. Doch hat auch die physische Geographie ihre beßre Ausbildung vorzüg-

lich dem Bedürfniß der nautischen und militairischen Terrainkunde zu danken. Manche Kenntnisse dieser Art, welche bisher von den Kriegs- und See-Ministerien als strenges Geheimniß bewahrt wurden, werden jetzt gemein gemacht und die bekannte Hertha theilt seit kurzem viele dieser Schätze mit. Die statistisch-politische Geographie ist für den Hausbedarf der Staaten natürlich von der größten Wichtigkeit und vorzugsweise fleißig ausgebildet worden. Am wenigsten hat für die historische oder alte Geographie geschehen können, weil sie das wenigste Interesse auf sich zog, doch hat Ritter auch hier eine schöne Bahn gebrochen. In Betreff der geographischen Schulbücher muß ich mir wieder eine tadelnde Bemerkung erlauben. Sie sind in der Regel doch gar zu geistlos. Was soll doch die liebe Jugend mit den Quadratmeilen und mit der Einwohnerzahl anfangen, und mit den tausenderlei statistischen Notizen, die sich so schwer in ein Buch zusammenordnen lassen, und niemals in einen Kopf?

Auch an Reisebeschreibungen sind wir nicht so arm, als unsre von der großen Heerstraße der Welt so isolirte Lage voraussetzen läßt. Im Dienst fremder Staaten oder der eignen haben deutsche Männer die ganze Welt bereist und ihre Nachrichten in deutscher Sprache niedergeschrieben. So früher Martin Behaim, Olearius, später die allen Nationen achtungswürdigen Reisenden Niebuhr, die beiden Forster, Humbold, Krusenstern, Klaproth, der Prinz von

Neuwiedt rc. An Reisen in alle Gegenden Europas und unsers Deutschlands selbst sind wir aber überreich. Nur müssen wir bekennen, daß die Mehrzahl dieser Reisebeschreibungen etwas abgeschmackt ist. Der systematische Deutsche hat auch die fremden Merkwürdigkeiten unter ein gewisses System gebracht, und einen orbis pictus davon angefertigt, den alle neuen Reisenden immer wieder von vorn durchblättern, wie Kinder. Doch haben in der neuesten Zeit theils Wißbegier in allen möglichen Fächern, theils die Lust am Neuen eine große Menge Reisende für die verschiedensten Zwecke auf bisher weniger betretne Wege geführt.

Die Medicin erfreut sich einer unermeßlichen Literatur, die sich leider noch in keine Bibel hat zusammenziehn lassen. Confessionen, Sekten zählt sie genug, und wie sich die theologischen am Ende doch im Glauben vereinigen, so vereinigen sich die medicinischen höchstens im Unglauben. Nirgends herrscht so viel Verwirruug und Widerspruch unter den entgegengesetzten Parteien, nirgends so viel Unsicherheit in jeder Partei selbst. Wie sich die Vernunft zur Noth berechnen läßt, die Dummheit aber nie, so läßt der gesunde Zustand des Körpers, aber nicht der kranke sich berechnen. Dies ist die gefährliche Klippe, woran das consequenteste System und die längste Erfahrung noch immer gescheitert sind.

Der Mensch hat die Natur von außen in ihren unermeßlichen Räumen und Massen bezwungen, nur

in sich selbst vermag er die dunkle Gewalt nicht zu meistern, und je mehr man draußen die wilden Kräfte bezähmt, desto zorniger scheinen sie in dem innern Schlupfwinkel rege zu werden. Kaum läßt die Ironie der Natur sich verkennen, die uns mit der Beute der ausgeplünderten Tropenländer, und mit jener rastlosen Arbeit, die über und unter der Erde wühlt und gräbt, löst und bindet, trotzend gegen jedes Element und gegen Gift und Tod, um dem grollenden Naturgeist den verborgnen Schatz abzuzwingen, jenes Heer von Krankheiten gesendet hat, das dem alten Fluche gleich, der den Hort der Niebelungen verfolgt, den Besitzer alles Reichthums durch den Besitz selbst zu verderben droht. Die Europäer waren viel gesünder, als sie noch ärmer und auf den Genuß der Produkte beschränkt waren, die ihnen die Natur auf ihrem eignen Boden freiwillig darbot. Welches indeß auch die Ursachen der jetzt so allgemein gewordnen Krankheiten seyen, wie viel dazu die sitzende Lebensart so vieler Millionen und die Lüderlichkeit beigetragen haben mag, genug, die Thatsache selbst läßt sich nicht verkennen. Es herrschen jetzt bei weitem mehr Krankheiten, als früher. Der Arzt ist in unsrer Zeit unentbehrlicher geworden, als es der Priester im Mittelalter war.

Gegen diesen übermächtigen Feind haben sich nun die Menschen aufgemacht, und lange Schlachtlinien gebildet, doch ist keine Einigkeit unter den Führern, und die Waffen fehlen oder der Feind weiß sich un-

sichtbar zu machen und zu verstellen. Der Proteus Krankheit entschlüpft immer wieder. Man weiß, daß man die Natur nur durch sich selbst bezwingen kann. Wohlthätig hat sie jedem Gift ein Gegengift gegeben. Aber es ist schwer, in der unendlichen Tiefe des Organismus die wahre Ursache, Stelle und Eigenheit einer Krankheit, noch schwerer, im unendlichen Umkreis der Natur das einzige Mittel dagegen zu entdecken. Zwei Wege führen dazu, Theorie und Empirie. Die Medicin folgt dem Gange der allgemeinen Naturkenntniß. Die Erfahrung ist immer das, wovon man ausgeht, die Theorie das, wohin man gelangt. Eine Menge von Erfahrungen reihen sich von selbst in ein System, und der speculirende Verstand weiß nach der Analogie das Bekannte, das Unbekannte zu enträthseln. Hier ist aber das Gebiet der Erfahrung unermeßlich und die Thatsachen täuschen, indem sie sich den Sinnen entziehn und unendliche Modificationen erleiden. Kennt man aber auch die Natur einer Krankheit, so ist es noch um die Hauptsache, um das Mittel der Heilung zu thun. Die guten alten Hausmittel, durch eine lange Tradition bewahrt, haben nicht mehr ausgereicht. Man versuchte nachher auf allerlei Weise, und scharfsinnige Combinationen oder das gute Glück führten auf neue Mittel. Man verdankte die wichtigsten medicinischen Entdeckungen Zufällen. Zuletzt wurden die Theorien und Methoden Mode, welche theils aus der Combination der Erfahrungen von selbst hervorgingen, theils

aus der Naturphilosophie entlehnt wurden. Im Allgemeinen hat nur die Chirurgie gleichen Schritt mit der Anatomie gehalten, und ist, weil sie den äußerlichsten, materiellsten Theil der Heilkunde umfaßt, am glücklichsten ausgebildet worden; die Kenntniß der innern Krankheiten aber ist, wie die Physiologie und Psychologie, noch weit zurück und voll Widersprüche. Dort behauptet sich die Erfahrung unerschütterlich, hier herrschen vorzüglich Theorien, schwankend aber und wechselnd. Die Pharmacie endlich laborirt sehr am Materialismus. Man kann sich noch immer nicht gehörig von den groben sinnlichen Heilmitteln losreißen, und die Curen vermittelst der Stoffe herrschen noch über die sympathetischen. Das Mangelhafte dieser Wissenschaft läßt sich besonders darin erkennen, daß sie im ganzen Umfange der Natur nur gewisse Heilmittel zu finden weiß, nicht alle Dinge in der Natur in der medicinischen Eigenschaft erkennt, die ihnen so gewiß zukommt, als eine mathematische, mechanische, chemische Eigenschaft.

Übrigens verfehlt es die medicinische Wissenschaft eben darin, worin es die juridische verfehlt. Sie kämpft nur gegen den Schaden, wenn er da ist, ohne ihn mit der Wurzel in seinem Ursprung auszurotten, ohne der Entstehung desselben vorzubeugen. Man lebt in den Tag hinein, wie man mag, und wird man krank, dann soll der Arzt helfen. Gerade so handelt man als Glied der bürgerlichen Gesellschaft unbekümmert fort, und geschieht etwas Unrechtes, so

sollen die Juristen den Schaden zuflicken oder bestrafen. Man kennt nur eine Krankheitslehre, keine Gesundheitslehre, so wie man nur das Unrecht zu strafen, nicht das Recht zu befördern weiß. Dadurch sieht sich in beiden Fällen das Volk unbedingt an eine Kaste gewiesen, von der es berathen und beherrscht wird, ohne sich selber rathen und helfen zu können. Man hat dem Volk zwar auch populäre Vorschriften für die Gesundheit in die Hand gegeben, dem Bauer das Noth- und Hülfsbüchlein, dem Vornehmern Hufeland's Kunst, lange oder vielmehr, wie Steffens sagt, langweilig zu leben; im Ganzen haben aber die gutgemeinten Bücher nichts gefruchtet.

Die mathematischen und mechanischen Wissenschaften sind in Deutschland nicht so vorherrschend wie in England, doch auch verhältnißmäßig ausgebildet worden. Im entschiednen Contrast mit der Medicin ist die Mathematik durchaus lichthell und klar, sie stellt die Tagseite der Naturwissenschaften dar, wie die Medicin die Nachtseite. Doch hat man auch in sie Dunkelheit hineingetragen durch eine ungeschickte, pedantische Behandlung. Man hat häufig, namentlich in Lehrbüchern, die Regeln auf das unförmlichste auf einander gehäuft, den Überblick und Zusammenhang erschwert und das Gedächtniß der Schüler übermäßig mit Einzelheiten angestrengt, die in einer lichtvollen und übersichtlichen Anordnung sehr leicht zu behalten wären. Selbst die klarste unter den Wissenschaften hat in unsystematischen Köpfen

etwas Dunkles angenommen. Auch hier hat man bestimmte Regeln summirt, statt einen Begriff und Satz aus dem andern zu entwickeln. Indeß hat eben auch hier, wie überall, das Entdecken und Sammeln dem Ordnen und Wählen vorhergehn müssen.

In der Mechanik stehn wir, wie alle übrigen Völker, den Engländern nach, doch haben auch bei uns geniale Köpfe sehr sinnreiche und wichtige Erfindungen gemacht, und wir lernen von den Fremden, was wir nicht selbst ersinnen. Die Mechanik dient dem Nutzen so ausschließlich, daß der Geschmack nicht einmal in der Baukunst den ihm gebührenden Antheil geltend machen kann. Unsre Baukunst bringt durchaus keine Werke hervor, die mit den alten in Absicht auf Geschmack wetteifern könnten, und wenn wir auch den antiken oder gothischen Geschmack nachahmen, so sind dies vereinzelte Versuche, die gewöhnlich zum Ganzen unsrer übrigen Bauweise nicht passen. Wir sehn griechische Rundels und gothische Spitzen mitten unter unsern gemeinen viereckigen Häusern, und die barocke Mischung des Geschmacks hebt den Totaleindruck auf. Selbst der materielle Theil der Baukunst ist vernachlässigt. Jene große kunstfertige Gilde der Maurer und Steinmetzen ist verschwunden, und die neuern Handwerker besitzen nicht mehr die Arkana, vermittelst welcher jene Alten die dauerhaftesten Werke gründeten.

In den militärischen Wissenschaften ist, vorzüglich seit Napoleons Kriegsherrschaft auch in Deutsch-

land unermeßlich viel geleistet worden. Gegen das altpreußische System erhoben unter uns zuerst Bülow und Bärenhorst die Stimme, doch wurden sie so lange verkannt, bis die Erfahrung selber einstimmte. Unter allen größern Armeen der deutschen Bundesstaaten haben sich seitdem geistvolle Offiziere gefunden, welche die Kriegswissenschaft nach allen ihren Richtungen theoretisch und praktisch gelehrt und dabei die Muster der Fremden, namentlich der Franzosen, zu Rathe gezogen haben. Napoleon hat dieser Wissenschaft in jeder Hinsicht den Schwung gegeben. Seine Thaten, wie seine Fehler sind das offene Lehrbuch der Kriegskunde geworden und man orientirt sich darin über alle ihre Zweige von der Garnison bis zum Schlachtfeld und vom Gemeinen bis zum Feldherrn. Über die Uniformirung, die Waffen und das Exerzitium ist nicht weniger geschrieben worden, als über die höhere Taktik und Strategik. Man streitet darüber. Man findet den gemeinen Soldaten noch immer nicht gänzlich von der überflüssigen und schädlichen Quängelei des Kamaschendienstes befreit. Man schlägt Verbesserungen in der Bewaffnung vor und sucht dem Princip der Landwehr und der allgemeinen Volksbewaffnung ein Übergewicht zu geben. Dieses Princip spielt überhaupt eine bedeutende Rolle auch in der höhern Kriegskunde. Noch hat es sich mit dem Princip der stehenden Heere nicht völlig ausgeglichen. Praktisch ist ein Mittelzustand eingetreten, der aus dem Verfolg

der letzten Kriege hervorgegangen ist. Die Völker haben sich unter die Soldaten mischen müssen, der Volkskrieg hat den Soldatenkrieg entscheiden helfen. Jetzt wird in militärischer Hinsicht dieselbe Frage aufgeworfen, welche die Politiker so emsig beschäftigt, ob das Volkselement seinen Einfluß behaupten und erweitern dürfe? In Büchern wird diese Frage mehr bejaht, im Leben selbst mehr verneint. Es herrscht Frieden, und im Frieden, besonders in monarchischen Staaten, muß nothwendig das stehende Heerwesen ein Übergewicht bekommen. Erst in nenen allgemeinen Kriegen kann die Volksbewaffnung wieder ihre Nothwendigkeit praktisch geltend machen. Auch diese Frage kann, wie so manche andre, nur von der Zukunft beantwortet werden.

Die technischen Wissenschaften, die der Industrie und Ökonomie dienen, haben seit kaum fünfzig Jahren eine unübersehbare Literatur geschaffen, zum Beweis, wie sehr man auf den Nutzen und äußern Wohlstand bedacht ist. Man sehe jeden Meßkatalog an, hundert und aber hundert Bücher handeln von Landbau, Viehzucht, Haushalt und Fabrikation aller Art. So lange die Deutschen noch mehr im Gemüth lebten, also im ganzen Mittelalter bis zum Ausgang der Reformation, herrschte das theokratische System. Seitdem der Verstand herrschend geworden ist, ist an die Stelle jenes frühern das physiokratische System getreten. Damals lebte man in Gott, und Weltentsagung war das Höchste, wornach man strebte. Jetzt

umklammert man mit allen Sinnen die Natur, und Weltgenuß ist das Höchste geworden. Der Verstand hat es sich zur dringendsten Aufgabe gemacht, dem Sinnengenuß, darum auch dem physischen Wohlstande zu dienen. Allen Scharfsinn und alles Combinationsvermögen wenden wir auf, die Natur zu benutzen, ihr die Schätze und Genüsse abzuzwingen, die uns erfreuen sollen. Dieses Streben ist natürlich und löblich, wenn über den irdischen Gütern die höhern des Geistes nicht gänzlich verabsäumt werden.

Melioration ist die Absicht der Physiokraten. Sie wollen die Zeugungskraft der Natur verstärken und veredeln, ihre Produkte vermehren und verfeinern. Die Aufgabe ist doppelt. Man nöthigt der Natur theils ihre einfachen Produkte ab, theils veredelt man sie durch künstliches Verarbeiten. Landbau, im weitesten Sinn des Wortes, und Fabrikation sind die beiden Hauptzweige der Industrie. In beiden hat die Intelligenz Wunder gethan. Die Erziehungskunst der Erde hat reichere Früchte getragen, als die der Menschen. Der Boden, die Pflanzen- und Thierwelt haben der Veredlung sich willig und dankbar gefügt. Des Menschen Anstrengung und Kunst strebt die rauhe Erde, die Adam zuerst bestellte, wieder in ein Paradies umzuschaffen. Auf der Stätte, wo Sumpf und Wüsten waren, erheben sich blühende Gärten, mit fremden und edlen Früchten und Thieren angefüllt. Landbau und Viehzucht haben die Natur erzogen und gebildet, ihre Kräfte bis zum höch-

sten Grad entwickelt und ihr auch da, wo sie schwach und arm erschien, durch Inoculation den fremden Segen mitgetheilt. Durch Verpflanzen, Pfropfen und Vermischen ist die Vegetation wie die Thierwelt in unsern rauhen Gegenden bereichert und verfeinert worden; so wie gleichzeitig der Mensch durch die Aufnahme fremder Geistesprodukte gebildet wurde. Wie aber unser eignes geistiges Schaffen und Wirken umfassender und wichtiger ist, als jener fremde Unterricht, so ist auch in materieller Hinsicht die Fabrikation, die künstliche Verarbeitung der Naturerzeugnisse das wichtigste. Die Naturprodukte erhalten ihren höhern Werth erst durch den Gebrauch, den man davon zu machen weiß. Hier entsteht durch die Kunst eine zweite Natur zum nähern, feinern, zum mehr geistigen Dienst des Menschen. Durch die Fabrikate werden uns nicht nur Genüsse verschafft, die uns die Natur unmittelbar nicht darbieten kann, sondern die menschliche Kraft und Einsicht wird dadurch auch auf unendliche Weise verstärkt, und somit zugleich die Vervollkommnung des Geschlechts befördert. Ohne jene Fabrikate, die dem Geist nach allen Richtungen seiner Thätigkeit Werkzeuge leihen, würde die Cultur stets unvollkommen bleiben. Ohne sie wäre die Wissenschaft und Kunst in ihren herrlichsten Erscheinungen ganz unmöglich. Wir brauchen zu unsern Erkenntnissen und Kunstwerken theils Instrumente, theils künstlich bereitete Stoffe, ohne welche wir nichts ausrichten können. Nicht nur der Genuß des Lebens, auch die Bildung

und Veredlung des Geistes hängt von jener materiellen Cultur ab. Die so hoch gesteigerte und alles umfassende Pflege derselben in unsern Tagen ist also unser größter Ruhm und Gewinn.

An diese materielle Cultur schließt sich unmittelbar der Handel an, indem er den Umtrieb und Austausch der gewonnenen Natur- und Kunstprodukte bezweckt. Wie alles besprochen und beschrieben wird, so hat auch der Handel eine Literatur gefunden. Er ist in ein wissenschaftliches System gebracht und zugleich in seinen historischen Erscheinungen gewürdigt worden. Das meiste hat man jedoch über seine Mängel, Hemmungen und nothwendigen Verbesserungen geschrieben.

Ursprünglich beruht der Handel in einem bloßen Austausch der Produkte, die ein Land im Überfluß erzeugte, und andern Ländern, welche daran Mangel litten, mittheilte. Daran knüpfte sich sodann die Gewinnsucht, indem ein Land theils seine Produkte höher schätzte, als die es dagegen eintauschte, theils sich mit Gewalt ein Monopol der Production und Ausfuhr verschaffte, theils bei seinen Abnehmern ein steigendes Bedürfniß nach seinen Produkten künstlich erzeugte. In dieser Handelspolitik waren schon die Phönizier sehr gewandt, jetzt sind es die Engländer. Endlich verlor man den ursprünglichen Zweck des Handels gänzlich aus den Augen und machte den reinen Gewinn dergestalt zur Hauptsache, daß der Handel ein bloßes Glückspiel der Individuen wurde.

Nunmehr wurde der Begriff eines Handelsartikels von den Gegenständen des Bedürfnisses, die ein Land entbehrte, das andre im Überfluß besaß, auf alle mögliche Gegenstände ausgedehnt. Alles wurde überflüssig, sobald der Verkauf desselben einen Vortheil brachte, und alles wurde Bedürfniß, dessen Ankauf denselben Vortheil gewährte. Die Kunst bestand jetzt nur noch darin, alles Vermögen beweglich zu machen, es zur Waare zu stempeln, den Vertrieb derselben zu befördern. Das Mittel dazu war das Geld, worein man jeden andern Besitz verwandeln konnte. Durch Geld wurde jeder Besitz veräußerlich, zum Austausch geschickt, beweglich, zugleich aber trat an die Stelle seines natürlichen und dauernden Werthes ein künstlicher und wechselnder, und auf dieses Steigen und Fallen des Werthes wurden die Speculationen des Kaufes und Verkaufes berechnet. Um das Handelssystem zu vollenden, bedurfte es nur noch eines Schrittes, und man that ihn, indem man den Credit die weiteste Ausdehnung gab. Nachdem man alle nur erdenklichen physischen und sogar geistigen Güter zu Waare gemacht und in ein baares Vermögen verwandelt hatte, durfte man dieses baare Vermögen nur noch durch ein künstliches ins Unendliche vermehren, um dem Handelsverkehr den größtmöglichen Umfang und die größtmögliche Schnelligkeit zu geben. Mit dem geborgten Vermögen konnte man die ungeheuersten Speculationen machen, und mit hundertfach verstärkten Mitteln den hundertfachen Gewinn errei-

chen. Zugleich aber wurde durch das System der Interessen den Verleihern im Gelde selbst ein neuer sicherer Handelsartikel eröffnet, der ins Große getrieben, im System der Staatsanleihen wieder jeden andern Handel verdunkelt. Der Triumph des modernen Handels wurde darin erreicht, daß man mit geborgtem Vermögen wieder durch Ausleihen gewann, und aus Nichts Etwas machte.

Der ursprüngliche und natürliche Produktenhandel leidet natürlich unter diesem Geldhandel ausnehmend, indem der durch ihn redlich gewonnene Gewinn sogleich wieder in jenem zweiten höhern Handel zur Waare und einem neuen Risico ausgesetzt wird. Hundertmal verrinnt im Geldhandel wieder, was durch den Produktenhandel gewonnen war, und jener zehrt beständig von diesem, wie alles künstliche Vermögen vom natürlichen, aller Scheinwerth vom wahren Werthe zehrt. So viel die Geldspeculanten aus dem Nichts, womit sie anfangen, gewinnen, so viel wird den ursprünglichen Besitzern von ihrem Etwas entzogen. Ein reicher Geldhändler macht zehn und hundert arme Waarenhändler. Der Produktenhandel leidet in Deutschland auch noch durch andre Beschränkungen. Wir Deutsche produciren theils selbst, theils sind wir durch unsre Lage in der Mitte von Europa zu einem sehr einträglichen Transitohandel berufen. Aber gerade dieser verhältnißmäßig geringe Vortheil, dessen wir uns im Vergleich mit den Seestaaten zu erfreuen haben, wird uns verkümmert durch die Han-

delssperren mitten in unsrem Binnenlande. Der große Vortheil des Volks wird dem kleinen des Fiscus aufgeopfert.

Die moralische Wirkung des physiokratischen und des Handels-Systems ist unermeßlich und bezeichnet den Charakter des jetzt lebenden Geschlechts mehr als alles andre. Das ganze Dichten und Trachten einer unzählbaren Mehrheit der Menschen läuft auf physischen Genuß, oder auch nur auf den Erwerb der dazu erforderlichen Mittel hinaus. Alles will durch Industrie oder Handel Geld erwerben, um zu genießen, oder gar nur, um zu haben, denn gemeine Seelen verwechseln nur zu oft den bloßen Reichthum mit dem Genuß, den sie sich dadurch verschaffen könnten. Wenn allerdings der Reichthum jedes Schöne und Große zu unterstützen geeignet ist, so dient er doch nur als Mittel. Wenn er aber nur dient, den gemeinen Genüssen und Lüsten zu fröhnen, oder gar zum Zweck erhoben wird, ist er durchaus verderblich. Der jetzt herrschende Luxus und die Genußsucht, die sich fast aller Stände bemächtigt hat, ist ein geringeres Übel, als die Habgier. Diese ist ganz gemein und schändlich, und verderbt die Menschen von Grund aus. Verschwenderisch und luxuriös waren die Menschen von jeher, sobald sie etwas hatten, aber so habgierig und wucherisch sind sie noch nie gewesen, als jetzt. Nicht das Genießen ist jetzt die Hauptsache, sondern nur das Erwerben. Über dem Eifer, zum Besitz zu gelangen, vergißt man ganz den Genuß.

Daher ist nichts so ingeniös, als die Erwerbsarten in unsrer Zeit, und nichts abgeschmackter und nichtswürdiger, als die Weise, des Erworbenen sich zu erfreuen, die Vergnügungen des Reichthums. Die Anstrengung, den Fleiß, das Genie der Erwerbenden müssen wir bewundern, den Gebrauch, den sie vom Erworbenen machen, müssen wir meistens nur belächeln. Übrigens hat dies zum Theil seinen Grund in dem Umstande, daß wirklich die meisten Menschen mehr erwerben, um dem Übel der Armuth zu entgehn, als um das Glück des Reichthums zu genießen. Ihr Streben ist mehr negativ gegen die Armuth, als positiv für den Reichthum berechnet. Es sind verhältnißmäßig nur wenige, die wirklich zum Genuß gelangen, die meisten müssen sich nur des Mangels erwehren, daher ist die Arbeit wichtiger und interessanter, als der Erfolg.

Daß aber alles menschliche Treiben jetzt auf Erwerb ausgeht, ausgehen muß, ist gewiß im Vergleich mit frühern Zeiten eine sehr traurige Eigenthümlichkeit der unsern. Man kann einmal nicht leben ohne Geld, man muß zu erwerben suchen, um nicht unterzugehn; man muß ein Mehr zu gewinnen suchen, weil ein Weniger leicht mit dem bürgerlichen Tode droht. Darum wird von früh auf schon den Kindern eingeprägt, daß sie in dieser Welt nur dazu berufen sind, ihr Unterkommen zu suchen, den Erwerb als das höchste Lebensziel zu betrachten. Schon die Erziehung drückt ihnen den Stempel eines Lastthieres

auf, das sein Brod verdienen muß. Das Schlimmste ist, daß jedes Mittel geheiligt erscheint, sobald es dem Zweck des Erwerbs dient. Nur das Criminalgesetz enthält die Ausnahmen von der Regel; Ausnahmen, welche die Moral zu machen hätte, werden selten beachtet. Die Erwerbsucht rottet das heiligste Gefühl im Herzen aus und die meisten Ehen werden nur wie ein Handel abgeschlossen. Man frägt nach dem Gelde, nicht nach dem Liebreiz und der Tugend der Braut. Die Menschenliebe und Ehrlichkeit leiden am meisten bei diesem Jagen nach Gelde. Man ruinirt den Nebenmenschen, um selbst zu gewinnen, man betrügt auf gesetzlichem Wege, und begeht eine Menge ganz unscheinbarer, aber nicht minder schlimmer Mordthaten durch geschickte Verdrängung der Concurrenten. Selbst die Gefühle der Ehre, des Patriotismus und der Frömmigkeit werden vergiftet durch die Rücksicht auf das Geld. Nicht das gemeine und alte Übel der Bestechung kommt hier in Frage, sondern ein ganz neues allgemein verbreitetes und weit gefährlicheres Übel. Fast alle Staatsdiener, sogar die Priester machen sich ihre Besoldung zum Hauptaugenmerk. Ja die Staaten selbst müssen erwerben und Handel treiben, weil sie ohne Geld nicht mehr existiren können. Dadurch ist das Privatleben wie das öffentliche von Grund aus umgestaltet worden.

Früher achtete man den Menschen, jetzt nur noch das Geld. Die Gewalt selbst borgt ihre Mittel nur noch vom Gelde, und um die heiligste Autorität steht

es schlecht, wenn sie kein Geld hat. Aller Glauben und Aberglauben, auf welchen in frühern Zeiten die Macht, Würde und Legitimität beruhten, ist jetzt in den einzigen an das Geld zusammengeschmolzen. Der reichste Staat ist der ligitimste und der reichste Privatmann der nobelste. Das Geld duldet keinen andern Unterschied, als den seiner Besitzer. Es entwaffnet jede andere Macht, überstrahlt jeden andern Glanz. Darum hat es aber auch jenes Phantom der Ideologen, die allgemeine Gleichheit, wirklich ins praktische Leben eingeführt, so weit dies möglich ist. Geld ist der Schlüssel zu allem, und jeder Mensch kann ihn finden. Die Gleichheit des Geldreichthums oder des Geldmangels hat alle Stände gemischt. Der reiche Jude wird baronisirt, der arme Baron wird ein Kornjude, ja es gibt Fürsten, die von Pensionen leben, und Juden, die sie bezahlen.

Kunst.

So weit wir die Geschichte unsers Volkes verfolgen können, geht durch dasselbe ein tief poetischer Zug. In der ältern Zeit war das Leben selbst schöner, in der neuern hat die Poesie sich aus dem Leben in den betrachtenden und bildenden Geist geflüchtet und ihre Wunder in einer Kunstwelt offenbart, die über dem Leben steht. Nie ist die Schönheit völlig von uns gewichen, sie war ein Erbtheil der Natur, das uns unveräußerlich zugeeignet worden. Wir sprachen sie ursprünglich in Thaten aus, später im Glauben, zuletzt in der Betrachtung. Allen Denkmalen unsrer Kunst liegt ein tief poetischer Sinn des Volks zu Grunde, der sich gerade da am innigsten ins Leben selber verliert, wo uns die Denkmale fehlen. Diese sind daher nur ein schwacher Abdruck der das Volk durchdringenden Poesie, und sie erscheinen immer dürftiger, je weiter wir in der Geschichte zurückgehn, weil in demselben Maaße das Schöne mehr dem Leben selbst angehörte und mit ihm

unterging. Was wir Herrliches von dem reinen sinnigen Familienleben, von der Heldenkunst und Heldenpoesie der Germanen vernehmen, ist mit ihnen selbst von der Zeit verschlungen worden. Erst das Mittelalter hinterließ uns unsterbliche Denkmäler der Kunst, weil in ihm die Poesie aus dem Leben schon in die Beschaulichkeit überging, doch war es vorzüglich die bildende Kunst, der die Deutschen damals sich ergaben, weil sie die ersten gewaltigen Züge der innern poetischen Welt in der riesenhaften und ewigen Steinschrift der Natur entwerfen mußten. Die neueste Zeit ist von diesen einfachen Zügen abgewichen, wie immer mehr die Betrachtung zu dem Mannigfaltigen und Widersprechenden sich fortgerissen sah und der unermeßlichen gährenden Geisterwelt konnten nur noch die redenden Künste dienen, die den kühnsten und verwickelsten Labyrinthen des Gedankens und der Phantasie zu folgen im Stande sind.

Darum herrscht die Dichtkunst jetzt vor allen andern Künsten, und ihre Trägerin wird mit der Sprache die Literatur. Schöne Kunst und schöne Literatur oder Belletristik ist daher beinahe gleichbedeutend geworden. Ehe wir aber die Dichtkunst betrachten, wollen wir einen Augenblick bei der ziemlich dürftigen Literatur verweilen, welche das Schöne und die Kunst im Allgemeinen und die übrigen Künste, außer der Dichtkunst, behandelt.

Die Ästhetik oder Wissenschaft vom Schönen hat die Deutschen auf doppelte Weise immer mehr

interessiren müssen, theils in rein philosophischer Hinsicht, theils um bei den widersprechenden Ansichten und Manieren in der Kunst aufs Reine zu kommen. Der Philosoph, der Alles wissen wollte, mußte die Bedeutung des Schönen zu erkennen streben, und die Künstler und Dichter hatten alle Ursach, nach einer ästhetischen Gesetzgebung zu verlangen, nachdem sie über das Schöne in die mannigfachsten Widersprüche gerathen waren. Je mehr das Schöne aus dem Leben an die Bildung des todten Stoffes, oder an die Kunst, und die Kunst wieder aus der Natur an die Sprache überging, verlor sich immer mehr der einfache Naturtrieb und eine vielseitige, alles berücksichtigende und doch nie fertig werdende, hier festgehaltene, dort ins Ungewisse hinausgetriebene, immer mit sich selbst streitende Reflexion nahm überhand. Die irrenden Begriffe suchten wieder, was das sichre Naturgefühl gewährt hatte. In der Kunst so wenig als in der Wissenschaft, konnten die Geister einig bleiben und die ästhetischen Ansichten widersprachen sich nicht weniger, als die religiösen, philosophischen und politischen, und demzufolge herrschten auch mannigfache Maximen in Betreff der Kunstpraxis. Jeder Widerspruch sucht aber die Auflösung, jede Mannigfaltigkeit die ihr insgeheim zu Grunde liegende Einheit und so hat man auch die Ästhetik in theoretischer und praktischer, oder philosophischer und technischer Hinsicht in ein evidentes System zu bringen gesucht.

Im Ganzen ist dieses löbliche Bestreben noch nicht weit gediehen. Die Philosophen stehn den technischen Empirikern entgegen. Jene wollen die Kunst aus einer Idee des Schönen oder aus dem Organ des menschlichen Kunsttriebes herleiten; diese ziehen aus der Erfahrung, aus den Kunstschätzen, Regeln ab, die so unvollkommen oder unzusammenhängend sind, wie die noch nie vollendete Kunstwelt selbst. Jene wollen den Künstler belehren, nicht von ihm lernen, und sie kommen immer nur von der Philosophie zur Ästhetik, wie umgekehrt. Alle wollen das Schöne aus dem Zusammenhang der übrigen Welt erklären, noch keiner ist vom Schönen ausgegangen und hat aus ihm auf das Übrige geschlossen. Die Empiriker dagegen lassen die Philosophie auf sich beruhn und bleiben bei Thatsachen stehn, die immer etwas Fragmentarisches bleiben, so lange die Kunstwelt nicht vollendet ist.

Wer den guten Geschmack, oder nur den deutschen, aus unsern Lehrbüchern der Ästhetik kennen lernen wollte, würde fehl gehn. Ich will nicht sagen, daß ein andres Volk bessere Lehrbücher besitzt, ich halte vielmehr alles, was dafür von Aristoteles bis auf Gripenkerl geleistet worden, verhältnißmäßig für sehr unerheblich. Denn, wenn auch Einzelne tiefe Blicke in das Wesen der Kunst gethan, so sind dadurch nur Schlaglichter in das dunkle Land geworfen worden, und an eine allgemeine Aufklärung ist noch nicht zu denken gewesen. Das Beste, was über die

Kunst gesagt worden, finden wir zerstreut bei Philosophen und Dichtern. Es hat sich aber noch immer in kein eigentliches Lehrbuch vereinigen lassen. Diese Lehrbücher müssen vielmehr in der Regel alle Tiefe aufopfern, um in der Breite wenigstens die Fächer auseinanderzulegen, in welche man die Gegenstände der Kunst zu ordnen pflegt. Wie der göttliche Plato, so haben Winkelmann, Herder, Lessing, Schiller, Schelling, die Brüder Schlegel, Novalis, Görres, Tieck und andre die tiefsten Ideen über die Kunst ausgesprochen, die Philosophen haben sie auch in ein philosophisches System gebracht, aber eine praktische Ästhetik ist daraus noch nicht erwachsen, und wer sie versucht hat, ist entweder wie Jean Paul vorsichtig genug gewesen, nur Fragmente geben zu wollen, oder hat ein trocknes Register geliefert wie Sulzer, oder ein noch kümmerlicheres Fachwerk, wie Bouterweck, Eberhard, Schreiber und andre.

Die beste Ästhetik gehört freilich so sehr zu den Idealen, wie die beste Philosophie, und die beste Darstellung der Geschichte. Doch sind unsre philosophischen und historischen Werke ohne allen Zweifel besser, als die ästhetischen und deßhalb sind wir auch über gewisse philosophische Wahrheiten und geschichtliche Begebenheiten weit besser unterrichtet, als selbst über die Rudimente der Kunst. Nirgends herrscht so sehr Willkür und Beschränktheit, als in den Urtheilen über einzelne Kunstwerke oder das ganze Gebiet der Kunst. Freilich muß das ästhetische Urtheil

immer auf einer gewissen Willkür der individuellen Eigenthümlichkeit und der ästhetische Genuß immer auf einer gewissen Selbstbeschränkung beruhen, doch auch dafür gibt es allgemeine Gesetze und diese werden eben nicht erkannt. Man raisonnirt, verwirft, und vergöttert, wie das Gefühl es eingibt, aber ein Gefühl, das fast nie gebildet ist, und selten sich gleich bleibt, wenn ihm irgend ein Andrer, den man für einen Kenner hält, eine andre Richtung gibt. Aus diesem Hin- und Herschwanken der Gefühle und aus diesem Hin- und Herraisonniren der angeblichen Kenner ist eine Anarchie des ästhetischen Urtheils entsprungen, die den wahren Kenner unterdrückt, den Künstler bald durch Lob, bald durch Tadel verdirbt und dem Publikum statt eines wahren und dauernden Genusses nur die berauschenden Freuden einer ewig wechselnden Modelust gewährt.

Über die einzelnen bildenden Künste ist nach und nach Einiges geschrieben worden, meist von Dillettanten. Die historischen Studien über die alten Kunstwerke sind davon das Beste, wiewohl auch hiefür noch weit mehr geschehen könnte. Noch immer ist die bildende Kunst zu sehr blos eine Angelegenheit der Gelehrten und Vornehmen, das Volk in Masse nimmt zu wenig Theil daran. Sodann sind die Kräfte zu sehr an die verschiednen Akademien vertheilt und nicht selten unter ein einseitiges Interesse derselben gebracht, so daß alle Thätigkeit für die bildende Kunst fragmentarisch bleibt. Doch gibt es einige treffliche

Studien und Sammlungen im Einzelnen. Weniger wollen die technischen Lehrbücher bedeuten, da sie erst allmählig mit der Kunstpraxis selbst sich ausbilden können und diese bekanntlich außer in der Musik die Muster der Alten noch nicht wieder erreicht hat. Alle bildenden Künste sind seit der Reformation in Verfall gerathen, und die Bilderstürmerei des Protestantismus hat nothwendig dazu führen müssen. Erst im vorigen Jahrhundert begann mit dem großen Winkelmann von Seiten der Dillettanten eine Reformation der Ansicht über die bildenden Künste, der aber die Künstler und ihre Mäcenaten erst allmählich huldigten, so daß die Verjüngung dieser Künste erst noch im Werden ist. Winkelmann, Lessing, Fernow wiesen auf die plastischen Muster der Alten zurück, woran sich auch beßre Ansichten von der antiken Baukunst anschlossen. Dadurch wurde der Verninische Geschmack, der dem Zeitalter der Jesuiten und des Louis XIV. angehörte, diese Schule des Schwulstes und der Fratze, siegreich bekämpft. Herder, Heinse, Göthe erweiterten den Blick über das ganze Gebiet der Kunst und retteten zuerst die Ehre des Mittelalters. Die Schlegel'sche Schule, wenn man sie so nennen darf, und vorzüglich Tieck, pries die Muster der alten Malerei und Poesie, womit auch der Sinn für die gothische Baukunst wieder belebt wurde. Durch alle diese Bestrebungen wurde der deutsche Kunstsinn aufs tiefste ergriffen und geläutert, die falsche Nachahmung und Verzerrung der Antike, der steife französische Geschmack,

die engherzigen Vorurtheile mußten am Ende dem reinen Gefühl der echten Kunst weichen, und eine neue Schule junger Plastiker und Maler versuchte die alten Muster zu erreichen. So freudige Hoffnungen sie aber erregt, so ist doch alles erst im Beginn und wie es bei jeder Restauration zu geschehen pflegt, Widersprüche, Einseitigkeiten, Manieren und Übertreibungen konnten nicht fehlen. Das Antike und das Gothische, die italienische und deutsche Schule wollten ausschließlich gelten und wieder überschätzte man einzelne Namen und überbot sich im Manieriren. Immer mehr aber reiben die Ansichten an einander sich ab, und ohne Zweifel werden die Künstler selbst und neue große Werke dem Gerede ein Ende machen.

Was für die andern Künste geschehen war, versuchte zuletzt Thibaut auch für die Musik zu leisten, und sein Werk über Reinheit der Tonkunst kündigt uns dieselbe Revolution in der Musik an, die wir in andern Künsten erlebt haben. Auch in der Musik herrscht ein falscher Geschmack unnatürlicher Künstelei, eine überwiegende Herrschaft der Harmonie über die Melodie, der Instrumente über den Gesang, der weltlichen, sinnlichen Musik über die religiöse. Thibaut hätte vielleicht aber besser gethan, wenn er sein Werk mehr theoretisch als antiquarisch gehalten hätte. Seine Muster des alten Kirchenstyls verhalten sich zu der neuern Opernmusik keineswegs, wie die Antike zu Bernini. Man muß beide gelten lassen, dort Palästrina, hier Mozart, dort die Andacht, hier die

weltliche Leidenschaft und liebliche Sinnlichkeit. Als-
dann aber darf man allerdings und mit größter Strenge
die einseitige Herrschaft eines Styls, und die ge-
schmacklosen Übertreibungen desselben verwerfen. Wenn
die Musik auch alle Mängel der übrigen Künste ge-
theilt hat, so ist sie doch gerade in der geschmacklo-
sen Periode des vorigen Jahrhunderts vor allen an-
dern Künsten in ihrer weltlichen Richtung zu einer
erhabenen Höhe gediehen und hat unsterbliche Werke
hervorgebracht. Die Ursache davon war, daß sie un-
gleich ihren Schwestern nicht blos von Höfen und
Stubengelehrten, sondern vom Volke selbst gepflegt
wurde. Derselbe Umstand wird auch einer Restaura-
tion der Kirchenmusik und besonders des Chorals gün-
stig werden. Schon sehn wir für diesen Gegenstand
eine allgemeine Theilnahme rege werden und überall
entstehn neue Singgesellschaften, erscheinen neue Schrif-
ten über den Gesang.

Übrigens haben die genialen Ideen jener Wie-
derhersteller der bildenden Künste in unsern romanti-
schen Damen und Jünglingen eine Liebhaberei für
das Kunstgeschwätz und eine enthusiastische Faselei er-
weckt, die in einer Menge von belletristischen Pro-
ducten sich breit machen. Namentlich seit Heinse, Hoff-
mann und Tieck ihre ästhetischen Ansichten in der Form
des Romans vorgetragen, wimmelt es von falschen
Nachahmern derselben, die nicht wenig dazu beitra-
gen, daß die Meinungen sich verwirren und die scharfe
Kritik sich abstumpft und verflacht.

Wir gehn zur Poesie über, welche unter allen Künsten für die gegenwärtige Zeit und vielleicht für alle Zeiten die höchste Bedeutung hat. Die Poesie erschließt am tiefsten das menschliche Herz und wirkt wieder am tiefsten. Was keiner Kunst gelingt, das Innerste des Menschen bis in den geheimsten Gedanken und Empfindungen zu spiegeln, vermag allein die Poesie, und dies gibt ihr die Macht über die menschliche Seele, der alle Völker gehuldigt haben. Durch diese Offenbarung des Menschlichen ist die Poesie das wirksamste Mittel und zugleich die höchste Blüthe der Humanität. Poetische Völker sind die edelsten und die edelsten werden poetisch. Die Offenbarung schöner Menschlichkeit in den poetischen Idealen ist die Krone des Lebens. Die Poesie ist aber auch die dauerhafteste unter den Künsten, die unvergänglichste, weil ihre Denkmale auf die leichteste Weise vervielfältigt und immer wieder erneuert werden können. Völker wechseln, Staaten werden zertrümmert, ein Glaube verdrängt den andern, Irrthum wird, was einst als Wahrheit gegolten, die Werke der bildenden Kunst zerfallen in Staub, nur die Dichtungen überdauern die Stürme der Zeit und glänzen noch nach Jahrtausenden im ersten Jugendschimmer. Um alle Zeiten schlingt die Poesie den Kranz, vereinigt und versöhnt alle. Mitten im ewigen Wechsel erhält sich die stille Blumeninsel der Dichtung, der irdische Himmel, wo die matten Seelen Erquickung finden, wo die Urväter und Urenkel die gleichen Entzückun-

gen theilen. Selbst die Religion ist die Stätte des Friedens nicht, weil ein Glaube den andern ausschließt; nur in der Poesie beruht jener Gottesfrieden, den die wilden Gemüther in heiliger Scheu anerkennen, und der sie mit der Leier des Orpheus bezähmt und die fremdesten Völker und Menschen versöhnt.

Die Deutschen haben eine angeborne Neigung zur Poesie, ja man kann ihren Nationalcharakter vorzugsweise den dichterischen nennen, da er so schwärmerisch, gutmüthig, phantastisch, abergläubisch, warm und gewitterhaft ist. Der Deutsche besitzt ein außerordentlich zartes und tiefes Gefühl, eine flimmernde Phantasie, einen starken Hang zu Allegorie und Symbolik, große Gewandtheit in verwickelten Dichtungen, eine Alles fortreißende Flamme der Begeisterung, einen feinen Sinn für die Natur und das Idyllische, Familienmäßige, Heimathliche, und fast noch mehr Illusion für das Fremde und Wunderbare. Am augenfälligsten zeigt sich unser poetisches Genie in den Mißbräuchen, die wir damit machen, und die eine Überfülle der Kraft verrathen, in dem Überschwenglichen unsrer eigentlichen Dichtungen und in den poetischen Ansichten des Lebens, der Natur, der Geschichte und aller Wissenschaften, die überall vorschlagen und weßhalb wir von den sogenannten praktischen Nationen verhöhnt werden. Auch in die trockenste Wissenschaft mischen wir gerne das Herz, die Begeisterung und orientalische Bilder.

Wenn man die neue Entwicklung der deutschen Poesie außerordentlich zu preisen pflegt, so hat man unstreitig ein Recht dazu. Die Kunst hat sich in jeder Hinsicht vervollkommnet und unsterbliche Werke hervorgebracht, die das Andenken unsrer Zeit der spätesten Nachwelt überliefern werden. Die Humanität ist durch unsre Dichter weit allgemeiner und eindringlicher gefördert worden, als durch irgend einen Moralisten oder das Unglück. Die Literatur selbst hat einen neuen großen Schwung erhalten, da die Dichter den ganzen Zauber unsrer Sprache entfaltet und die Gelehrten wieder deutsch gelehrt haben, nachdem sie in die äußerste Sprachbarbarei verfallen waren.

Die ganze neuere Poesie der Deutschen bildet einen besondern Cyclus, der in demjenigen der gesammten neuern Poesie Europas eingeschlossen und mit demselben von aller frühern Poesie des Mittelalters, des Orients, der Griechen und Römer und des mythischen Alterthums getrennt werden muß. An der Pforte der gesammten neuern Poesie steht Dante, an der Pforte der deutschen Jakob Böhme, beide gleich einsam. Der letzte Abglanz des Mittelalters ward noch zum Heiligenschein des neugebornen Kindes. Gotttrunkne Seher tauften es mit heiligem Feuer. Dante sah in die Abendröthe des Mittelalters, Jakob Böhme in die Morgenröthe der neuen Welt. Dem feierlichen magischen Morgen aber folgte bald ein heller, bunter, lärmender, weltlicher Tag.

Im Getümmel dieses Tages, im Glänzen und Flimmern so vieler blendender Erscheinungen, im Wechseln und Wogen der Namen und Moden ist es schwer, eine richtige Charakteristik des ganzen neuen poetischen Treibens zu entwerfen. Die Gegenwart übt einen gewissen Zauber über uns, sie blendet uns selbst mit kleinen Lichtern durch die Nähe derselben. Leicht werden wir verführt, bei einem Gegenstand die übrigen zu vergessen, sey es, daß er uns gebieterisch ausschließliche Bewunderung und Anbetung abzwingt, oder daß wir uns an ihm festzuhalten suchen, um in der allgemeinen Verwirrung nicht zu straucheln, um wenigstens etwas ganz zu lieben und zu besitzen, da unser Interesse sonst zu sehr zersplittert würde. Auf diese Weise sind einseitige Meinungen und Urtheile über die neuere Poesie sehr häufig geworden. Man kann ihnen in der That nicht entgehn, wenn man sich nicht über die Verwirrung hinausschwingt und auf der Höhe der Geschichte einen freien Standpunkt zur Übersicht gewinnt, wenn man sich nicht aus der Gegenwart und von ihren dringenden, hastigen, widersprechenden Anforderungen befreit, und in die Vergangenheit flüchtet, um an dieser die Gegenwart zu messen.

Wir müssen die Geschichte der Poesie bis zu dieser letzten Entwicklung verfolgen. Die Poesie hat schon viele große Perioden erlebt, bevor sie zu dieser letzten übergegangen ist. In jeder dieser Perioden ging eine Verwandlung in ihr vor, bildete sie sich

auf einer gewissen Stufe eigenthümlich aus, entfaltete sie uns eine Seite nach der andern. Man hat gewöhnlich zwei Hauptperioden angenommen, die griechische oder antike, und die mittelalterliche oder romantische. Schlegel hat sie dadurch zu charakterisiren gesucht, daß er die antike Poesie plastisch, die romantische pittoresk nannte. Dies ist keine müßige Vergleichung. Die Unterschiede in den Künsten überhaupt wiederholen sich wieder in jeder insbesondere. Das Gesetz ihrer äußern Verwandtschaft ist zugleich das Gesetz ihrer innern Unterschiede. Die Poesie verändert sich nach ihrer Verwandtschaft mit den übrigen Künsten und jede ihrer Entwicklungen und geschichtlichen Perioden entspricht einer solchen Verwandtschaft. Nur muß man nicht bei der Plastik und Malerei, nicht bei Schlegel's Andeutung stehn bleiben. Es gibt neben der Poesie fünf Hauptkünste, Baukunst, Plastik, Malerei, Musik und Schauspielkunst. Diesen entsprechen auch in der That die Perioden und verschiednen Entwicklungen der Poesie. Die älteste religiöse Poesie der Kosmogonien und Mythen war wesentlich architektonisch, die spätere griechische und römische und ausschließlich antik genannte Poesie war plastisch. Die lyrische Poesie der rohen Völker nach dem Untergang der antiken Welt und vor der höchsten Cultur des Mittelalters war musikalisch, das romantische Mittelalter selbst pittoresk. Die moderne gelehrte Poesie endlich, die in die Rollen aller Zeiten sich einstudirt, dürfen wir

mit Recht eine theatralische nennen, und in ihr ist in der That so viel von allen frühern poetischen Gattungen enthalten, als in der Schauspielkunst von allen andern Künsten aufgenommen ist. Selbst die einzelnen Dichter unter uns versuchen sich in allen Gattungen und Formen der Poesie, weil es Rollen sind, die sie spielen; in der frühern Zeit bildete jeder Dichter nur eine Gattung eigenthümlich aus.

Die poetische Begeisterung der ersten Menschen schien die letzte Blüthe der Schöpfung zu entfalten. Derselbe Naturgeist, der den Bau der Welt gegründet, spiegelte sich in den Kosmogonien der kindlichen Völker. Die Poesie war noch nicht losgerissen von der Natur, sie belebte die Massen, war noch nicht ausschließliches Eigenthum eines Individuums, sie vertheilte sich in abweichende Ansichten, wie die Menschen in Stämme, aber sie blieb Eigenthum der Generationen, und wie sie keinem Dichter, sondern dem Volk angehörte, stellte sie auch keinen Helden, nichts Einzelnes dar, sondern das Weltganze. Alle ihre Formen waren architektonisch. Mit dem Heldenthum riß das Individuum von der Masse sich los und die Heldenfabel von der Kosmogonie, die Natur vom cyclopischen Bau und die Geschichte, die Poesie und bildende Kunst entfaltete die höchste Blüthe dieses Lebens in Griechenland und Rom. Aber auch hier war die Dichtkunst eng an die Gegenwart und ihren herrschenden Charakter gebunden, und was wir classisch an ihr nennen, war die strenge Consequenz des

plastischen Naturtriebs, der jenes Menschenalter aus dem dunkeln Mutterschooß der kosmischen Zeit befreite, aber ihm zugleich die bestimmte Gestalt einer in sich begränzten Vegetation gab. Als dieses Leben in der einseitigen Richtung abgeblüht, begann ein andrer großer Menschenstamm sich nach einer neuen Richtung zu entfalten. Wie dort die Sinnlichkeit zuerst sich losgerissen vom allgemeinen Leben, so suchte hier das Gemüth sich selber zu ergreifen und die erwachende Sonne der Liebe rief aus der erstarrten Memnonssäule des Volks die ersten Töne hervor. Das Gemüth der Völker sprach in eigenthümlichen Naturlauten sich aus, die jetzt verhallt sind, wie aller Ton verhallt, von denen nur ein fernes Echo noch Zeugniß gibt. Dies sind die «Stimmen der Völker», wie Herder sie genannt, wie alte Sagen sie bezeichnen, wie sie noch jetzt in Volksliedern nachklingen, und wie sie noch rein und ursprünglich vernommen werden bei den heidnischen Stämmen entlegner Welttheile.

In dieser Richtung wurden die Völker ergriffen vom Christenthum und sie entfaltete die höchste Blüthe im Mittelalter. Das nationelle Gemüth wurde Weltgemüth; die Stimme, nur dem nationellen Ohr vertraut, wurde Bild, den Augen aller offenbar. Die Poesie wurde wieder kosmisch und darum auch wieder in dem Maaß architektonisch, als die Malerei es ist; wie sie von universeller Kosmogonie ausgegangen in individueller Plastik erstarrt war, ergoß

sie sich aus den mannigfachen Quellen der Völker wieder in die zusammenschlagenden Wellen eines unendlichen Meeres. Die christliche Romantik war aber versunken in das bewegliche Element des Gemüthes, wie jene ältere Poesie erstarrt in den sinnlichen Formen. Daher war sie an dieselbe Consequenz gefesselt und auch in ihr waltete noch ein gewisser Instinkt, der bestimmte Gränzen nicht überschreiten konnte, innerhalb derselben aber mit vollkommener Sicherheit sich bewegte, und wie die antike Poesie hat auch die romantische etwas Classisches.

Dieses Classische, die unwillkürliche Sicherheit und Harmonie des Gegenstandes und der Form, in welcher die Kunstwerke vollkommen den Werken der Natur gleichen, und noch von demselben schöpferischen Triebe gebildet scheinen, der den Himmel, die Berge, die Pflanzen und Thiere so und nicht anders geschaffen, als müßt' es so seyn, dies ist es eigentlich, was alle ältere Poesie von der modernen unterscheidet. Die poetische Begeisterung jener Alten war schaffender Naturtrieb, ohne Wahl, ohne Schwanken. Die unsrige ist Sache der Reflexion geworden, und wir wählen und schwanken.

Die neuere Poesie ist ganz theatralisch. Man geht in die Poesie, wie man ins Schauspielhaus geht, um sich auf eine angenehme Weise zu täuschen und zu unterhalten. Die Poesie ist nicht mehr mit dem Leben verbunden, die höchste Blüthe desselben,

sondern steht ihm gegenüber, wie der Traum dem Wachen. Sie ist nichts Unwillkürliches, Nothwendiges mehr, nicht mehr die Ausgießung eines heiligen Geistes, der von innen kommt, nicht mehr Schöpfung eines drängenden, unbewußten, unwillkürlichen Naturtriebs, nicht mehr das freie Wachsthum, von dem man nicht weiß, wie es entsteht. Sie ist vielmehr eine Fertigkeit geworden, die man nach Willkür anwendet, so oder anders, und ein bloßes Spielzeug für die Unterhaltung. Sie entsteht nicht mehr, sie wird nur gemacht; sie ist nicht mehr, sie scheint nur; sie glaubt an sich selbst nicht mehr, sie will nur täuschen. Zum Dichten bedarf man nicht mehr der innern heiligen Begeisterung, sondern nur einige Kenntniß von dem, was die Leute belustigt, und einiges Talent. An die Stelle des unbewußten Dranges im Gemüth ist ein vollkommen klares Bewußtseyn im Verstande getreten. Der Dichter schafft nicht, wie ihn der dunkle Trieb dazu zwingt. Er setzt sich hin und reflectirt, was will ich machen, und wie muß ich es machen, um die Leute zu belustigen? Dasselbe Talent, was früher sich von selbst einfand, wenn das Gemüth des Dichters in poetischer Begeisterung war, gehorcht jetzt den ängstlichen Vorschriften des Verstandes. Ehemals hatten die Dichter keinen Zweck, sie sprachen sich nur aus, wie die Quelle sich ergießt, und wie der Vogel singt. Sie waren größer, als andre, wie ein Berg höher ist als andre. Jetzt aber haben sie den Zweck, die Leute

zu belustigen, und wetteifern um den Effect, und da sie sich nicht mehr nach dem innern Genius allein, sondern nach dem Beifall von außen richten, so ängstigen sie sich um den Ruhm, und gehn auf Stelzen, um sich einer über den andern zu erheben.

Oder ist es anders? Bei den wahrhaft großen und originellen Dichtern allerdings. Bei ihnen ist noch immer, wie bei den ältesten Sängern der Vorwelt, die Poesie Leben, und sie dichten, weil und wie sie müssen, nur vom innern Genius getrieben und unbekümmert um den Beifall. Doch der große Haufen der Dichter ist von der Art, wie ich ihn eben beschrieben, und gerade das Daseyn dieses großen Haufens charakterisirt unsre Periode. Aber selbst unsre besten Dichter müssen der Zeit ihren Tribut zollen. Sie sind einmal Kinder dieser Zeit, und der Naturgeist, der in ihnen waltet, geht aus der Natur unsrer Zeit hervor. Wie Kinder eines Schauspielers müssen sie selbst Schauspieler werden, die Rollen werden ihnen gleichsam angeboren.

Universalität ist der Charakter dieser Zeit. Man ist alles in allem. Man versetzt sich in alle Zeiten und Länder, man ahmt alles nach. Die Bilder der fernsten Vorwelt, der fremdesten Natur mischen sich täglich in die Bilder der Gegenwart. Wir reisen an einem Tage durch alle Zonen, durch alle Zeitalter, und unser Zimmer, in dem wir ruhig sitzen bleiben, wird die Mithrahöhle, an deren Wänden Welt und Himmel sich spiegeln. Die alten Dichter

gingen nicht über den Kreis der Nationalität hinaus, Shakspeare zauberte schon die ganze Welt in seine Dichtungen, doch sie trugen durchaus den Stempel einer englischen und seiner Individualität. Unsere neuere Dichter aber nehmen mit dem fremden Gegenstand auch die fremde Ansicht desselben an, zaubern sich nicht nur Griechenland in die nordischen Wälder, sondern auch eine griechische Denkweise in ihre nordischen Geister. Dieselbe deutsche Treue, mit welcher unsre alten Maler die Natur copirten, zeichnet jetzt unsre Dichter aus, sofern sie sich an Vergangnes und Fremdes wenden. Treibt sie die Sehnsucht nach dem alten Hellas, so wollen sie ganz Griechen seyn, daß sie vor Plato bestehn und von Aristophanes nicht zu Spott werden. Reizt sie das Mittelalter, so möchten sie kein Riemchen am Harnisch der alten Ritter, kein Kreuz auf dem Weg außer Acht lassen. Kein Volk kann sich so gut in ein andres hineindenken, als das deutsche. Unsre Dichter treiben mit diesem Rollenwechsel eine gewisse Andacht. Es ist in der That ein neuer Polytheismus. Wir machen alles zu Gegenständen der poetischen Anbetung, und gleichen den alten Heiden vollkommen in der Toleranz, in welcher sie alle fremden Landesgötter, sobald sie die Gränze des Landes übertraten, zu den ihrigen machten.

Keine Welteroberung war jemals größer, als welche jetzt unsre Dichter unternehmen. Jeder Winkel der Natur und Geschichte wird von ihnen heim=

gesucht und dem unermeßlichen Reich der Phantasie einverleibt, davon die Literatur zahllose Landcharten entwirft. In dieser universellen Richtung folgt aber die Poesie nur dem Verstande, der ihr vorausgegangen. Diese neuere Poesie hängt innig mit der neuern Wissenschaft zusammen. Von ihr empfängt sie den Charakter, wie die Poesie des Mittelalters ihren Charakter von der Religion empfangen. Damals herrschte mehr das Gemüth, jetzt der Verstand. Die Phantasie, unfähig jemals selbständig zu werden, folgt dem Impuls, den sie dort mehr vom Gemüth, hier mehr vom Verstand empfängt. Dort verwandelt sie Stimmungen, Gefühle, hier Begriffe, Gedanken in Bilder und Worte. Das Gemüth kehrt sich mehr nach innen, zieht die Welt mit geheimnißvollem Zuge in das Innere hinein, der Verstand kehrt sich mehr nach außen, und die Gedanken werden Schwingen, die den Menschen durch alle Räume, durch alle Zeiten tragen. Dort concentrirt sich alles Licht und Leben in eine volle glühende Sonne. Hier fährt es sprühend, funkelnd auseinander in unzählige Sterne, das Unendliche zu durchdringen, zu bevölkern.

Jenes große Reich der neuern Poesie, dessen Gränzen nirgend sind, läßt sich doch in gewisse Systeme eintheilen. Der Eintheilungsgrund liegt theils in den Gegenständen, theils in den Formen, vor allem aber in dem Geist, der Auffassungsweise, der Weltansicht unsrer Dichtungen. Darnach haben sich gewisse Schulen gebildet. Es ist aber schwer, sie

genau zu unterscheiden. Wie im großen Römerreich die Völker, so haben sich in unsrem poetischen Reich die Dichtungsarten vermischt. Von jeder ist etwas auf die andre übergegangen, indem theils einzelne Dichter im universellsten Bestreben alle Rollen durchgemacht, theils abwechselnd ein ganzer poetischer Zeitraum von einer Mode beherrscht worden ist, deren charakteristisches Gepräge sich allem aufgedrückt.

Am auffallendsten ist diese Vermischung in Rücksicht auf den Unterschied des Alterthümlichen aller Art, dessen Erinnerung durch die gelehrten Forschungen der Philologie und Geschichte den Dichtern mitgetheilt werden, und des Modernen, das jedem Dichter der Augenschein, die eigne Erfahrung, Sitte, Natur einprägt. Wir unterscheiden darnach im Allgemeinen gelehrte Dichter und Naturdichter, oder solche, die Stoff und Behandlungsweise der Poesie aus dem Studium der Vergangenheit entlehnen, und solche, die sie nur aus der Gegenwart entlehnen. Aber dieser Gegensatz ist nicht scharf beobachtet. Die gelehrten Dichter können niemals ihre Natur verläugnen, und wie sehr z. B. ein Voß sich bestreben mag, ein alter Grieche zu werden, er bleibt immer ein ungeschlachter niedersächsischer Bauer. Eben so mischen sich in die Nachahmungen der alten Ritterpoesie, und in jede Darstellung der Vorzeit die Gesinnungen und Eigenheiten der modernen Welt unwillkürlich ein. Auf der andern Seite können sich aber auch die modernen Naturdichter niemals ganz

von dem Einfluß der gelehrten Bildung, der tausendfältigen schon von früher Jugend an ihnen eingeprägten Erinnerungen der Vorzeit losreißen. Unwillkürlich umschweben sie die Bilder einer andern Welt, und durch Erziehung und Literatur ist eine zahllose Menge von Begriffen theils aus dem griechischen und römischen Alterthum, theils aus dem Mittelalter auf uns übergegangen, und so innig mit unsrer ganzen Denk- und Ausdrucksweise vermischt, daß sie uns zur andern Natur geworden sind.

Der Unterschied beschränkt sich also nur auf ein Mehr oder Weniger des Alterthümlichen und Fremden in unsrer poetischen Literatur. Demzufolge müssen wir aber allerdings im Allgemeinen eine Gattung von gelehrten Dichtern, denen jenes Mehr zukommt, und die eben deßhalb auch nur bei dem mehr gelehrten und gebildeten Publikum Eingang finden, von den ungelehrten unterscheiden, die das gesammte Publikum versteht, weil sie nur so wenig Fremdartiges in ihre Dichtungen aufnehmen, als etwa überall bekannt und geläufig worden ist.

Ein solcher Unterschied fand bei den Alten nicht Statt. Es gab bei ihnen religiöse Mysterien, die auch in die Poesie ein Dunkel brachten, das nur den Geweihten erhellt wurde; aber ihre profane Poesie war jedermann verständlich. Hierin herrschten niemals Gelehrsamkeit, fremde Begriffe, fremde Ausdrücke. Diese sind eine charakteristische Eigenheit nur unsrer neuern Zeit. Nur bei uns scheidet sich

das Publikum in ein gelehrtes und gemeines. Wir besitzen eine zahllose Menge von Dichtungen, die demjenigen nur Dunkelheiten enthalten, der nicht den ganzen Apparat mythologischer und historischer Kenntnisse sich angeeignet hat, den ihr Verständniß erfordert.

Indem wir ferner alle Nationen in der Runde nachgeahmt haben, und die größten Schönheiten dieser Nachahmungen gerade in der Aneignung der nationellsten Eigenthümlichkeiten bestehen, erfordert der Genuß derselben auch eine genauere Bekanntschaft mit diesen Völkern. Hierin unterscheiden sich die Dichter, wie das Publikum. Die örtliche Lage hat einigen Einfluß. Die vorzüglichsten Nachahmer der leichten französischen Manier, z. B. Wieland und in gewissem Sinn auch Göthe, waren Westdeutsche; die Nachahmer der Engländer sämmtlich Norddeutsche. Auch die Zeit macht hierin einigen Unterschied. Man kennt den Wechsel der Gallomanie, Anglomanie ꝛc.

Wir haben über den Einfluß sowohl der Schulgelehrsamkeit als der fremden Literatur im Eingang dieses Werks uns schon im Allgemeinen ausgesprochen. Auch die Poesie ist diesem Einfluß unterworfen und entlehnt daher eine Menge ihrer Unterschiede. Wichtiger aber noch, als diese, sind die Unterschiede, die aus der religiösen und philosophischen Denkweise auf die Schöpfungen der Poesie und auf den Geschmack an denselben übergehen. Wir Deutschen weichen in unsrer Art zu fühlen, zu denken und zu glauben so wesentlich von einander ab,

wie schon unsre Trennung in Confessionen beweist, daß dies nothwendig auf die Poesie einwirken muß. Auch hier ist wieder die Natur im Spiele. Der Norddeutsche ist phantastischer, witziger, humoristischer, der Süddeutsche gefühlvoller, ernster, leidenschaftlicher. Die Natur ist immer der letzte Grund. Es sind dieselben Grundbedingungen, welche machen, daß Norddeutschland mehr den Protestantismus, mehr die Verstandesphilosophie und mehr die phantastisch-witzige Poesie, Süddeutschland mehr den Katholicismus, mehr die Naturphilosophie und mehr die Gefühlspoesie ausgebildet hat. Aus demselben Grunde sind auch der gelehrten Dichter mehr in Norddeutschland, der ungelehrten mehr in Süddeutschland zu finden. Die große Verschiedenheit in den Grundansichten der Dichter, die auf ursprünglichen Naturverschiedenheiten beruht, und durch die religiöse Trennung noch entschiedener ausgeprägt ist, unterscheidet unsre poetische Literatur von der aller andern Völker. Nirgends finden wir eine so große Mannigfaltigkeit in so starken Gegensätzen. Die allgemeine Verflachung hat zwar auch hier auf der Oberfläche die charakteristischen Unterschiede abgerieben, und ein indifferenter Dichterpöbel breitet sich über ganz Deutschland aus, wo aber noch irgend eine Tiefe zu finden ist, da finden sich auch jene Grundunterschiede. Das oberflächliche Gesindel flieht sie, haßt sie oder bemitleidet sie; und wo ein Dichter sich entschieden einer Confession oder Philosophie anschließt, ist er der entge-

gengesetzten verdächtig. Dies täuscht häufig über den Werth der ausgezeichnetsten Dichter, und verkümmert den Genuß derselben. Wir dürfen nur an Ludwig Tieck denken, dessen beste Dichtungen bis auf den heutigen Tag von einer Menge Leuten geschmäht werden, weil ein gewisser katholischer Geruch darin ist.

Unter so vielen Modificationen haben sich im Wesentlichen drei Hauptschulen der deutschen Poesie in charakteristischer Eigenthümlichkeit herausgebildet, die antike, romantische und moderne. Stellen wir sie unter jene Grundbedingungen, so zeigt sich zuerst der Einfluß der Gelehrsamkeit auf die antike und romantische Schule. Im ganzen Bereich der Vergangenheit, deren Erinnerung uns die Gelehrsamkeit bewahrt, sind das griechische und römische Alterthum, und das romantische Mittelalter die Hauptepochen. Die antike Welt ist der Gegenwart am meisten entrückt und hat durchaus nur noch eine gelehrte Existenz. Das Mittelalter steht uns näher und sein Geist hat sich nicht nur in Büchern, auch noch im Leben selber fortgepflanzt. Unter den fremden Nationen, denen wir nachgeahmt, erscheinen die Franzosen dem antiken Geschmack, die Italiäner und Spanier dem romantischen, die Engländer dem modernen am meisten verwandt. Was endlich den Einfluß der Glaubens- und Denkweise betrifft, so hat die antike und moderne Schule auf gleiche Weise vorzüglich bei den Protestanten Anhang gefunden, die romantische aber bei den Katholiken.

Wir wollen jetzt diese drei, dem Geist und Wesen nach verschiedene Schulen näher kennen lernen, und sodann erst auf den zweiten Unterschied übergehen, welcher in der Poesie durch die lyrische, dramatische und epische Form bewirkt wird.

Der Geschmack für antike Poesie gelangte nach dem dreißigjährigen Kriege zur Alleinherrschaft. Deutschland gab damals noch manche andre Blöße, und glich fast in jeder Hinsicht einem offenen Markt für jede Gattung von Fremden. Die Erinnerung an eine große Vergangenheit war erloschen, man sah auf das Mittelalter nur mitleidig herab. Die Gegenwart aber ließ nichts Großes übrig, woran der Nationalsinn erstarken mochte. Die alte Neugier und Wundersucht aber war noch übrig und warf sich auf das Fremde. Der Protestantismus war damals in Bewegung gesetzt ein fressendes Zornfeuer, in der Ruhe ein erkältendes nordisches Schneelicht, und konnte am allerwenigsten eine nationelle Poesie begründen. Doch mit dem Studium der Alten, das er für Verstandeszwecke begünstigte, kam auch ungerufen die Muse. Auf der katholischen Seite war ebenfalls die zeugende Kraft ausgetilgt, der alte Uranus vom abtrünnigen Sohn entmannt, und die Jesuiten konnten dem Protestantismus nur mit den von demselben geborgten Waffen der Gelehrsamkeit und des Geschmacks die Spitze bieten. So wurden auf den katholischen wie auf den protestantischen Schulen die alten Classiker als Canon des Geschmacks gepflegt.

Mag man den Mangel einer nationellen Poesie beklagen, die Bekanntschaft mit den griechischen Dichtern war doch ein Balsam, fast der einzige für die vielen Wunden, an denen Deutschland in jener Zeit verblutete. Erst aus der Belebung des antiken Geschmacks ging die freiere Bildung hervor, durch welche sich auch die deutsche Poesie wieder verjüngen konnte. Die bloße blinde Vorliebe für die Alten, die geschmacklosen Nachahmungsversuche blieben freilich lange Zeit die einzige Entschädigung für die beßre noch schlummernde Poesie. Auf den steifen Meistergesang, den das Mittelalter beschloß und schon die römische und griechische Terminologie aufgenommen, folgte die schlesische Schule, die gleich der damaligen französischen und holländischen, von wo Opitz sie entlehnt, jenen seltsamen Parnaß erschuf, da Apollo in der Perücke mit der Geige das Concert der hochfrisirten Musen dirigirte. Diese Gattung von Poesie lebte vorzüglich an den Höfen und huldigte den galanten Festivitäten. Ins Volk konnte sie nicht lebendig dringen, und die Gelehrten konnten nicht damit zufrieden seyn, weil die griechische Muse in jenen Nachahmungen nicht herrschte, sondern fremden Zwecken und der Mode dienstbar war. Darum versuchte Klopstock, indem er der französisch-schlesischen Schule und der Hofpoesie entgegentrat, die griechische Form in völliger Reinheit und als Muster aufzustellen und die deutsche Sprache derselben sklavisch zu unterwerfen. Es entstand die Gräcomanie,

die Geist und Sprache der Nation auf ewig unter das fremde Joch zu erzwingen unternahm, und ihr Vorwüther war Voß. Endlich sah man auch diese Verkehrtheit ein und sinnvolle Dichter suchten zu beweisen, daß es nur darauf ankäme, den griechischen Geist bei uns heimisch zu machen, daß es dagegen unsrer Sprache unmöglich sey, streng alle Formen der griechischen nachzucopiren. Diese Dichter ahmten nun in reinem fließendem Deutsch die Heiterkeit des Homer, den Flug Pindar's, die Würde des Sophokles, die Feinheit des Lucian nach. Hiermit schließt sich der Kreislauf des antiken Geschmacks in unsrer poetischen Literatur.

Wir bemerken also drei verschiedne Entwicklungen der antiken Schule. In der ersten nahm sie nur von oben weg die Namen und Begriffe des Alterthums, in der zweiten copirte sie mit sklavischer Treue die antiken Formen, in der dritten drang sie in den Geist des Antiken und suchte die innerste Grazie desselben sich eigen zu machen.

Unter den Hohenstauffischen Kaisern war der Adel poetisch gewesen, unter den Luxemburgischen waren es die Bürger, unter den Habsburgischen kam die Poesie an die Gelehrten, aus der lebendigen Hand an die todte Hand. Die Reformation riß nieder, der dreißigjährige Krieg kehrte aus. Mit so vielem Alten erstarb auch die deutsche Poesie, und um die Leere zu füllen, beschworen die Gelehrten den Schatten der griechisch-römischen Poesie. Die Zeit war so

herabgekommen, geistlos und unnatürlich, daß sie nicht im Stande war, in den Geist jenes Alterthums einzudringen. Dies war einer spätern Zeit vorbehalten. Anfangs diente diese neue Poesie auch nur der Schmeichelei und den Lustbarkeiten an den Höfen. Da die christlichen Heiligen schicklicherweise nicht benutzt werden konnten, den Triumph der weltlichen Macht zu verherrlichen, so mußten wenigstens die heidnischen Götter sich dazu brauchen lassen. Die Hofpoeten legten zuerst in Frankreich dem vergötterten Fürsten eine glänzende Camerilla von griechischen Göttern und Halbgöttern zu, deren einziges Geschäft darin bestand, in allegorischen Darstellungen die göttlichen Eigenschaften Ludwigs XIV. zu bezeichnen. In zahllosen Bildern und Gedichten erschien der Fürst von einem Göttergefolge begleitet, an welches die Erzämter vertheilt waren. Minerva trug ihm das Scepter vor, Mars das Schwert, Victoria bekrönte seine Schläfe, Hebe verwaltete das Schenkenamt, das des Truchseß Ceres, und Venus war der Stallmeister. Auch in Deutschland wurde diese allegorisirende Hofpoesie eingeführt und man ärgerte selbst noch Friedrich den Großen damit. Hoffmanswaldau war der Coryphäe dieser Schule, später Ramler, und selbst Wieland war noch darin wie bezaubert, obgleich er ihren sentimentalen Ernst in Ironie verkehrte.

In dieser Schule war alles unwillkürliche Karrikatur. Nichts konnte so unnatürlich und komisch seyn, als die Vermählung der antiken Plastik mit der Zeit

der Perücken und Reifröcke. Die Marmorwelt des Alterthums verwandelte sich unter den geschäftigen Händen der Friseurs von Paris, Leipzig und Berlin. in ein Bedlam voll phantastischer Ungeheuer. Das waren die Gestalten, womit man den ganzen Raum, den die damalige Poesie einnahm, bevölkerte. Nichts schien poetisch, was nicht eine Beziehung auf die alte Mythologie hatte, die dennoch immer jeder neuen Pariser Mode huldigen mußte. Unter allen Dichtern des Alterthums, die man nachzuahmen wetteiferte, gelangte Horaz zum höchsten Ruhm. Ihm fühlten die Hofpoeten am nächsten sich verwandt. Man durfte ihn nur übersetzen, nur citiren, so fand man schon Beifall. In Frankreich war Batteux der Prophet dieses Geschmacks, in Deutschland sein Übersetzer Ramler. Daher nun jene Sündfluth von Oden, Elegien, poetischen Briefen und Satyren, die damals Deutschland unter ein schlammiges Wasser setzte. Da man nur nachahmte, und nichts Neues erfand, als etwa die moderne Anwendung alter Schmeicheleien, so gab man sich auch wenig Mühe. Es war schon genug, nur die Alten zu citiren. Ein Odendichter durfte von seinem Helden nur sagen, er sey feurig wie Mars, schlau wie Merkur, schön wie Apoll, von seiner Heldin, sie sey jung wie Hebe, schlank wie Atalante, reizend wie Venus gewesen, und man fand die Schilderung entzückend. Selbst Wieland setzte seine Gemälde noch oft aus hundert Anspielungen und Citaten aus der Mythologie zusam-

men. Die allgemeinsten Begriffe aus dieser Mythologie wurden am Ende so geläufig, daß man Jagd nach antiquarischen Seltenheiten machte, um eine feine Gelehrsamkeit und Kennerschaft zu zeigen. Wer bei Hofvermählungen und Begräbnissen die verstecktesten Anspielungen in Gedichten oder Schauspielen, Inschriften, Bildern, auf Portalen, Sarkophagen ꝛc. anzubringen wußte, die dann die gelehrtesten Philologen wieder in langweiligen Noten erklärten, der trug den Preis davon.

Die gesammte Dichterwelt richtete sich auf antiken Fuß ein. Man that, als ob statt des Blocksbergs mitten in Deutschland der Parnaß läge und als ob der Kaiser Apoll, die neun Churfürsten die Musen wären. Jeder Dichter nannte sich einen Sohn der Muse, alle hießen Brüder in Apoll. Später nannten sich diese guten deutschen Versemacher in einer andern Anwandlung von Tollheit Barden.

Doch Klopstock, der diesen Namen einführte, hat so große Verdienste, daß wir mit dieser Erwähnung sein Andenken nicht beschimpfen wollen. Sein Mißgriff ging aus einem sehr achtbaren Eifer hervor, die Deutschen an sich selbst zu mahnen. Wie barok und wahnsinnig die ganze Zeit war, erhellt am besten aus dem, was sie aus sonst ganz vernünftigen Menschen machte. Die ersten kräftigern Naturen, die sich aus dem Wust jenes Ungeschmacks emporzuarbeiten strebten, wurden noch davon verschroben. Klopstock war insofern noch ganz das Kind

seiner Zeit, als er für die deutsche Poesie durchaus nur in der Nachahmung des Antiken das Heil erwartete. Er sah aber doch die Oberflächlichkeit der frühern Nachahmer der Griechen und Römer ein, und brachte den antiken Geschmack auf eine höhere Stufe, indem er auf eine treue Nachahmung der antiken Formen drang. Bisher hatte man die Alten in allerlei buntscheckigen Knittelversen bereimt, Klopstock führte zuerst den allgemeinen Gebrauch der echten antiken Versmaaße ein, und glaubte darin erst die deutsche Sprache zur poetischen Vollendung zu bringen. Verbessert hat er sie gewiß, wenn auch nur wie die Schatzgräber den Weinberg. Er konnte die deutsche Sprache nicht auf das Prokrustesbett einer fremden spannen, aber er veredelte doch ihren Ausdruck, indem er ihn mit dem griechischen wetteifern ließ.

Abgesehn von diesen Formen aber behauptet Klopstock seine große Bedeutung darin, daß er zuerst der antiken Welt zwei Ideen entlehnte, die der damaligen deutschen Poesie gänzlich abhanden gekommen waren, Vaterland und Religion. Er drang so weit in den Geist des Alterthums, daß er die beiden größten Ideen desselben erkannte, während er es freilich spätern Dichtern überlassen mußte, sich der ganzen Anmuth und Fülle jenes Geistes zu bemächtigen. Jene beiden Ideen stehn bei ihm etwas nackt da, gleichsam nur wie Pfosten am Eingang in das Innere der antiken Poesie. Er führte die bisherige antike Schule aus der Hofpoesie heraus bis zu diesem Eingang.

Er lehrte: wenn ihr die Griechen nachahmen wollt, so ehrt zuerst, wie sie, euer Vaterland und euern Glauben. Auf diese beiden Gegenstände bezogen sich auch seine vorzüglichsten Dichtungen. Sie haben ihm jenes ehrwürdige Ansehn verliehen, das er immer behaupten wird. Sie haben bewirkt, daß man ihn immer bewundert hat, wenn man ihn auch kaum auszulesen im Stande war, worüber schon Lessing spottet. Es ist wahr, Klopstock verliert alles, wenn man ihn in der Nähe und im Einzelnen betrachtet. Man muß ihn in einer gewissen Ferne und im Ganzen auffassen. Wenn man ihn liest, scheint er pedantisch und langweilig, wenn man ihn aber gelesen hat, wenn man sich an ihn erinnert, wird er groß und majestätisch. Dann leuchten seine beiden Ideen, Vaterland und Religion, einfach hervor, und machen uns den Eindruck des Erhabenen. Wir glauben einen riesenhaften Geist Ossian's zu sehn, eine ungeheure Harfe hoch in den Wolken rührend. Kommt man ihm näher, so löst er sich auf in ein dünnes breites Nebelgewölk. Aber jener erste Eindruck hat auf unsre Seele mächtig gewirkt und uns zum Großen gestimmt. Obwohl zu metaphysisch und kalt hat er uns doch in den höchsten Ideen seiner Poesie zwei große Lehren gegeben, die eine, daß die entdeutschte Dichtkunst, dem heimischen Boden längst entfremdet, wieder in ihm ihre Wurzeln schlagen müsse, und nur in ihm zum herrlichen Baume gedeihen könne, die andre, daß alle Poesie wie ihre Quelle, so ihr höchstes Ziel in

der Religion finden müsse. Diese Lehren drängten sich ihm aus dem Alterthum auf. Bei den Griechen fand er, was für die Poesie jedes Volkes gilt, Sinn für das Vaterland und die Religion. In dieser Weise dürfen wir Klopstock als den ersten Vorgänger auch in der Richtung betrachten, welche den Geist des classischen Alterthums verfolgte. Er eröffnete seinen Nachfolgern zwei Wege, die einen suchten die griechischen Formen, die andern den griechischen Geist auf. Dort steht ihm Voß, hier Wieland am nächsten.

In Bezug auf das Formelle bildete Voß den antiken Geschmack aus. Hier ist er der Meister. Mit ihm begann die eigentliche Gräcomanie. Voß ist der Fehler, zu welchem Klopstock hinneigte, das Extrem dieser ganzen falschen Richtung unsrer Poesie. Weiter konnte sie nicht abirren. Voß, diesen seltsamsten aller literarischen Pedanten, trieb ein Spiel der Natur, durch welches zuweilen gerade das Fremdartigste ein Gegenstand des Appetites wird, zu einer tragikomischen Liebschaft der griechischen Grazie, und er ahmte dieselbe in den possirlichsten Capriolen nach. Er übernahm länger als ein halbes Jahrhundert die Sisyphusarbeit, den rohen Runenstein der deutschen Sprache auf den griechischen Parnaß zu schleppen, doch immer

Hurtig mit Donnergepolter entrollte der tückische Marmor.

Er hatte die fixe Idee, man müsse die deutsche Sprache auf eine mechanische Weise Sylbe für

Sylbe der griechischen anpassen. Er verwechselte sein besonderes Talent und die daraus herfließende Vorliebe für diese philologischen Sylbenstechereien mit einer allgemeinen Fähigkeit und mit einem allgemeinen Bedürfniß der deutschen Sprache und Poesie, wie wenn ein Seiltänzer verlangen wollte, daß alles auf dem Seile tanzen solle. Das nächste Mittel, die deutsche Sprache am Spalier der griechischen aufzuziehen, waren natürlicherweise Übersetzungen. Hier wurde die deutsche Sprache der griechischen so nahe gebracht, daß sie allen Bewegungen derselben folgen mußte, wie ein wilder Elephant, den man an einen zahmen koppelt. Voß hat den Ruhm des treusten Übersetzers, aber nur, sofern von der Materie der Sprache und den mechanischen Gesetzen die Rede ist; Geist und Seele sind ihm immer unter seinen groben Fingern verschwunden. Er hat in seinen Übersetzungen den eigenthümlichen Charakter und die natürliche Grazie der deutschen Sprache ausgetrieben, und der liebenswürdigen Gefangnen eine Zwangsjacke angezogen, in der sie nur noch steife und unnatürliche, krampfhafte Bewegungen machen konnte. Sein wahres Verdienst besteht darin, daß er eine große Menge guter, aber veralteter oder nur im Volke üblicher Wörter in die moderne Schriftsprache einführte. Er war dazu gezwungen, weil er eine große Auswahl von Wörtern haben mußte, um das vorgeschriebne griechische Zeitmaaß immer aufs genauste auszufüllen. Doch diese Wörtermenge war ein caput mortuum,

woraus der Geist der deutschen Sprache verschwunden war, und Voß bemühte sich, es durch griechische Zusammensetzungen und Constructionen wieder zu beleben. Er löste die deutsche Sprache in ihre ursprünglichen atomistischen Bestandtheile auf und versuchte, nach mechanischen Gesetzen einen neuen Bau daraus aufzuführen, aber in diesem todten Gerüst war keine Seele. Niemand konnte so sprechen, wie Voß schrieb. Es würde jedem qualvoll und lächerlich vorgekommen seyn, wenn er seine Worte wie Voß hätte stellen sollen. Man sehe Schiller's und Göthe's Verse; wenn sie auch oft pathetisch sind, so könnte doch jeder Deutsche in der Gluth der Leidenschaft so reden, wie sie. Aber wenn Voß auch die gleichgültigsten Gegenstände mit aller möglichen Ruhe verhandelt, thut er es auf eine so seltsame pedantische und fremde Weise, daß niemand im gleichen Falle so sprechen möchte wie er. Das macht, Schiller und Göthe huldigen dem Genius der deutschen Sprache, ihre Worte sind immer, selbst in der Leidenschaft oder Feierlichkeit, die natürlichsten; so fühlen, so reden Deutsche. Voß aber kennt jenen Genius nicht, seine Worte lauten wie deutsch, aber sie sind es nicht. Sie klingen immer nur wie eine steife Übersetzung, auch wo er wirklich nicht übersetzt.

Hat er nun aber wohl umgekehrt, wenn er den Geist der deutschen Sprache verkannt, den der griechischen rein aufgefaßt? Wir würden es ihm vergeben, daß er unsre Sprache zum Opfer gebracht hätte,

wenn er uns nur dafür den ganzen Zauber der fremden entfaltet hätte. Aber auch die griechische Muse ist spröde seinen plumpen Zärtlichkeiten ausgewichen. Wie war es möglich, daß er in einem steifen, zwangvoll zusammengeschraubten, ganz unnatürlichem Deutsch nur eine Spur von ionischer Anmuth ausdrücken konnte? Weit entfernt, uns die lächelnden Grazien seiner Originale zu zeigen, hat er nicht einmal das nächste gröbste Ziel eines Übersetzers erreicht, die Verständlichkeit. Wollen wir seine Übersetzungen verstehn, so müssen wir das Original zu Rathe ziehn, wir müssen sein Küchendeutsch ins Griechische übersetzen, um nur zu wissen, was er sagen will. Wie kann endlich bei ihm irgend von einer leichten und richtigen Auffassung der innersten Eigenthümlichkeit eines fremden Dichters die Rede seyn, da er sie alle über einen Leisten schlägt. Ob Voß den Hesiod, Homer, Theokrit, Virgil, Ovid, Horaz, Shakspeare oder ein altes Minnelied übersetzt, überall hören wir nur das bocksteife Roß seiner Prosa traben, und selbst der starke Genius Shakspeare's vermag es nicht um ein kleines aus dem Takt zu bringen. Man kann den Übersetzer daran erproben, daß man ihn zwei ganz entgegengesetzte Dichter übersetzen läßt. Sehn sie sich dann ähnlicher, als zuvor, so ist die Übersetzung gewiß bei beiden untreu, im eigenthümlichen Charakter verfehlt. Voß hat diese Probe gemacht und ist schlecht bestanden. Frisch und gesund sind die guten alten Dichter in seinem Herenkessel untergetaucht, und als

Wechselbälge wieder zum Vorschein gekommen. Alle sind nun kleine Vosse geworden, alle gehn in Steifleinen einer wie der andre uniformirt.

Voß war übrigens so sehr in jeder Hinsicht eine Karrikatur Klopstock's, daß er auch dessen beide poetischen Ideen, Vaterland und Religion, nach seiner Weise umprägte. Wie ihm die Poesie in einer mechanischen Fertigkeit, Sylben zu stechen, bestand, so schrumpfte diesem engherzigen Mann auch das Vaterland in den idyllischen Familienkreis zusammen, und die Religion in eine schwarzgalligte altprotestantische Polemik.

Der dritten und letzten Entwicklung des antiken Geschmacks verdankt die deutsche Poesie ausnehmend viel. Man drang endlich in den Geist des classischen Alterthums ein, und bildete daran den eignen Geist. Man bemühte sich die plastische Klarheit, die natürliche Grazie und die Feinheit der Griechen auch auf die deutsche Poesie überzutragen, diese darnach zu veredeln und zu verfeinern, ohne ihre Eigenthümlichkeit aufzuopfern. Eine Wechselwirkung, ein wechselseitiger Unterricht der Völker ist der Zweck ihres Verkehrs, das Resultat aller historischen Erinnerungen. Wenn jedem etwas ganz Eigenthümliches inwohnt, das kein andres nachahmen kann, so bildet doch auch jedes etwas Reinmenschliches aus, das jedes andre sich aneignen kann. Unter allen Völkern des Alterthums aber haben die Griechen den unbestrittnen Ruhm der humansten Bildung. Abgesehn von

ihren nationellen Besonderheiten war ihre Verstandesbildung eine so allgemeine, daß alle Völker bei ihnen in die Schule gehen können, und nicht minder ihre gesellige Kunstbildung. Die Wahrheit, Natur und Grazie dieser Bildung leuchtet allen Völkern als Muster voran. Sie war rein menschlich, darum ist es keine Nachahmung, sich nach ihnen zu richten, sondern nur ein natürliches Bestreben der menschlichen Natur, sobald sie sich ihrer bewußt wird und einige Sicherheit in dem, was sie will, erlangt hat. Wir ahmen nicht die Griechen nach, die Griechen lehren uns nur, wie wir unsern eignen Verstand ausbilden, und wie wir auch in unser Leben die Grazien einführen sollen.

Ohne Zweifel ist es der plastische klare Verstand und die leichte natürliche Grazie, was uns an den Griechen zuerst anziehen muß, was wir uns anzueignen den lebhaftesten Drang fühlen müssen, wenn wir nur einigen richtigen Takt, ein gesundes Naturgefühl aus dem Wust der mißgeschaffnen Perückenwelt gerettet haben. Darum wandten sich auch die ersten Männer, die den bessern Geschmack herstellten, sogleich an den Verstand, an die Grazie Griechenlands. Diese Männer waren Lessing und Wieland. Man kann in ihnen den Unterschied der Nord- und Süddeutschen nicht verkennen.

Lessing brachte die aberwitzig gewordne deutsche Poesie zuerst wieder zu Verstand. Er war zwar weniger Dichter, als Kritiker, aber die Masse von Verstand, die er in Bezug auf ästhetische Gegen-

stände entwickelte, war ein solid angelegtes Kapital, das der Poesie die fruchtbarsten Zinsen abgetragen. Alle seine Schriften athmen den Geist griechischer Klarheit. Er arbeitete seine Gedanken mit der Reinheit aus, wie der Grieche seinen Marmor. Sein Styl ist ganz plastisch, ohne Fehl, streng und doch fließend, fest und doch leicht, gleich dem der besten Classiker. Schon der Form nach sind seine Schriften, was sie auch enthalten, musterhafte Vorbilder. Selbst seine vielen Schriften über unbedeutende und ganz unpoetische Gegenstände zeichnen sich durch diese Klarheit und Schönheit der Form aus. Wenn man Klopstock immer nur im Ganzen auffassen muß, weil eine Betrachtung seiner Schriften im Einzelnen uns nur ermüdet, so muß man Lessing dagegen immer in der Nähe betrachten. Oft läßt uns seine sophistische Untersuchung nur einen schwachen Eindruck zurück, aber während des Lesens sind wir durch die geistreiche, klare, feine Darstellung entzückt. So deutlich Lessing's Styl das Studium der alten Classiker verräth, so ist er doch ganz deutsch. Jeder Deutsche kann so denken, so reden. Er hat nur den Geist der Griechen sich angeeignet, nicht sklavisch nur den Buchstaben, wie Voß. Dieser Styl Lessing's hat ungemein vortheilhaft auf die deutsche Literatur gewirkt. Vor ihm erlaubten sich die Schriftsteller, besonders die Dichter, die durch Gewohnheit gleichsam geheiligte Weitläuftigkeit und Dunkelheit ohne Scheu. Der Schwulst, die Unklarheit und Nachlässigkeit herrschten

noch durchgängig. Nach ihm mußte man sich schon bestreben, sich kürzer, deutlicher und geistreicher auszudrücken. Besonders über die spätern Dichtungen verbreitete sich eine größre Helle. Die Umständlichkeit wurde lästig und lächerlich. Lessing räumte scharf, keck und ein wenig grausam in der Literatur auf, wie Napoleon in der Politik. Dem schnellkräftigsten Verstande folgte der Sieg. Nach Lessing wurde die ganze deutsche Schriftstellerwelt klüger, besonnener; sie mußte sich mehr anstrengen, und gewann dadurch auch mehr Kraft und Sicherheit. Man durfte nicht mehr in gutmüthiger Dummdreistigkeit in den Tag hineinschreiben, man mußte denken, wählen, feilen. Erhielt der Verstand Anfangs vielleicht ein zu großes Übergewicht, so war dies wohl natürlich, da ein Extrem immer das andre weckt. Im Gegensatz gegen den frühern Aberwitz konnte sich wohl der Verstand auf Kosten des Gemüths ein wenig überschätzen. Lessing's Schriften selbst wehen uns statt mit poetischer Wärme sehr oft nur wie ein kalter schneidender Nordost an, seine Sophistik erstickt zuweilen das Gefühl, und weckt Gedanken in uns, statt Empfindungen, und seine glänzenden Sentenzen und Antithesen stören die poetische Illusion. Auch eine Menge norddeutscher Dichter nach ihm haben zu sehr dem Verstande gehuldigt und das Gemüth darüber vernachlässigt. Abgesehn von diesen Übertreibungen aber war Lessing's Wirken höchst segensvoll. Dem Verstande gebührt sein Recht auch in der Poesie und er allein kann vor

weinerlicher Empfindsamkeit, vor öder Phantasterie, und vor Schwulst und Unförmlichkeit bewahren.

Lessing's Wirksamkeit geht über den Kreis des antiken Geschmacks hinaus. Sein universelles Genie war für die verschiedensten Schulen zugleich thätig. Er hob die deutsche Poesie gleichsam in ihrem ganzen Umfang aus dem Schlamm ans Licht hervor. Sein Verstand durchdrang alles, schieдete, reinigte, bezeichnete die Fehler, die Regeln, den Abweg und den rechten Weg.

Wieland that in seiner Art nicht weniger als Lessing, indem er das den Deutschen angenehm und leicht machte, was Lessing streng und oft mit Härte verlangte. Darum fand er auch eben so viele Freunde, als Lessing Feinde. Der antike Geist, der sich in Lessing gleichsam kristallisirt hatte, floß in Wieland leicht und behende dahin. Wieland war weniger um ernste Strenge besorgt, er machte sichs leichter, aber die Deutschen bedurften eines solchen Lehrers, der sie nicht so anstrengte, wie Lessing. Sein großes unsterbliches Verdienst bestand darin, daß er den Deutschen zuerst einen Begriff von der griechischen Grazie beibrachte und ihnen die alten steifen Glieder lenksam und beweglich machte.

Die deutsche Poesie, wohl zur Minnezeit in einer heitern leichten Grazie sich bewegend, war durch die Meistersänger in steifleinenes Gewand, nach dem dreißigjährigen Kriege in Allongeperücken und Reifröcke versteckt worden, wußte schier nicht mehr, wo

sie die Hände hin thun sollte, und spielte albern mit dem Fächer. Warfen mächtige Genien, wie Klopstock und Lessing, diesen Plunder von sich und schritten aus der Menuett heraus, keck ihres eignen Ganges, so mußte doch in ihnen erst die Kraft sich sättigen, damit andere zur Anmuth zurückkehren konnten, und die Hauptrichtung ihres Strebens ging auf Höheres, um sich vorzugsweise damit zu befassen. Dieser Anmuth wieder ihre Stätte zu bereiten, bedurfte es eines eignen genialen Geistes, in dem ausschließlich diese Tendenz sich offenbarte.

Wieland trat auf, der heitere, liebenswürdige, feine Wieland, ein in Anmuth, Leichtigkeit, Scherz und Witz überfließender, unerschöpflicher Genius. Man muß nothwendig die ganze steife, verrenkte, manierliche, pathetische Zeit kennen, die ihm vorherging, um den freien Schwung dieses Genius recht würdigen zu können, und um zugleich, was wir vom höhern Standpunkt der heutigen Zeit, zu dem er uns auf seinen Achseln selbst gehoben hat, etwa an ihm noch auszusetzen hätten, billig zu entschuldigen.

Wieland gab der deutschen Poesie zuerst wieder die Unbefangenheit, den freien Blick des Weltkinds, die natürliche Grazie, das Bedürfniß und die Kraft des heitern Scherzes. Keck, launig, imponirend, schnitt er die Zöpfe der Philister herunter, entkleidete die erröthende Schönheit des fatalen Reifrocks, und lehrte die Deutschen, nicht so einseitig, wie die frühern schäferlichen Dichter, nackt in der idealischen

Idyllenwelt mit Lämmchen zu spielen, sondern in der Welt, wie sie ist, durch Entfernung der Unnatur die Natur von selbst wieder zu finden, und die entfesselten Glieder in leichter, sicherer Harmonie zu bewegen.

Sein ganzes Wesen war von jenem Geiste der Anmuth, des Frohsinns, der Unbefangenheit und Sicherheit durchdrungen, frei, fein und witzig, leicht, beweglich und unerschöpflich im Scherz, wie es der natürliche und gesunde Zustand des Lebens stets verlangt, und noch mehr dazu aufgefordert durch den Gegensatz der zähen und herben Zeit. Darum fand er auch mit sicherem Tackt, was die Vorfahren und andern Völker in liebenswürdiger Grazie auszeichnet, allwärts heraus, und gewann leicht die schwere Kunst, den eigenen Geist daran zu verfeinern, der eigenen Poesie es einzuhauchen und die Musterhaftigkeit desselben den Deutschen klar zu machen. Aber es war auch fast nur diese Grazie, die er bei seinem großen Studium der alten und fremden Poesie vor allem heraushob, als das ihn vorzüglich Ansprechende, ihm vor allen Geltende. Hier ist er der einzige.

Am stärksten ward Wieland's Genius nach Griechenland gezogen. Dort fand er alle Ideale seiner Grazie, dort trank er den reinen Trunk des Lebens und der Natur. Nur wenige Geister sind in jener Heimath des Schönen heimisch geworden, jeder auf andere Weise. Ein Leben, wie das griechische, ist zu groß, als daß es ein Geist ganz erfassen

könnte. Nur ein Daseyn, in diesem Leben selber empfangen und genährt, könnte dazu berechtigen. Wir aber stehn fern jener Welt, und nur einzelnen Wanderern gelingt es, sie wieder zu finden, aber als Fremdlinge. Wieland machte die Harmonie und Grazie, von denen das ganze griechische Leben durchdrungen war, seinem Geiste eigen. Hatte vor Wieland wohl irgend ein neuer Europäer die griechische Grazie erkannt und in sich aufgenommen? Ehedem deckte man mit dem Helm und Harnisch, später mit Perücken und Frisuren, unendlichen Westen, Manschetten und Reifröcken den herrlichen Gliederbau, die natürliche Wohlgestalt. Was Winkelmann hier für die plastische Kunst, das that Wieland für die Dichtkunst. Er lehrte an dem Muster der Griechen wieder natürliche Schönheit anerkennen und gestalten. Aber schwerlich möchte man, wenn es auch unverkennbar ist, daß er eine der vorstehendsten Seiten des griechischen Wesens aufgefaßt, doch behaupten können, er habe die Tiefe des griechischen Genius ganz durchdrungen, so wenig als die Tiefe der Romantik. Die plastische Schönheit der griechischen Baukunst und Statuen, der Frohsinn und die Harmonie des griechischen Lebensgenusses, die spiegelreine Glätte der griechischen Philosophie reichten den vollen Blüthenüberhang ihm über die hohe Mauer der Zeit herüber, aber nur diesen. Seine griechischen Romane entsprechen daher nur in einem Sinn dem griechischen Genius, und sind übrigens Produkte

Wieland's und seiner Zeit und dieser eingebürgert, und auch der französische Geschmack hat seinen Theil daran.

Zu den Franzosen wandte sich sein Genius in eben demselben ursprünglichen Bedürfniß, wie es Friedrich der Große und andere seiner Zeit wohl fühlten, nur daß der eine es als Philosoph und König, der andere als Dichter befriedigte. An jenem Weltsinn, an dem Sinn für sichere, klare Behandlung der Umgebung und jedes Verhältnisses, woraus zugleich immer die Kunst derselben entspringt, hatten die Franzosen uns Deutsche längst übertroffen. Sie waren allerdings nach ihrer Weise, in einseitige Manier, und ihre Leichtigkeit in Leichtsinn verfallen, aber im Ganzen sprach ihre Tendenz jeden kräftigen deutschen Geist an, der n.. eine Blüthe aus dem Holze schlug. Wieland machte sich dieselbe völlig zu eigen, und wenn er einiges von der französischen Manier dazu auffaßte, so war dies wohl zu übersehen. Im Ganzen hat er als echter Deutscher von dieser Manier sich abgestoßen gefühlt, und wirklich ist keine seiner Dichtungen als eine Nachahmung der Franzosen zu betrachten. Er fühlte sich vielmehr zu den Griechen und Italienern und zu der Ritterpoesie hingeneigt. Von seinen romantischen Dichtungen reden wir später. Auch sie athmen denselben Geist der attischen Grazie, und scheinen nur halb dem Lucian nachgebildet.

Spätere Dichter eigneten sich in noch höherem Grade die Vorzüge der Griechen an. Sie schritten vom Klaren zum Starken, vom Leichten zum Schönen fort. Herder, Göthe, Schiller, die Brüder Schlegel tranken aus dem reinen Quell des griechischen Lebens. So weit griechischer Geist mit deutschem sich vermählen kann, ist er in den Werken jener Männer enthalten. Dürfen wir eine Vergleichung wagen, so ist Herder unser Plato, Göthe unser Homer, Schiller unser Sophokles. Im Allgemeinen hat indeß ionische Weichheit und attische Feinheit unsern Dichtern und Prosaisten am meisten zugesagt, und Göthe erscheint deßfalls unter allen neuern den Griechen am verwandtesten. Oder fühlt ihr nicht die sanfte ionische Luft, wenn ihr seinen Wilhelm Meister, seinen Tasso, seine Iphigenie lest? Die spiegelhelle Klarheit seiner Sprache, die Unmittelbarkeit seiner Naturanschauung ist seit Homer noch von keinem wieder erreicht worden. Dieser Zauber der Form, den wir den Griechen abgelernt, ist aber so wenig blos in die engen Schranken einer Zeit, eines Volks und einer Sprache gebannt, daß er sich neuern romantischen Dichtungen mitgetheilt hat, deren Tendenz sehr verschieden von der antiken Tendenz ist. Dagegen sind gerade die künstlichen Nachahmungen des Antiken, z. B. der Trauerspiele von Sophokles und Euripides, wie sie die Franzosen und nach ihnen Göthe, Schiller, Schlegel und andre versucht haben, nicht das Gelungenste. Es verdient

Beachtung, daß die anerkannt besten Nebenbuhler der griechischen Anmuth und Natürlichkeit Romantiker sind, und zwar in ihren romantischen Darstellungen, nicht in ihren absichtlichen Nachahmungen des Antiken. Leicht gesellt sich zu dem vollen, kräftigen, tiefen und zarten Gemüth der Romantik die edle, freie und klare Grazie der antiken Form. Darum gelang es auch den Romantikern leicht, die fremde Göttin in ihren Zauberkreis zu ziehen, und den Zopfgelehrten und Sylbenstechern niemals, wenn sie auch ihre philologischen und mythologischen Briefe für Gevatterbriefe der Athene selbst ausgaben.

Verlassen wir nun die antike Schule, um zur romantischen überzugehn. Auf diesem Wege finden wir eine Schwierigkeit seltsamer Art. Man weiß nicht recht, was eigentlich unter dem Romantischen verstanden werden soll. Dieser Name wird auf die verschiedenste Weise gebraucht und gerechtfertigt. Im Allgemeinen und dem Namen nach versteht man darunter die Gattung von Poesie, die zuerst im christlichen Mittelalter ihren Ursprung nahm und im Geist desselben sich fortentwickelte. Romantisch war die Hierarchie, das Kaiserthum und die ganze Mischung europäischer Völker aus Deutschen, Kelten und Römern seit der Völkerwanderung, und romantisch nennt man daher auch die Poesie jener Völker und jener Zeit. Man hat aber auch die moderne Poesie unsrer Zeit mit unter diesem Namen begriffen, obgleich sie der ältern des Mittelalters nur noch theilweise ähn-

lich ist. Man hat alles romantisch genannt, was nicht antik ist, und da man unter dem Antiken das Regelmäßige verstand, das Romantische aber das Unregelmäßige, es als eine Art von Naturpoesie bezeichnet. Man nennt wieder insbesondere das Wunderbare romantisch, das Dämmernde, das Helldunkel, und in diesem Sinne spricht man von romantischen Gegenden, Momenten, Stimmungen, Hoffnungen. Endlich hat man in neuesten Zeiten das Volksthümliche romantisch zu nennen beliebt, und demzufolge selbst die alten Griechen in ihrer Art Romantiker genannt.

Der allgemeine Charakter des Romantischen, der auch allen jenen verschiednen Anwendungen dieses Namens zu Grunde liegt, besteht allerdings in etwas Wunderbarem und Geheimnißvollem, das der klaren Verständlichkeit der antiken Poesie, so wie der modernen entgegensteht. Dieses Wunderbare ist von religiösem Ursprung. Es beruht auf dem Glauben an das Übernatürliche, Übersinnliche, und hängt darum innig mit dem Christenthum zusammen. Die antike Poesie zog selbst das Wunderbare der Religion in den Kreis des Natürlichen, die romantische machte selbst aus dem Natürlichen etwas Wunderbares und Religiöses.

Wir bemerken im Allgemeinen eine fünffache Entwicklung des romantischen Geschmacks in der neuern Zeit, und in jeder erscheint dieses Wunderbare auf eigne Weise. Von der echten alten roman-

tischen Poesie des Mittelalters blieb nach der Reformation nur noch eine Karrikatur übrig. Das religiöse Wunder war verschwunden, es gab nur noch ein profanes, das in Zauberopern, Feenmärchen und Rittergedichten spielte. Daran schlossen sich später die Geistergeschichten, endlich die Karfunkelpoesie Werner's, die magnetischen und diabolischen Novellen Hoffmann's und die Schicksalstragödien. Die ganze Gattung wird dadurch charakterisirt, daß sie das Wunderbare in den Begebenheiten, in der Wirkung romantischer, dunkler Mächte auf die Schicksale der Menschen sucht. Sie ist die gröbste Gattung des Romantischen. Der Mensch erscheint in diesen Dichtungen als ein Spielzeug, als eine Puppe der höhern Macht, und diese ist wieder nur der deus ex machina. Diese Poesie verfehlt ihre Wirkung und wird lächerlich, weil sie allzugrob täuscht und dem Unglauben alle Waffen des Spottes in die Hände gibt.

Die zweite Gattung des Romantischen entstand ein wenig später. Sie sucht das Wunderbare im Menschen, in großen Charakteren, und nähert sich deßfalls der tragischen Kunst der Griechen. Aber wenn diese ihre Charaktere gleich ihren Statuen in völlig plastischer Klarheit darstellen, welches ihnen immer nur in Bezug auf die Handlungen dieser Charaktere, oder auf den Willen derselben, kurz nur in sittlicher Beziehung gelingen kann, so suchen die Romantiker dagegen jene dunklen, geheimnißvollen Tie-

fen der menschlichen Natur aufzuschließen, in denen die Gemüthskraft ihre Wunder wirkt. Darin aber kommen die Romantiker wieder mit den alten Tragikern überein, daß sie die menschliche Natur idealisiren, oder ihren ursprünglichen Adel, ihre Unschuld, ihre Größe, ihre Genialität darstellen.

Die dritte Gattung des Romantischen entstand noch später erst mit der Schule Schelling's, obgleich Jakob Böhme schon längst den Weg dazu geöffnet hatte. Sie ist dadurch charakterisirt, daß sie das Wunder im Weltganzen sucht, und sie geht daher bis zur ältesten Poesie der Kosmogonien und Mythologien zurück. Ihr Wesen besteht in einer poetischen Ansicht des ganzen Universums. Zu den Dichtern dieser Gattung dürfen die meisten Schüler Schelling's gerechnet werden, vorzüglich Görres und Steffens, obgleich man noch immer nicht anerkennen will, daß diese den Namen von Dichtern verdienen, weil man immer noch in dem Wahne lebt, die Poesie dürfe sich nur mit Theilen, nie mit dem Ganzen, nur mit dem Kleinen, nie mit dem Größten beschäftigen. Doch läßt man wenigstens den einsamen Novalis für einen Dichter gelten, als ob er allein diese ganze Gattung ausfüllte.

Als eine vierte Gattung des Romantischen müssen wir noch insbesondere die katholische Poesie unterscheiden, wie sie nach dem Vorgange Tieck's sich auch eine Schule gebildet. Sie ist als eine Wiedererweckung der echten Poesie des Mittelalters zu be-

trachten, steht daher aber auch zur übrigen neuern Poesie in demselben Verhältniß, wie die antike Poesie. In der ganzen Lebensansicht einer fernen Vorzeit befangen, hat sie einen beschränkten Kreis und findet beim großen Publikum wenig Eingang.

Endlich gibt es noch eine fünfte Gattung des Romantischen, die immer mehr die wichtigste zu werden scheint. In vieler Hinsicht dürfen wir Herder als den Begründer derselben ansehn. Sie sucht das romantische Wunder in dem Nationellen, in der eigenthümlichen Natur und Weise der Völker. Ihr Koryphäe ist jetzt Walter Scott.

Wir wollen nun jede dieser romantischen Schulen näher ins Auge fassen. Die erste sucht den romantischen Reiz in wunderbaren Begebenheiten, Abenteuern, Schicksalen. Die Menschen, die Charaktere spielen hier eine untergeordnete Rolle; glänzende Decorationen, überraschende Maschinen sind die Hauptsachen. Der Mensch gilt nicht durch das, was er ist, fühlt, denkt, thut, sondern nur durch das, was mit ihm geschieht. Natürlich spielt diese Poesie mannigfaltig in die mittelalterliche Volks- und Sagenpoesie hinüber, allein sie bedient sich derselben willkürlich nur als Mittel, sie entlehnt viele Wunder aus dem Volksglauben, nur um damit zu spielen. Sie wirft daher auch gern allen Volksglauben durcheinander, und mischt griechische Götter, arabische Feen, nordische Elfen und christliche Engel und Teu-

fel bunt zusammen. Dies unterscheidet sie wesentlich von der eigenthümlichen Volks- und Sagenpoesie, die streng in sich beschlossen, ihren eigenthümlichen nationellen Charakter nie verläugnet.

Man kann dieses Wunderbare auf dreierlei Weise behandeln, auf eine naive, ironische oder sentimentale, d. h. mit Glauben, Unglauben oder Aberglauben. Naiv und gläubig sind die Kindermärchen, von denen wir eine große Anzahl und vorzügliche Auswahl besitzen, obgleich sie wenig berühmt sind, und unter andern glänzenden Erscheinungen der Literatur sich verlieren. Tieck ist der Meister in dieser naiven Gattung. Die gemeinschaftliche Quelle dieser Dichtungen ist immer der alte Volksglauben, und hieraus schöpfen sie ihre Tendenz, wenn sie auch sonst durchaus neue Erfindung seyn und verschiedenartigen Volksglauben vermischen sollten. Das Publikum für solche Dichtungen sind und bleiben die Kinder und kindliche Menschen, und der Dichter muß sich, wie der Leser in das unbefangne Jugendalter zurückversetzen. Man kann die Produkte dieser Art wieder in die bunten, phantastischen, blos ergötzenden, und in die tiefsinnigen eintheilen, in deren leichtem Spiel ein schöner Sinn, eine Lehre, ein tiefes Gefühl geheimnißvoll verborgen liegt. Von der letzten Art sind besonders die Romanzen, die an die mährchenhaften Novellen sich anschließen. Im Allgemeinen aber sind alle modernen Mährchen und Romanzen, die sich nicht an einen bestimmten alterthüm-

lichen Volksglauben halten, oder mit demselben Heterogenes und Neues vermischen, nicht so rührend und eindringlich, als was uns das Alterthum selbst als echte Volkspoesie aufbehalten hat, oder was neuere Dichter streng im alten Sinn ausgebildet haben. Dieser Unterschied ist nicht unwichtig. Zwar wird die Mährchenwelt ewig ein Volk behalten, bei dem sie heimisch ist, die Kinder; aber das geheimnißvolle Band zwischen der Kindheit der Nation und ihren immer sich verjüngenden Kindern darf nicht zerrissen werden. Mit den Kindern blühe jene kindliche Poesie des Volkes fort. Die modernen, gekünstelten, aus allerlei Gelehrsamkeit zusammengebacknen Mährchen entbehren des natürlichen Zaubers, des eindringlichen Wesens, des verwandten, gleichsam mütterlichen Tones, der alle alten echten Volksmährchen so beliebt und vertraut macht.

Wundergeschichten von der ironischen Art haben wir zuerst aus Spanien, Italien und Frankreich, hauptsächlich von Ariost entlehnt. Wir besitzen deren eine unzählbare Menge in allerlei Formen, in Schauspielen, Heldengedichten, Mährchen, Novellen, Romanzen. Wieland und Musäus waren die Koryphäen dieser Dichtungsart. Sieht man auf das Glänzende, Blendende, Bunte wechselnder, überraschender Wundererscheinungen, so ist die Oper ihr eigentlicher Schauplatz. Sieht man auf das komische Spiel des Zufalls, so hat hier das komische Heldengedicht und das Lustspiel seine vorzüglichste Weide

gefunden. Auch für die Satyre gegen den Aberglauben bietet sich kein besserer Stoff dar, als das Wunderbare, das man ironisch behandelt. Schlechterdings verwerflich aber ist die ungläubige, spöttische Behandlung echter alter Volksmährchen, wodurch ihr ganzer Zauber verloren geht. Musäus hat hierin schon gefehlt, Tieck aber die beste Manier getroffen. Das Wunderbare ist wie das Wirkliche ernst und heilig oder komisch und profan, beides in einer höhern Potenz. So hat Tieck das Heilige in tiefsinnigen, ernsten, romantischen Schauspielen und Novellen, das Komische in den lustigsten und geistreichsten Possen von der Welt behandelt. Für das Trauerspiel eignet sich das Wunderbare der Begebenheiten nicht, weil hier der Charakter immer vor den Begebenheiten vorherrschen muß. Aber das Lustspiel ist seine eigentliche Heimath, hier herrscht der Zufall unumschränkt über den Charakter. Die besten Lustspiele, die es gibt, von Shakspeare, Gozzi, Tieck bewegen sich in diesem wunderbaren Lande.

In der neuesten Zeit ist indeß die sentimentale und abergläubige Behandlung des Wunderbaren die herrschende geworden, und daraus sind unzählige literarische Mißgeburten entsprungen. Wenn wir uns an den Gegenständen des alten Aberglaubens jetzt noch poetisch weiden wollen, können wir es nur, indem wir uns entweder in das naive Kindesalter zurückversetzen, oder diese Gegenstände mit Ironie und Humor behandeln. Wenn wir aber mit aller Ernst-

haftigkeit des erwachsnen Alters, mit allem Pathos eines vorgeblichen Glaubens und mit sentimentaler Schwärmerei den Unsinn behaupten, so werden wir albern, statt poetisch zu werden. Es ist dies eine Krankheit der gegenwärtigen Zeit, die mit vielen andern Erscheinungen zusammenhängt, eine Folge des hypochondrischen Stubensitzens.

Wir unterscheiden zwei besondre Gattungen dieser abergläubigen Poesie, die eine, die darauf ausgeht, zu borniren, die andre, welche schrecken und entsetzen will. Beide kommen aber darin überein, daß sie Unsinn für Sinn ausgeben, und dem albernsten Aberglauben fröhnen. Beide schildern uns wunderbare Begebenheiten, bewirkt durch unbekannte, dunkle Wundermächte, die mit den Menschen ein willkürliches Spiel treiben. In der ersten Gattung erscheinen diese dunkeln Mächte als mystische, geheime Clubbs von überirdischen, zaubermächtigen Wesen, und hier spielen die Menschen oder Helden die Rolle von Schülern, die geprüft werden. In der zweiten Gattung sind die dunkeln Mächte das Schicksal oder gar der Teufel, und hier sind die Menschen Opfer, deren Qualen den poetischen Effekt bewirken sollen.

Die erste Gattung war die frühere. Sie ging aus dem Freimaurerwesen und aus der Wundersucht hervor, die in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in geheimen Gesellschaften Mysterien aller Art suchten. Die Neugier hielt das Unmögliche für möglich, und die naive Dummdreistigkeit wollte sich

auf dem bequemsten Wege der Meisterschaft in der Weisheit bemächtigen, indem sie sich zum Mitglied eines Bundes im Verborgnen aufnehmen ließ. Endlich trieb die Eitelkeit großer Kinder in den wirklichen Gesellschaften oder durch Vorspiegelung derselben ihr müssiges Spiel. Wie hätte die Literatur einem Treiben fremd bleiben sollen, das in der wirklichen Welt so viel Sensation machte? wie hätte besonders die poetische Literatur ein so ergiebiges Thema nicht behandeln sollen, da die Wundersucht einen so poetischen Anstrich hatte? Die Scenen, die Gaßner, Philadelphia, Wöllner, die Freimaurer, Rosenkreuzer und Illuminaten in der Wirklichkeit aufführten, spiegelten sich in zahllosen Geschichten von Gespenstern, Zauberern und mystischen Gesellschaften. Selbst ausgezeichnete Dichter ließen etwas von diesem Wunderwesen in ihren Werken anklingen, halb ernsthaft, halb ironisch, so Göthe im Wilhelm Meister und Groß-kophta, Schiller im Geisterseher, Jean Paul im Titan. Jenem Unwesen huldigte auch eine der berühmtesten deutschen Opern, Mozart's Zauberflöte, und sie wirkte nicht wenig auf die Liebhaberei des Publikums an dergleichen Unsinn. Unter den Romanschreibern zeichnete sich in dieser Gattung vor allen Vulpius aus, dessen Rinaldini den ganzen Apparat mystischer Gesellschaften und überraschender Zauberstückchen enthielt, und ein wahres Volksbuch wurde. Den höchsten Gipfel aber dieser Poesie erreichte Werner, der sie zur tragischen Würde zu erheben bemüht war.

Werner suchte diese Erhebung und Veredlung dadurch zu bewerkstelligen, daß er die Zaubermächte oder mystischen Gesellschaften, von denen die Leitung und Prüfung der Uneingeweihten abhängen sollte, geradezu in Delegirte Gottes verwandelte, und das ganze Wunderwesen unter die religiösen Ideen der Vorsehung und Prädestination brachte. Dieser Mann besaß poetisches und noch mehr leidenschaftliches Feuer, aber vielleicht ein zu trocknes Gehirn, denn wer mag läugnen, daß es ihm ein wenig angebrannt war. Rettung suchend vor der im Innern ihn verzehrenden Gluth warf er sich in jenes Meer von Gnade, wo dergleichen arme Sünder gewöhnlich den irdischen Menschen ablegen, um den himmlischen anzuziehn. In seiner tiefen Zerknirschung galt dem Dichter jetzt der Wahlspruch der Frommen:

Eigene Gerechtigkeit
Ist vor Gott ein scheußlich Kleid!

in seiner ganzen Härte. Er erkannte, daß eigene That und Tugend eitel sey, daß der Mensch willenlos und blind den Schluß des Verhängnisses vollziehe, daß er zu allem seinem Thun und Leiden prädestinirt sey. Alle seine Gedichte verkündigen diese Lehre. Seine Helden werden am Gängelbande des Verhängnisses in das helle Reich von «Azur und Licht» oder in das Dunkle von «Nacht und Gluth» geführt. Eine mystische Gesellschaft übernimmt die irdische Leitung, und man kann darin ein Analogon der hierarchischen Tribunale nicht verkennen. Jene

Söhne des Thals, jene mystischen Alten bilden bald eine heilige, bald unter einem allerheiligsten Ältesten ein Inquisitionsgericht, und dieser Alte vom Thal und Berge kann wie der Großinquisitor in Schillers Don Carlos von dem Helden der Tragödie jedesmal sagen:

Sein Leben
Liegt angefangen und beschlossen in
der Santa Casa heiligen Registern.

Die Helden sind von Geburt an zu dem bestimmt, was sie thun oder leiden müssen. Die einen sind Sonntagskinder, geborne Engel, die nach einigen Theaterpossen, nachdem sie wie Tamino durchs Feuer und Wasser gegangen sind, wohlbehalten in den ihnen längst bestimmten Himmel einziehn. Das Schicksal spielt eine Zeitlang Verstecken mit ihnen, hier wird dem Auserwählten das geheimnißvolle Thal, dort die mystische Geliebte verborgen, und zuletzt wird ihnen die Binde von den Augen genommen. Der Schüler wird ein Eingeweihter und der Geliebte findet seine andere Hälfte; wären die beiden Leute auch noch so weit von einander entfernt, das Schicksal bringt sie zusammen, und sollten sich «der Nordpol zum Südpol beugen» müssen.

Da den Helden auf diese Weise alle Freiheit genommen ist, so kann auch diese Art von Poesie niemals zur tragischen Würde sich erheben, wie große Mühe Werner sich auch deßfalls gegeben hat. Indeß mangelt es seinen Gedichten nicht an religiösem

Tiefsinn und an einer gewissen Gluth der Andacht, besonders in den lyrischen Stellen, die ihnen außerhalb der Bühne einen Werth verleihen. Auch hat er fast immer nur die Lichtseite jenes Fatalismus aufgefaßt, sein einziges vollkommnes Nachtstück war der vierundzwanzigste Februar. In den letzten Jahren ist jene erste Gattung der fatalistischen Poesie mit dem ganzen Apparat von mystischen Gesellschaften und menschenbeglückenden Zauberbünden im Verborgnen beinah verschollen. Man lacht nur noch darüber.

Desto wichtiger ist die zweite Gattung geworden. welche denselben Fatalismus aber von der Nachtseite auffaßt. Hier sind die schwarzen dämonischen Mächte die geheimen Maschinisten des Wunderbaren, und man hat sie bald mehr in christlichem Sinn als den Teufel, den Versucher und Verderber, bald mehr im antiken Sinn als die Nemesis oder als die Hekate und die Furien dargestellt, und zwar wieder bald in Romanen und Novellen, bald in Tragödien. Dort war Hoffmann, hier ist Müllner der Chorführer. Beide haben unzählige Nachahmer gefunden und sind gegenwärtig noch stark in der Mode.

H o f f m a n n machte leibhaftig mit dem Teufel ein Bündniß, aber nur, um ihn und sich dadurch in die Poesie einzuführen. Diesen etwas bizarren Geschmack mußte die Originalität und der früher schaarenweis emigrirte, jetzt schaarenweis heimkehrende Aberglaube beschönigen und zuletzt konnte der Dichter sich immer wie in eine unüberwindliche Festung auf

den Spruch Hamlet's zurückziehen: Unter dem Monde gibt es noch viel, wovon unsre Philosophen sich nichts träumen lassen. Auch Hoffmann war überspannt, wie Werner, und gemüthskrank. Seine ganze Poesie ist von dieser Krankheit angesteckt, und ihr Gegenstand selbst ist die Krankheit. Er vertiefte sich in jene Nachtseite der Natur, die Schubert wissenschaftlich dargestellt, und malte sie poetisch aus. Er machte den Menschen zu einem Spielball der in ihm selber schlummernden dämonischen Gewalten, des Wahnsinns, der Phantasmorasie, der magnetischen und sympathetischen oder antipathetischen Naturkräfte. So unsinnig und unwürdig er indeß seine Helden behandelt, indem er ihnen alle Freiheit und Vernunft raubt, so daß sie sich oft wie tolle Schafe im Zirkel zu drehn scheinen, so kann ihm doch ein großes Talent in der Schilderung des Grauenhaften und besonders der Seelenpein nicht abgesprochen werden. Der psychologische Kampf seiner Helden, ihr Schwanken zwischen Vernunft und Wahnsinn, Humor und Todesangst, ist meisterhaft dargestellt und die Dramatiker sollten von ihm lernen, wie vom Hamlet. Damit verbindet sich auch sein musikalisches Element; die Seele seines Helden wird von dunkeln übernatürlichen Kräften bewegt und im Sturm aller Leidenschaften aufgerührt, wie eine Äolsharfe. In der Kunst der Dissonanzen und des Schrecklichen kann er mit Mozart verglichen werden.

Müllner bildete nach dem Vorgang Werner's die Schicksalstragödie zu jener furchtbaren Karrikatur aus, in welcher sie gegenwärtig auf allen Bühnen herumpoltert. Werner's Februar gab den ersten Anstoß, Müllner's Schuld erreichte den Gipfel und andre haben dann diese Manier in der Breite weiter um sich greifen lassen. Sie reiht sich unmittelbar an die schon geschilderte Manier Werner's an, nur daß sie das Schicksal immer ein feindseliges, rächendes, zerstörendes seyn läßt. Es wird aber nöthig seyn, diese neue Schicksalstragödie von der alten zu unterscheiden.

In der antiken Tragödie war das Schicksal, das eiserne, unerbittliche, wahrhaft erhaben, furchtbar und schön, würdig der Idee, die wir vom unerforschlichen Verhängniß haben sollen. Es stand als ewige Nothwendigkeit der himmelstürmenden Freiheit entgegen, und das Maaß seiner Erhabenheit lag in der Kraft und Würde des Helden. Je freier, größer, göttlicher der Held, desto mächtiger, tiefer, heiliger die Gewalt, die ihn stille stehn hieß. Kampf des Helden gegen das Schicksal war die Grundidee des Trauerspiels und das Schicksal, das freilich an sich unüberwindlich und ewig sich gleich bleibt, mußte durch die Stärke des Widerstandes und durch den Werth seines Opfers eine relative Größe erhalten, die einzige, die ihm in der Poesie zukommt. Im freien Willen, in der Kraft und im innern Werthe des Helden lag also das Kriterium der Tragödie.

Je grösser und würdiger der Held, desto gewaltiger das Schicksal, desto erhabener der Kampf, desto edler die Dichtung. Der Held in seinem Widerstande war der Maaßstab des ganzen Gedichts. So hat auch Schiller das Trauerspiel aufgefaßt, und es bei den Deutschen zu einer Lieblingsdichtung gemacht. Was ist aber daraus geworden, als kränkliche Originalitätssucht und moralische Impotenz sich auf Schiller's Lorbeern weich zu betten gedachten?

Die Helden der neuen Schicksalstragödie sind willenlos, ohne Werth, ohne Würde. Sie sind von der Geburt an in der Gewalt der dunkeln Macht. Sie begehn ihre schauderhaften Unthaten nicht aus freiem Willen, sondern aus Vorherbestimmung. Ein Fluch treibt sie, von einer Ahnfrau ihnen angeboren, oder angehext von einer Zigeunerin, und ihre Sünde, wie ihre Strafe ist durch die Sterne selbst mit einer unabwendbaren Stunde ihres Lebens unzertrennlich verbunden. Der arme Sünder muß freveln, weil heute gerade der 24ste oder 29ste Februar ist. Nicht aus Lust, nicht aus eignem Willen sündigt er; ist eine Lust in ihm, so ist sie ihm eben nur angehext, angeflucht. Ja der Teufel nimmt sich nicht einmal die Mühe, ihn zu verführen, er muß ja sündigen, wenn die Mitternachtglocke schlägt, und der Dolch ist der Uhrzeiger, und das Herz, das er durchbohren soll, ist die verhängnißvolle Zahl; der Zeiger rückt und das Schreckliche geschieht. Die Ansicht der Hexenprocesse wird geistreich, wenn man sie mit die-

ser fatalistischen Ansicht vergleicht. Dort hat doch der Mensch noch eine freie Wahl, und die dunkle Macht muß sich um ihn bewerben. Es gibt einen heldenmüthigen Kampf, wie der Sintrams gegen seine Gefährten, oder ein ehrliches Pactum, wie zwischen Faust und Mephistophel. Hier aber hat der Held weder eine Wahl, noch einen Genuß dabei, und die dunkle Macht selbst hat nicht das Vergnügen, den starken Geist im Menschen, seine Heldenkraft oder seine Weisheit zu bekämpfen, und nicht den Triumph eines Sieges, sondern nur ein geistloses Spiel mit Puppen. Dem Teufel selbst müßte dieses Spiel, wobei er nichts zu verführen, nichts zu überlisten, keine heilige Kraft zu entweihen, keinen Engel fallen zu machen, sondern nur an längst gelieferten Subjecten das Henkeramt zu vollziehn hätte, sehr langweilig vorkommen.

Das Schicksal selbst erscheint demzufolge hier eben so verändert als der Held. Wie der Held seine ursprüngliche Bedeutung verloren hat, so auch das Schicksal. Es ist nicht mehr die heilige Nothwendigkeit, die blinde Naturgewalt, die ewige Schranke des allzukühnen Helden, sondern es ist eine spielende Willkür geworden. Es ist nicht mehr erhaben, weil es keinen Widerstand mehr findet, sondern kleinlich, weil es nur mit Puppen spielt. Da es selbst aber allein handelt, und zwar nach einem willkürlichen Plan, den es in irgend einem Fluch aussäet, der Held aber nicht mehr handelt, sondern sich passiv

verhält und mit sich machen läßt, was das Schicksal will, so ist eigentlich das Schicksal selbst der Held geworden. Wir interessiren uns nur noch für die Thaten des Schicksals, für dessen schlaue, listige, grausame Possen, die es mit dem Menschen spielt. Der Dichter muß daher den Effect seiner Tragödie nicht durch den Charakter des Helden, sondern durch den Charakter des Schicksals zu bewirken suchen. Der Effect, der nicht mehr in der Würde des Helden zu erreichen ist, muß in dem künstlichen Plan, in der Sonderbarkeit und Grausamkeit des Schicksals erreicht werden. Das Schicksal hat nichts mehr zu thun, als wie die Katze mit der gefangnen Maus zu spielen, und ihr zuletzt den Fang zu geben. Dies muß nun, wenn es gefällig seyn soll, auf eine recht umständliche und möglichst grausame Weise geschehen. Je tückischer sie mit ihr spielt, je länger sie dem armen Mäuschen die tödtliche Tatze verbirgt, je künstlicher die Sprünge angelegt sind, bis endlich die Unglückliche den salto mortale in den aufgesperrten Rachen macht, desto mehr macht das ganze Spiel Effect. Die Dichter wetteifern daher nicht, den tragischen Helden größer und würdiger zu behandeln, sondern nur die Hinrichtung desselben künstlicher und martervoller zu verlängern.

Sie wählen daher auch ihre Helden nicht aus dem Plutarch, sondern aus den Criminalgeschichten, die man dem Bürger- und Bauersmann zur Warnung in die Kalender setzt. Dolch, Gift, Selbst-

mord und Blutschande sind gleichsam das tägliche Brod dieser Helden und die Dichter sind nur verlegen, wie sie es gräßlich genug machen sollen, damit das Schicksalspiel noch einigen Reiz der Neuheit gewinne. Schade nur, daß das Gebiet des tragischen Schicksals da beginnt, wo das der Criminaljustiz aufhört. Die Justiz greife dem Dichter, der Dichter der Justiz nicht ins Handwerk. Wenn jener gemeine Verbrecher abthut, so ist es eben so schlimm, als wenn diese nach der Ästhetik statt nach dem corpus juris richten wollte. Freilich, wem das Schaffot ein Theater ist, der macht auch gern aus dem Theater ein Schaffot.

So unwürdig, ja schändlich diese Entweihung der tragischen Muse ist, so haben die Urheber derselben doch eines großen Beifalls sich erfreut, theils, weil das Publikum immer noch roh und blutdürstig genug ist, um sich an jenen Schlächtereien zu weiden, theils, weil die beliebtesten Stücke darunter wirklich mit schönen Versen, Sentenzen, Phrasen und Sentiments ausgestattet sind. Aber der Mißbrauch der poetischen Form kann nie entschuldigt werden, und gerade je schöner die Formen sind, desto abscheulicher ist es, einen so unwürdigen Inhalt damit aufzuputzen. Wie sehr diese Dichter sich bemühen, das Gemeinste im erhabensten Pathos vorzutragen, die nichtswürdigsten Verbrecher oder bloße Schicksalspuppen in Bravour-Monologen zu echten Helden zu stempeln, so schlägt doch das Gemeine

immer durch alle Phrasen hindurch, und man kann darauf nur anwenden, was Platon einmal sagt: « Wir dürfen uns nicht überreden lassen, noch leiden, daß ein Gott so furchtbare und gottlose Dinge verübt habe, wie lügenhafte Dichter jetzt von ihm sagen. Vielmehr müssen wir die Dichter dazu anhalten, daß sie entweder nicht diese Handlungen von den Helden erzählen, oder daß sie dieselben nicht für Söhne der Götter ausgeben. »

Noch eins find ich an dieser Gattung von Schicksalstragödien bemerkenswerth. Sie sind unnatürlich, gekünstelt, forcirt von ihrer Entstehung an. Sie gehn nicht aus einem Drange des Gemüths hervor, sondern aus einer Berechnung des Verstandes, der etwas Neues, Außerordentliches erzwingen will. Es ist dem Dichter um Effect, um ephemeren Ruhm, um Recensentenlob zu thun. Daher die merkwürdige Erscheinung der Selbstrecension schon im Stück. Die Helden reflectiren auf dem Theater selbst in wohlgesetzten Versen über ihre tragische Bedeutsamkeit und Originalität. Der Dichter arbeitet dem Recensenten vor, und weist immer auf den Paragraphen seiner Ästhetik hin. Er will eigentlich nicht, daß wir gerührt werden sollen, wir sollen nur das stupende Genie des Dichters bewundern, analysiren, kritisiren. Wir sollen nicht selbst tragisch erschüttert werden, uns nicht selbst fürchten oder erschrecken, sondern nur einsehn, daß die Tragödie diese Wirkung bei Andern hervorbringen könnte. Und das Parterre ist

auch damit zufrieden. Unbegreifliche Selbsttäuschung! Wenn der Zuschauer nur dem Dichter in die Karten sehn kann, so begnügt er sich, ob er gleich das Spiel selbst verliert. Wenn er nur die Absicht des Dichters durchschaut, vergißt er, daß er von der Wirkung nichts verspürt. Er prahlt mit den aufgeschnappten ästhetischen Brocken, wird aus einem Zuschauer ein Mitschuldiger des Dichters und fühlt nicht, daß er allein den Schaden davon hat.

Das natürliche Wohlgefallen am einfachen Schönen, das nicht erzielt werden kann, wird durch blendende Künstlichkeit ersetzt. Der Dichter versteigt sich an die äußersten Gränzen des Möglichen und da ihm bis dahin kein großer Mann vorangegangen, dünkt er sich und auch dem rohen Publikum selbst ein großer Mann. Die Poesie leidet hier an derselben forcirten Virtuosität, wie die Musik. Der Künstler strebt statt des Schönen das Außerordentliche, statt der einfachen Mitte der Kunst ihre äußersten Enden darzustellen, wie der Seiltänzer nicht die höchste Anmuth, sondern nur die höchste Fertigkeit zeigt.

Die erste der fünf romantischen Dichtungsweisen sucht also, wie wir eben betrachtet haben, das Wunderbare in den äußern Schicksalen des Menschen. Die zweite sucht es dagegen in den Charakteren. Sie macht den Menschen und das innre Wunder seiner Seelengröße und Seelenschönheit zu ihrem Gegenstande. Sie verhält sich also zu der erstgenannten

entlehnt, wieder vom Ideal ab, und man verwechselt leicht die gemeine irdische Größe mit der innern Würde und Humanität des Charakters.

Weil alle Größe und Schönheit der menschlichen Seele sich in Handlungen offenbaren muß, so ist diese idealisirende Poesie vorzugsweise dramatisch, und weil jene Größe sich im Kampf, jene Schönheit sich im Gegensatz am glänzendsten offenbart, so ist diese Poesie wieder vorzugsweise tragisch.

Schon vor Lessing suchte man in Trauerspielen eine edle und große Menschlichkeit zu offenbaren, doch fielen die Versuche etwas steif moralisch aus. Man gab weniger Menschen, als abstracte Tugendhelden und was den Menschen an wunderbarem Reize innerer Schönheit fehlte, suchte man durch wunderbare Begebenheiten zu ersetzen. Erst Lessing schilderte natürliche schöne Menschen, und man thut ihm wohl Unrecht, wenn man sich durch das äußere Kleid seiner Personen verführen läßt, ihr innres Wesen minder natürlich, mehr abgemessen und begriffsmäßig zu finden. Seine tragischen Personen sind sehr wahr und natürlich und handeln so, wenn sie auch etwas zu verständig reden. Göthe befreite die idealisirende Muse von aller frühern moralischen Steifigkeit und zeigte zuerst, wie man die Natur natürlich malen müsse, sey es die gemeine oder die ideale. Nur stand ihm das Gemeine näher, als das Ideale. Wenn uns in seinen Dichtungen überall die Natur entzückt, so doch nur selten die reine, sittliche und erhabene

Natur. Seine Helden haben alle etwas von der gemeinen modernen Natur, das sie von ächten Idealen rein menschlicher Schönheit und Größe unterscheidet. Versteigen sie sich in die höchsten Regionen des Edlen, so sind sie doch mehr im Leiden, Empfangen, Genießen und Verlassen, als im Thun, Geben und Festhalten desselben ausgezeichnet. Aus welcher romantischen Vorzeit auch ihr Costüm entlehnt ist, es sind doch nur Copien der heutigen Helden, die sehr entfernt von Idealen sind. Wir müssen also Göthe ganz aus dieser Klasse verweisen und werden ihn als den Chorführer und König der modernen Poesie wiederfinden.

Der größte unter den poetischen Idealisten war Schiller. Er führte das Ideal zur Natur zurück, wie Göthe, aber er steigerte zugleich die Natur zum Ideal. Seine Helden waren im romantischen Sinn vollkommen das, was die Götter der griechischen Plastik im antiken Sinn, göttliche Menschen, menschliche Götter.

Schiller hat seine ganze poetische Kraft in die Darstellung des Menschen, und zwar des Ideals menschlicher Seelengröße und Seelenschönheit, des höchsten und geheimnißvollsten aller Wunder zusammengedrängt. Die äußere Welt galt ihm überall nur als Folie, als Gegensatz oder Gleichniß für den Menschen. Der blinden Naturgewalt stellt er die sittliche Kraft des Menschen gegenüber, um diese in

ihrem höhern Adel oder kämpfend in ihrer siegenden Stärke zu zeigen, so im Taucher, in der Bürgschaft; oder er legt einen menschlichen Sinn in die Natur, und giebt ihren blinden Kräften eine sittliche Bedeutung, so in den Göttern Griechenlands, in der Klage der Ceres, in Hero und Leander, den Kranichen des Ibikus, der Glocke rc. Selbst in seinen historischen Schriften ist es ihm weniger um den epischen, der Naturnothwendigkeit entsprechenden Gang des Ganzen zu thun, als um die hervorstehenden Charaktere, das Element der menschlichen Freiheit im Gegensatz gegen jene Nothwendigkeit.

Die Seele aller Schöpfungen Schillers sind seine idealen Menschen. Er schildert überall nur den Menschen, aber in seiner höchsten sittlichen Schönheit und Erhabenheit. Es fiel ihm sogar beinahe unmöglich, einer Poesie, welche den Menschen nicht idealisirt, diesen Ehrennamen zu geben. Wenn uns Schiller aber auch Ideale der Sittlichkeit schilderte, so würde diß zunächst nur seiner eignen Sittlichkeit zur Ehre gereichen, jedoch nichts für seinen poetischen Werth entscheiden. Im Gegentheil sind die meisten frühern und spätern Tugenddichter große Sünder gegen die Poesie gewesen, und es ist eben so schwer, eine edle Menschennatur zu schildern, als zu besitzen, aber nichts leichter, als die Anmaßung von beidem. Wenn Ideale der Sittlichkeit in einer Person dargestellt werden sollen, so muß verlangt werden, daß die

Natürlichkeit nicht darunter leide. Es ist eben so fehlerhaft, wenn eine unnatürliche und unwahre, daher auch unpoetische Darstellung sich durch die Moralität des Gegenstandes zu rechtfertigen suchen muß, als wenn die Immoralität des Gegenstandes sich hinter der Natürlichkeit und Anmuth der Darstellung versteckt. Die meisten Dichter gleichen indeß wirklich den schlechten Heiligenmalern, die auch dem widerlichsten Zerrbilde noch eine Verehrung verschaffen, wenn es nur eine Heilige bedeuten soll; nur wenige gleichen einem Raphael, dessen Heilige wirklich Heilige sind, dessen Kunst die Heiligkeit des Gegenstandes erreicht. Unter diesen wenigen aber steht Schiller oben an. Selbst in seinen ersten Jugendprodukten trägt die innere Naturwahrheit schon über die so oft darin getadelte Unnatur den Sieg davon, die eben deßhalb in seinen spätern Dichtungen nicht mehr vorkommt. Wir besitzen große Dichter, die andere Schönheiten, als sittliche, dargestellt haben, die im Talent der Darstellung unserm Schiller vielleicht überlegen waren, aber keiner hat das Interesse der Tugend und der Poesie dergestalt zu vereinigen gewußt, wie Schiller. Wir besitzen keine Darstellung der Tugend, die poetischer, keinen Dichter, der tugendhafter wäre.

In Schillers Idealen tritt uns kein todtes mechanisches Gesetz, keine Theorie, kein trocknes Moralsystem, sondern eine lebendige organische Natur, ein reges Leben handelnder Menschen entgegen. Diese

ideale Natur ist die Schöpfung des Genius. Schiller selbst sagt:

> Wiederholen kann der Verstand, was da schon gewesen,
> Du nur, Genius, mehrst in der Natur die Natur.

Der Genius entwickelt aus innerer Tiefe die höhere Menschennatur. In ihr kommt zur vollen glühenden Blüthe, was in andern nur in den Wurzeln unter der irdischen Decke schlummert. Das ist das gewaltig überraschende Wunder in der Geschichte der Menschen, daß unter ihnen immer neue Naturen geboren werden, die Niemand voraus berechnet, auf die kein hergebrachter Maaßstab paßt, mit denen uns vielmehr die Welt selbst in einer neuen Anschauung wiedergeboren wird, die uns das alte gewohnte Daseyn in einem neuen Lichte, die alte Natur in einer höhern Entwicklung zeigen, und in uns selbst das verborgene Geheimniß aufschließen, den träumenden Keim zum Lichte wecken, Neigungen, Kenntnisse, Tugenden, Talente in uns entwickeln, uns bereichern, veredlen, erheben, und uns mit einem Wort die ganze innere und äussere Natur im Wiederschein der ihrigen auf einer höhern Stufe, in einem neuen Zauberschein enthüllen. Diese neue höhere Dichternatur ist seine poetische Welt, und der Wunder größtes ist, daß diese poetischen Welten so mannigfaltig eigenthümlich sind. Größer als die Welt selbst sind die Welten, die in ihr wieder geboren werden. Die eine Natur blüht in tausend Na=

turen aus, die immer reicher, wunderbarer, schöner zarter sich gestalten. Diese Wiedergeburt ist das Werk des Genius. Jeder große Genius ist eine seltsame Blume, nur in einem Exemplar vorhanden, ganz eigenthümlich an Gestalt, Duft und Farbe. Die innere Trieb- und Lebenskraft einer solchen Geistesblume ist ein Geheimniß, von selbst erzeugt, von niemand zu enträthseln. Wer hat noch den Blumengeist oder den Duft der Blüthen erklärt, der in dieser so, in jener anders ist? Wer hat den Reiz erklärt, der uns in Raphaels Bildern so ganz eigenthümlich anspricht, und wer den geistigen Hauch und Duft, den innern Seelenreiz in Schillers Charakteren? Hier kann keine Definition des Verstandes etwas ausrichten; nur durch Vergleichung können wir das Gefühl näher bestimmen.

Raphaels Name hat sich mir unwillkürlich aufgedrängt, und es ist unverkennbar, daß über Schillers Dichtungen der Geist einer sittlichen Schönheit schwebt, wie über den Bildern Raphaels der Geist sinnlicher Schönheit. Das Sittliche tritt im Werden und Leben der Geschichte hervor, und Handlung, Kampf ist seine Bedingung; das Sinnliche ist wie die Natur im Großen, in einem ruhigen Daseyn befangen.

So müssen Schillers Ideale sich im Kampfe äußern, die von Raphael in sanfter und erhabener Ruhe. Schillers Genius mußte das Amt des kriegerischen Engels Michael nicht scheuen, Raphaels Ge-

nius war nur der sanfte Engel, der seinen Namen trägt. Jener originelle, unerklärbare Reiz aber, der himmlische Zauber, der Abglanz einer höhern Welt, der in den Angesichtern Raphaels liegt, liegt in den Charakteren Schillers. Kein Maler hat das menschliche Antlitz, kein Dichter die menschliche Seele in dieser Anmuth und Majestät der Schönheit darzustellen gewußt. Und wie Raphaels Genius sich gleich bleibt, und jener lichte, friedenbringende Engel in vielnamigen Erscheinungen uns immer in derselben Ruhe und Verklärung entgegenblickt, so bleibt auch Schillers Genius sich gleich, und wir sehen denselben kriegerischen Engel in Karl Moor, Amalien, Ferdinand, Louisen, Marquis Posa, Max Piccolomini, Thekla, Maria Stuart, Mortimer, Johanna von Orleans, Wilhelm Tell. Jener Genius trägt die Palme, dieser das Schwert. Jener ruht im Bewußtseyn eines nie zu störenden Friedens, in seiner eigenen Herrlichkeit versunken; dieser wendet das schöne, engelreine Antlitz drohend und wehmüthig gegen die Ungeheuer der Tiefe.

Die Helden Schillers sind durch einen Adel der Natur ausgezeichnet, der unmittelbar als reine, vollendete Schönheit wirkt, wie jener Adel iu den Bildern Raphaels. Es ist etwas Königliches in denselben, welches unmittelbar heilige Ehrfurcht erweckt. Dieser Strahl eines höhern Lichts muß aber, in die dunkeln Schatten irdischer Verderbniß geworfen, nur

um so heller leuchten; unter den Larven der Hölle wird der Engel schöner.

Dieser Schönheit erstes Geheimniß ist die engelreine **Unschuld**, die ewig in den edelsten Naturen wohnt. Dieser Adel der Unschuld kehrt in denselben himmlischen Zügen eines reinen jugendlichen Engels in allen großen Dichtungen Schiller's wieder. In der lichtesten Verklärung, als reine Kindlichkeit, völlig waffenlos und dennoch unantastbar, gleich jenem Königskinde, welches, nach der Sage, unter den wilden Thieren des Waldes unverletzt und lächelnd spielte, erscheint diese Unschuld in dem herrlichen Bilde Fridolins.

Wird sie des eigenen Glückes sich bewußt, so weckt sie den Neid der himmlischen Mächte. In diesem neuen rührenden Reiz erblicken wir sie bei Hero und Leander. Mit dem kriegerischen Helme geschmückt, vom Feuer edler Leidenschaft die blühende Wange geröthet, tritt die jugendliche Unschuld allen dunkeln Mächten der Hölle gegenüber. So hat Schiller im Taucher und in der Bürgschaft sie geschildert, und in jenen unglücklich Liebenden, Karl Moor und Amalien, Ferdinand und Louisen, vor allem in Max Piccolomini und Thekla. Über diesen rührenden Gestalten schwebt ein Zauber der Poesie, der seines gleichen nicht hat. Es ist ein Flötenton in wilder, kreischender Musik, ein blauer Himmelsblick im Ungewitter, ein Paradies am Abgrund eines Kraters.

Wenn Shakespeare's Gebilde in noch feinerem Lilienschmelz hingezaubert scheinen, so behaupten doch Schiller's Jungfrauen den Vorzug jener Seele in der Lilie, des kraftvollen, lebendigen Duftes, und hierin stehen sie den Dichtungen des Sophokles näher. Sie sind nicht weich, wie die Heiligen des Carlo Dolce oder Correggio, sie tragen ein heiliges Feuer der Kraft in sich, wie die Madonnen des Raphael. Sie rühren uns nicht allein, sie begeistern uns.

Die heilige Unschuld der Jungfrau tritt aber am herrlichsten hervor, wenn sie zur Streiterin Gottes auserseh'n wird. Es ist das tiefe Geheimniß des Christenthums und der christlichen Poesie, daß das Heil der Welt von einer reinen Jungfrau ausgeht, die höchste Kraft von der reinsten Unschuld. In diesem Sinne hat Schiller seine Jungfrau von Orleans gedichtet, und sie ist die vollendetste Erscheinung jenes kriegerischen Engels, der den Helm trägt und die Fahne des Himmels.

Wieder in andrer Weise hat Schiller diese Unschuld mit jeder herrlichen Entfaltnng echter Männlichkeit zu paaren gewußt. Hier ragen vor allen drei heilige Heldengestalten hervor, jener kriegerische Jüngling Max Piccolomini, rein, unverdorben unter allen Lastern des Lagers und des Hauses; Marquis Posa, dessen Geist mit jeder intellektuellen Bildung ausgerüstet, ein reiner Tempel der Unschuld geblieben; endlich jener kräftige, schlichte Sohn der Berge,

Wilhelm Tell, in seiner Art das vollendete Seitenstück zur Jungfrau von Orleans.

Wenn hier überall die Unschuld in ihrer reinsten Glorie hervortritt, so kannte Schiller doch auch jenen Kampf einer ursprünglichen Unschuld mit der Befleckung eigner Schuld durch große Leidenschaften, und er hat ihn mit gleicher Liebe und mit derselben vollendeten Kunst uns vor die Seele gezaubert. Wie tief ergreift uns jenes Magdalenenhafte in Maria Stuart! Was kann rührender seyn, als die Selbstüberwindung Karl Moor's! Wie unübertrefflich geistreich, wahr, erschütternd ist der Kampf in Fiesko's und Wallensteins großen Seelen dargestellt!

Wir wenden uns zu einem zweiten Geheimniß der Schönheit in den idealen Naturen Schiller's. Dies ist das Adelige, die Ehrenhaftigkeit. Seine Helden und Heldinnen verläugnen den Stolz und die Würde niemals, die eine höhere Natur beurkunden, und alle ihre Äußerungen tragen den Stempel der Großmuth und des angebornen Adels. Ihr reiner Gegensatz ist das Gemeine, und jene Convenienz, welche der gemeinen Natur zum Zaum und Gängelbande dient. Kräftig, frei, selbstständig, originell, nur dem Zuge der edlen Natur folgend, zerreißen Schiller's Helden die Gewebe, darin gemeine Menschen ihr alltägliches Daseyn hinschleppen. Es ist höchst bezeichnend für die Poesie Schiller's, daß alle seine Helden jenes Gepräge des Genies, das imponirende Wesen an sich tragen, das auch im wirklichen

Leben den höchsten Adel der menschlichen Natur zu begleiten pflegt. Alle seine Helden tragen das Siegel des Zeus auf der Stirne. In seinen ersten Gedichten mochte man dieses freie, kühne Geberden wohl etwas ungeschlacht und eckigt finden, und der Dichter selbst ließ sich im eleganten Weimar verleiten, seinen Räuber ein wenig zu civilisiren. Wer sollte jedoch nicht durch eine rauhe Hülle in den festen, reinen Demantkern der edlern Natur hindurchschauen? Welche Thorheiten man in Karl Moor, auch in Kabale und Liebe und im Fiesko finden mag, ich kann sie nicht anders betrachten, als die Thorheiten jenes altdeutschen Parcifal, der als roher Knabe noch im kindischen Kleide zur Beschämung aller Spötter sein adeliges Heldenherz erprobte; ja die Gewalt sittlicher Schönheit in einer edlen Natur kann wohl nirgends rührender und ergreifender wirken, als wo sie so unbewußt der einseitigen Verspottung bloßgestellt ist.

Das dritte und höchste Geheimniß der Schönheit in den Naturen Schiller's ist das Feuer edler Leidenschaften. Von diesem Feuer ist jedes große Herz ergriffen; es ist das Opferfeuer für die himmlischen Mächte, die vestalische Flamme, von den Geweihten im Tempel Gottes gehütet, der Prometheus-Funke, vom Himmel entwandt, um den Menschen eine göttliche Seele zu geben, das Pfingstfeuer der Begeisterung, in welchem die Seelen getauft werden; das Phönixfeuer, worin unser Geschlecht

sich ewig neu verjüngt. Ohne die Gluth edler Leidenschaften kann nichts Großes gedeihen im Leben und im Gedichte. Jeder Genius trägt dieses himmlische Feuer, und alle seine Schöpfungen sind davon durchdrungen. Schiller's Poesie ist ein starker und feuriger Wein; alle seine Worte sind Flammen der edelsten Empfindung. Die Ideale, die er uns geschaffen, sind echte Kinder seines glühenden Herzens, und getheilte Strahlen seines eigenen Feuers. Vor allen Dichtern behauptet Schiller aber den Vorzug der reinsten und zugleich der stärksten Leidenschaft. Keiner von so reinem Herzen trug dieses Feuer, keiner von solchem Feuer besaß diese Reinheit. So sehn wir den reinsten unter den irdischen Stoffen, den Diamant, wenn er entzündet wird, auch in einem Glanz und einer innern Gluthkraft brennen, gegen die jedes andre Feuer matt und trüb erscheint.

Fragen wir uns, ob es eine keuschere, heiligere Liebe geben mag, als sie Schiller empfunden, und seinen Liebenden in die Seele gehaucht? Und wo finden wir sie wieder so feurig und gewaltig, unüberwindlich gegen eine Welt voll Feinde, die höchste Seelenstärke weckend, die ungeheuersten Opfer freudig duldend? Von ihrem sanftesten Reiz, vom ersten Begegnen des Auges, vom ersten leisen Herzschlag bis zum erschütternden Sturm aller Gefühle, bis zur überraschenden Heldenthat des jungfräulichen Muthes, bis zum erhabenen Opfertod der Liebenden entfaltet die Liebe hier den unermeßlichen Reichthum

ihrer Schönheit, wie eine heilige Musik, vom weichsten Mollton bis zum vollen Sturm der gewaltigsten Klänge, immer aber nur in reinen Accorden.

Die Gluth des begeisterten Herzens erfaßt bei Schiller jedes Heilige, das der Menschheit gelten soll, und hier waffnet sich sein Genius mit dem Flammenschwert des Himmels; hier wird der Kampf jenes kriegerischen Engels mit den Geistern der Tiefe begonnen.

Schiller's reine Seele konnte kein Unrecht ertragen, und er tritt geharnischt in die Schranken für das ewige Recht. Ein begeisterter Prophet verkündet er die heilige Lehre jenes Segens, der im Rechte wohnt, und jenes Unheils, welches unausbleiblich dem Unrecht folgt. Die Wahrheit seines durchdringenden Urtheils aber wird durch die Gluth der Empfindung und durch den blendenden Schmuck der Rede nie getrübt, sondern immer nur glänzend und schlagend hervorgehoben.

Die Freiheit, die vom Recht unzertrennlich ist, war seinem Herzen das theuerste Kleinod. Doch jene ungezügelte Freiheit, die vom Unrecht ausgeht, und zum Unrecht führt, gehört unter die dämonischen Gewalten, die sein Genius kräftig bekämpft.

Wir besitzen keinen Dichter, der Recht und Freiheit mit so feuriger Begeisterung, mit so schönem Schmuck der Poesie, aber auch keinen, der sie mit so reiner unbestochener Gesinnung, mit so triumphi-

render Wahrheit, jedes Extrem vermeidend, dargestellt hat.

Sein Genius gehört der Menschheit an. Die Rechte der Menschheit, vom höchsten Standpunkt aus betrachtet, vertritt sein Marquis Posa. Für die Rechte der Völker tritt die Jungfrau von Orleans in die Schranken; das Recht der Einzelnen behauptet Wilhelm Tell. Aber auch in allen seinen übrigen Helden sehn wir Recht und Freiheit mit Willkür und Gewalt im Kampf, und Schiller offenbart hier denselben Reichthum des Genie's, wie in der Liebe.

Dieses mag hinreichen, so weit es wenige Grundzüge vermögen, den Geist in Schiller's Poesie uns zu vergegenwärtigen. Mehr als was hier gesagt werden kann, sagt jedem, der Schiller kennt, sein Gefühl.

Und dieses Gefühl wird nimmer verloren gehn, und kommende Geschlechter und ferne Zeiten werden es theilen; und diesen wird es vielleicht vergönnt seyn, die Größe Schiller's noch reiner und würdiger zu erkennen, denn der Zukunft gehört sein Streben, einer freieren und edleren Zukunft, die seine heilige Sehnsucht und sein fester Glauben an die Menschheit vorausgesehn, zu welcher er uns vorangeeilt, aus welcher sein Genius mit glücklicher Verheißung uns winkt. Sind viele hinabgestiegen in die dunkle Vergangenheit, den Geist der Menschheit in die alten Fesseln zu schlagen; Schiller hat, ein lich-

ter Engel, an die Pforte der Zukunft sich gestellt, ihren Schleier gelüftet, und dem sehnenden Auge eine freie, heitere Aussicht aufgethan.

Die ernste, feierliche Stimmung, von welcher wir bei Schiller ergriffen werden, die Erhebung, zu der er unsre Seele zwingt, die heiligen Schauer, die ihn umgeben, sind freilich nicht geeignet, den ästhetischen Kleinmeistern zu gefallen, den faden, süffisanten, lüsternen Kunstjüngern, die in der Seele vor ihm erschrecken, und ihn aus geheimer Rache bekritteln. Schnell ist man damit fertig, ihn unnatürlich, steif, pedantisch, grob zu nennen, und ihn für einen Dichter der ungezogenen Jugend und des Pöbels zu verschreien. Freilich, euch ist alles Große und Herrliche unnatürlich geworden, weil ihr im Grund verdorben seyd, weil euch die Gemeinheit zur andern Natur geworden ist. Euch erscheint die Tugend pedantisch, weil ihr sie aus fremdem Munde predigen hören müßt, weil sie nicht in euern Herzen selber spricht. Euch erscheint jede kühne Freiheit grob, weil sie eure conventionellen Schonungen und Gehege durchbricht, eure kleinen Götzen zertrümmert. Nur auf euch fällt die Schande, wenn die unverdorbne Jugend und das Volk, das ihr Pöbel nennt, den großen Dichter besser ehrt. Ich behaupte, daß kein Dichter in der Welt unsern Schiller in sittlicher Zartheit übertroffen hat, und sie ist es, für welche die deutsche Jugend, das deutsche Volk auch den zartesten Sinn hat, so lange derselbe nicht durch eure

Kunstgeschwätz verdorben wird. Euer moralisches Gefühl ist für Feinheiten dieser Art abgestumpft, nur mit einer sinnlichen Gourmandise mögt ihr in eurer Vornehmigkeit prahlen.

Schiller hat zahllose Nachahmer gefunden, und wie es das Schicksal aller Nachahmer ist, sie sind in Einseitigkeit und Übertreibung oder in ein mattes, mechanisches Nachkopiren verfallen. Schon in der Form stehen sie alle tief unter Schiller. Sie haben allesammt seine Jamben, seine Diction, seine Sentenzen nachgeahmt, aber nirgends finden wir jene stahlfeste, elastische, wohlklingende Sprache. Am nächsten ist ihm Theodor Körner gekommen, obgleich der Abstand sehr groß ist. Die übrigen Nachahmer haben entweder mehr philosophische oder mehr historische Trauerspiele geschrieben. Unter den erstern steht Raupach oben an. Bei einem großen poetischen Talent muß ihm doch vorgeworfen werden, daß er nicht wie Schiller, ideale Naturen geschaffen, sondern nur gewisse philosophische und namentlich politische Begriffe in dramatisirten Beispielen auf den Brettern versinnlicht hat. Die meisten andern Jünger der Schillerschen Schule haben, wie Collin, Klingemann, Öhlenschläger, historische Stoffe zum Theil im patriotischen Sinn, zum Theil des Theaterpompes wegen auf die Bühne gebracht, und nur selten sind wahrhaft ideale Naturen darin nach Schiller's Weise verherrlicht worden. Ganz außer den Grän-

zen seiner Poesie, sind die Schicksalstragödien gefallen, wie oben gezeigt wurde.

Die politischen und patriotischen Schauspiele sind an sich sehr schätzbar, da die Bühne nicht allein einem ästhetischen Zwecke huldigen, sondern auch belehren und für das Leben begeistern soll. Collin und Theodor Körner haben in dieser Hinsicht zu ihrer Zeit recht gut gewirkt. Auch ist die deutsche Geschichte überreich an Volkshelden, denen sich eine ideale Seite abgewinnen läßt, in denen eine wahrhaft große und edle Natur sich offenbart hat. Nur stehn die meisten dieser deutschen Helden, dieser sittlichen, politischen, kirchlichen und militärischen Ideale, in einem zu innigen Zusammenhange mit dem ganzen großen Gemälde ihrer Zeit, das sich nicht gut mit auf die Bretter bringen läßt. Sie eignen sich weit mehr für das Epos, als für das Drama. Daher sind die größten Helden, in denen die Geschichte selbst schon allen poetischen Stoff zusammengehäuft hat, z. B. die Hohenstauffen, noch immer auf der Bühne nicht einheimisch geworden. Neulich hat ein junger Dichter einen Versuch gemacht, aber er sah sich genöthigt, einen Cyclus von sieben Trauerspielen auf einmal zu geben, und so dehnte sich das Drama zu einer mehr als epischen Länge aus. Auch ein besserer Dramatiker wird hier Hindernisse finden, die einmal im Stoffe liegen.

Wir haben oben als eine dritte Gattung des Romantischen diejenige Dichtungsweise unterschieden,

die das Wunderbare im Weltganzen sucht, deren Gegenstand die ganze Schöpfung ist, während der Gegenstand der eben erwähnten Poesie immer nur das Höchste der Schöpfung, der Mensch war. Warum auch sollte nur der Mensch und nur in den engen Grenzen einer Begebenheit ein würdiger Gegenstand der Dichtung seyn, und nicht die Natur selbst in ihrem ganzen Umfang, als ein einziges großes Wunder.

Wir müssen zweierlei Arten solcher Weltgedichte wenigstens der Form nach unterscheiden, die systematischen und die freien, oder die architektonischen und pittoresken. Jene betrachten wir hier zuerst.

Schon im höchsten Alterthum entstanden große Weltgedichte, Kosmogonien, in denen man die Schöpfung und das Wesen der Welt abspiegelte. Allen lag ein mehr oder weniger klares System zu Grunde. Die unendliche Mannigfaltigkeit der Welt in ein wohlgeordnetes System zu bringen, war eben die Aufgabe. Aus den Kosmogonien und Religionssystemen giengen die philosophischen Systeme hervor, sofern sie dogmatisch die Welt zu construiren unternahmen, und nicht bloß kritisch untersuchten, was möglich möchte seyn, sondern apodiktisch verkündeten, so ist es! Alle diese dogmatischen Systeme giengen aus einer dichterischen Begeisterung, aus einer höhern Offenbarung, aus Visionen, aus einer Vorspiegelung der entflammten Phantasie hervor, daher sie auch größtentheils in Bildern und in einer prophetischen,

heiligen Sprache verkündet sind. Niemand streitet ihnen den poetischen Charakter und Werth ab, wenn auch die ganze kritische Schulphilosophie den philosophischen Werth derselben schlechterdings abläugnet, sie gänzlich aus dem Gebiet der Philosophie verbannt wissen will. Dennoch ist in diesen poetischen Offenbarungen die Wahrheit oft tiefer ergründet, als in dem beschränkten Kriticismus.

Ihr poetischer Werth beruht theils im Inhalt, theils in der Form. Ihr Inhalt ist das ewige große Wunder der Welt. Sie mysticiren uns, sie zeigen uns selbst im Begreiflichen noch das Wunder, während umgekehrt der Kriticismus selbst das wirklich Wunderbare begreiflich und gemein zu machen strebt. Es ist ihnen nicht um philosophischen Effect, um Vernichtung des Wunders, um Erklärung für den Verstand, sondern nur um poetischen Effect, um Verstärkung des Wunders, um Interesse für das Gefühl und die Phantasie zu thun.

Die poetische Form dieser Weltgedichte ist weniger in den Bildern und in der feierlichen Sprache zu suchen, als in dem architektonischen Bau, in der Harmonik des Systems. Es steht dem Begriff des Schönen durchaus nicht entgegen, daß es auch in einem System, in einem Gebäude, sey es logisch oder materiell, wohnen kann. In tiefen mathematischen Combinationen schließt sich der poetische Zauber der Harmonik auf, im materiellen Gebiet durch die Baukunst und durch die Musik, im geistigen Gebiet

durch die Systeme. Die Materie reicht für die feinsten Kunstgetriebe der Harmonik weder in der Musik, noch in der Baukunst aus, erst in der geistigen Harmonik erreicht diese Kunstgattung ihren Gipfel. Wenn aber die Mathematik in jenen ersten beiden Künsten sich den Sinnen aufdrängt, so bleibt diese höhere Harmonik freilich dem leiblichen Aug und Ohr verborgen, und es bedarf eines höhern Sinnes, sie zu vernehmen, eines Sinnes, der sehr selten ist. Man sucht daher auch an den kunstreichsten Gebäuden dieser Art meistens nur einzelne Parthien heraus, und das Ganze zu durchdringen, seine Construction zu ergründen, fällt den meisten zu schwer, oder sie denken nicht einmal an das Daseyn der ihnen verborgenen Kunst. Sie ahnen nichts von jener höhern Musik, wo die Töne Ideen sind.

Jene prophetischen Geister sehen die geistige Ideenmasse und ihre Reihenfolge, wie die Masse der Materie, und wie die Scala an, und begründen darauf nach architektonischen und musikalischen Regeln ihre kunstreichen Systeme, die wir daher den alten Domen oder den Prachtgebäuden der musikalischen Harmonie vergleichen dürfen. Es ist dieselbe Harmonik, die hier wie dort angewendet wird, wie aber der Ton schon geistiger ist, als die architektonische Form, so wieder die Ideen geistiger als der Ton. Die Harmonik kann in keiner feinern Materie walten, als in den Ideen. Dieser Stoff heiligt sie aber nicht allein, vielmehr giebt sie selbst ihm erst den

höhern Werth. Die tiefsten und fruchtbarsten Ideen erhalten ihre höchste Bedeutung erst in der Harmonie aller Ideen. Ihre Stellung im Ideengebäude ist so wichtig, als ihr Gehalt, und bestimmt denselben erst völlig. Ihre kunstreiche Entgegenstellung macht erst die große Wirkung, und es giebt einen Contrapunkt in der philosophischen Construktion, wie in der musikalischen.

Diese Gattung von Poesie nimmt also ihren Ursprung in der Vision, ihr Wesen ist Mystifikation des Weltganzen, ihre Form Harmonik. Unter uns Deutschen steht in dieser Gattung Jakob Böhme oben an. Alle seine Werke sind poetische Visionen, darin er die gemeine Natur in einem mystischen Zauberlicht, wie im Goldglanz der Morgenröthe erblickte, und in ihren innersten Leib und Bau bis zum Herzen und Centrum, wie in ein dursichtiges Krystallschloß hineinsah. Diesen geheimnißvollen, dem gemeinen Auge verborgenen Bau construirt er nun in den kunstreichsten Lineamenten und Verschlingungen, worin ihn noch kein Philosoph übertroffen hat. Was die Stereometrie, die gothische Architektonik und die Fugenkunst je an kühnen und feinen Constuktionen erdacht, das findet sich in Jakob Böhme's Wunderbau der Natur beisammen. Bei den neuern Naturphilosophen überwiegt die materielle Masse der Ideen die Kunst der Construktion. Sie construiren meist nur in gemeinen geometrischen Verhältnissen, ohne Ahnung der höhern Harmonik. Dagegen gewinnen sie auf der

prosaischen und philosophischen Seite durch eine größere Summe von Erfahrungsbegriffen. Bei Jakob Böhme überwog die Kunst, bei den neuern Naturphilosophen überwiegt der Stoff. Er macht aus Wenigem mehr, sie machen aus Vielem weniger. Selbst seine Irthümer haben einen hohen poetischen Zauber, jene dagegen entlehnen ihren Glanz nur von der Wahrheit.

Die schönsten neuern philosophischen Gedichte oder dichterischen Offenbarungen in systematischer Form sind die Naturphilosophien und unter diesen wieder vorzüglich die von Görres und Steffens. Hier erscheint die ganze Welt in das Zauberlicht des Wunderbaren getaucht, das Gemeinste als etwas Bedeutungsvolles und Mystisches, alles in Harmonie, alles wie feierlich geschmückt und geordnet zum Fest des Höchsten. Wir sehn in den tiefen Zusammenhang der Natur wie in ein kunstreiches Gebäude, und in die Weltgeschichte, wie in ein Drama. Alles Wirkliche erscheint als Kunst, alles Alltägliche wird zum Wunder. Den erhabensten poetischen Eindruck macht der Überblick über das Ganze, aber auch im Einzelnen überrascht uns die Neuheit der Beziehungen, der nicht geahndete Einklang entfernt scheinender Dinge, das Seltsame der Contraste, das Liebliche des Wiederscheins. Eine ganz unendliche Fülle von Genuß strömt auf uns heran, und wir glauben in einem Meer von Poesie unterzugehn. Aber gerade diesen Genuß verstehn sich nur Wenige zu verschaffen, weil er nur

einem vielumfassenden, geistigen Organ vermittelt werden kann. Die meisten Menschen genießen alles nur aphoristisch, weil sie nicht im Stande sind, viel auf einmal zusammenzufassen und zu behalten. Ihnen bleiben daher auch die herrlichsten Wundergebäude der Harmonik verschloßen. Sie gehn von einem Einzelnen zum andern über, ohne je das Ganze zu überschauen. Dadurch bleibt ihnen aber auch das Einzelne räthselhaft. Sie halten daher die einzelnen Parthien eines naturphilosophischen Werks für wunderliche Arabesken ohne Sinn.

Den Übergang von der strengen architektonischen zur freien pittoresken Form machte Novalis. Er brachte seine Philosophie in die Form eines historischen Romans, doch sein wunderliches Gedicht ist noch ganz architektonisch construirt, seine Personen sind weniger frei handelnde Wesen, als nur personificirte Ideen und noch in das ganze Ideengebäude wie in Stein verwachsen. Er hatte den ungeheuern Gedanken, das ganze All von der poetischen Seite, ja von jeder möglichen poetischen Seite zugleich zu zeigen, alles, was da ist, Natur, Geist und Geschichte in einer unendlichen Poesie zu verknüpfen, alles ersinnliche Schöne zumal in einem großen Dom von Poesie zu verbauen. Darum hat er nicht nur Himmel und Erde in sein Gedicht aufgenommen, sondern auch die Ansichten, den Glauben, die Mythen aller Völker. Alles zog er an sein großes Herz, über alles hat er den Liebesschein desselben ausgegossen.

Indem er alles mit seiner Liebe verband, war er selber der Gott seiner unermeßlich reichen Welt. Schon früher ist angedeutet worden, daß Novalis den Gott Fichtes in die Poesie übersetzt hat. Jenes göttliche Ich, was bei Fichte der strengen Arbeit der Selbstschöpfung oblag, feiert bei Novalis den ersten Sabbath und sitzt auf dem Throne seiner Herrlichkeit, um sich versammelnd alle Zauber des Himmels und der Erde, die ihm in Andacht dienen. Was bei Fichte der männliche Wille, das war bei Novalis die Liebe des Menschen, beide gleich ursprünglich, frei, unendlich, göttlich.

In ganz freier, pittoresker Form hat jene Weltpoesie den Zauber der Harmonik aufgeben müssen, doch mit der Veränderung der Form ist nicht zugleich ihr Geist umgewandelt worden. Allegorie oder Beispiel sprechen die ewigen Weltideen nicht minder aus, als jene mystischen Lehrgebäude. In der Personification und Mythe walteten noch die alten Götter der Ursymbolik. Wir besitzen Dramen und Romane, die wir zu dieser Gattung von Weltpoesie rechnen müssen, weil sie nicht wunderbare Begebenheiten, noch ideale Menschen, noch Costüme gewisser Zeiten, sondern nur das Walten des ewigen Weltgeistes schildern, das poetische Wunder nur im Ganzen der Welt suchen, und voll philosophischen Tiefsinns sind. Unter den Gedichten dieser Art steht Göthe's Faust oben an.

Göthen finden wir überall durch einen innigen Zug mit der Natur verbunden. Alle seine Gedichte sind Triumphe, welche die Natur über die Freiheit des Menschen feiert. Zwar sucht und findet er überall in der Natur den Menschen, aber auch nur den Menschen in der Natur, in den unauflöslichen Banden des Elementargeistes. Die kühne Freiheit, in welcher der Mensch sich zum Gott erhebt, schien ihm frevelhaft und thöricht. In der übernatürlichen Erhebung des Menschen sah er nur eine unnatürliche Entfremdung, ja Erniedrigung. Alles Menschliche der Natur fügsam in allen Falten anzuschmiegen, war die große Idee seines Lebens und Wirkens. Wie er selber, tief eingewurzelt mit allen Nerven und Adern in das irdische Daseyn, die Natur in ihrer ganzen Tiefe durchschaut, in ihrer ganzen Fülle genossen, so hat er sich zum Canon der Humanität gemacht, und diese daher ganz in die Naturgrenzen hinabgezogen. Wohl erkennend aber den Gegensatz des Idealen und der Natur, hat er jenes Ideal als das trügerische Schattenbild des menschlichen Hochmuths bezeichnet, und das Streben darnach als Unnatur, die nur zum Tode führt, durchaus verworfen. In diesem Sinne hat er seinen Faust gedichtet, sein größtes Gedicht, wie es den größten Gegenstand hat, und wie es die Eigenthümlichkeit des Dichters im strengsten Gegensatz gegen andre ausdrückt. Das Gedicht ist eben dieses Gegensatzes wegen ganz negativ, es ist eine Parodie aller Bestrebungen menschlicher Freiheit seit

dem Anbeginn der Welt, die größte und beste Satyre, die jemals auf die Menschen gemacht worden ist. Man sollte meinen, der Erdgeist selbst habe dieses Gedicht sich zur Lust und den nach dem Höhern strebenden Menschen zum Hohn gedichtet.

Neben Göthe's Faust glänzen in der deutschen Literatur noch eine Menge der ausgezeichnetsten philosophischen Gedichte, so Lessing's Nathan, vor allem die neuern Novellen von Tieck und Steffens. In vielen solcher Gedichte verschwindet das philosophische Interesse der Idee beinah gänzlich unter dem Poetischen der Fabel; in andern herrscht dagegen das Philosophische vor, es sind Wissenschaften in der Form des Romans oder Dramas, wie Julius und Evagoras von Fries ꝛc. Zu den letztern gehören denn auch die eigentlichen Lehrgedichte, die naturhistorischen, moralischen, philosophischen und theologischen Betrachtungen in Versen, wie Tiedge's Urania und dergleichen.

Die eigentlich romantische, mittelalterliche und wieder insbesondere katholische Romantik dürfen wir wohl von allen übrigen Gattungen des Romantischen unterscheiden, obgleich vieles von den andern Gattungen darin enthalten ist. Das Unterscheidende ist das alterthümliche Gepräge, der Charakter des Mittelalters. Die neuern Dichter, wie Tieck und Uhland, welche dieser Gattung des Romantischen huldigen, haben den Stoff und die Form dazu aus dem Mittelalter selbst entlehnt. Ihre Dichtungen stehn in ge-

nauer Verbindung mit den Überresten der mittelalterlichen Poesie. Der größte Reiz der neuern Dichtungen dieser Art ist das Helldunkel des mittelalterlichen Volksglaubens.

Wir müssen indeß auch in dieser Gattung wieder unterscheiden. Die altdeutsche Paesie selbst enthält zwei Elemente, ein heidnisches und ein christliches, darnach sich dieselbe als Sagenpoesie und als katholische Legenden- und Ritterpoesie ausgebildet hat. Demzufolge hat auch die neuere Romantik entweder mehr die heidnische Sage und den ältesten Volksglauben, oder das katholische Heiligen-, Priester- und Ritterwesen in sich aufgenommen. Ludwig Tieck ist der Repräsentant dieser ganzen Gattung in beiden Richtungen. Ihm folgte in der Richtung der Sagenpoesie vorzüglich Uhland, in der katholischen Richtung aber Werner, dessen schon gedacht ist.

Die alte Volkssage klang mit dem alten Volksglauben und Aberglauben durch alle wechselnde Melodien des Zeitgeistes und der Mode beständig als ein lang gehaltner tiefer Ton hindurch. In der französischen Aufklärungsperiode sank sie am tiefsten und verhallte beinah. Sie diente nur noch dem Witz und der Ironie in Heldengedichten, wie die von Wieland. Erst Herder machte auf den Werth der alten Sagen aufmerksam, und nach ihm bemühte sich besonders die Schlegel'sche Schule, die Schätze der alten Volkspoesie ans Tageslicht zu ziehn. Für die deutsche Sage und den deutschen Volksglauben geschah besonders viel

durch Görres, Arnim, die Brüder Schlegel, von der Hagen, Grimm, Mone, Lachmann rc. Man sammelte alle Thatsachen des alten Volksglaubens und die mehr oder minder vollkommen erhaltnen Sagen.

Die Poesie in diesen alten Sagen machte den mächtigsten Eindruck auf die Zeitgenossen. Trotz aller Aufklärung, mit der man prahlte, wurde man unwiderstehlich von dem heiligen Dunkel dieser Poesie angezogen. Die große Wirkung derselben beruht ohnstreitig darauf, daß sie nicht als das künstliche Machwerk von Menschen, sondern als eine unmittelbare Naturoffenbarung erscheint. Nicht die spielende Phantasie des Dichters hat diese Sagen erfunden, sie sind unwillkürlich im Gemüth aller Völker entsprungen. Sie sind mit der Geschichte, mit dem handelnden Leben der Völker so unzertrennlich verbunden, wie es die ältesten Mythen mit der Natur selbst waren. In jenen Mythen sprach sich das Daseyn und der Naturtypus der Völker aus, in diesen spätern Sagen offenbarte sich die lebendige Seele derselben, gleichzeitig mit ihren Thaten. Wie aber durch alle Mythen derselbe Zug hindurchgeht, so auch durch alle Sagen. Alle Völker sahen sich noch um so ähnlicher, je näher sie der gemeinsamen Wiege des menschlichen Geschlechtes standen, wie sich die Blüthen mehr gleichen, als die Früchte. Das Charakteristische dieser Sagen ist die historische Form, in welcher sie alles Innerliche der Seele auf allegorische Weise oder in Beispielen offenbaren, wie es dieselben Völker gleich-

zeitig in äußern Handlungen und Thaten offenbarten. Alles Innerliche tritt aus sich heraus, äußert sich, wird historisch. In dem Doppelbild der Sagen und Geschichten ist daher die Seele jener Völker und Zeiten aufgeschlossen, liegt uns ihre Philosophie vollständig offen. Zwischen der Sage und Geschichte besteht ein geheimnißvolles und unzertrennliches Band. Wie die Sage stets auf den praktischen Boden der Geschichte zurückführt, so die Geschichte stets auf das ideale Gebiet der Sage. Alle Sagen sind historisch, aber alle Geschichten jener Zeit sind auch wieder mährchenhaft, bedeutungsvoll und mystisch. In beiden spricht sich das Gemüth der Völker in Thaten aus, die so wunderbar und ahnungsvoll sind, als dieses Gemüth selbst. Alle jene Thaten sind sinnlos, wenn man sie nicht auf jenes Gemüth zurückleitet, daher die gewöhnliche historische Darstellung des Mittelalters seit der Völkerwanderung so unerträglich ist. Man muß sie im Sinn der Sage als Offenbarungen des Volksgemüthes auffassen.

Die Sagen gelten aber nicht nur für ihre Zeit, es liegt etwas Philosophisches darin, was für alle Zeiten gilt. Tiefer und zarter als alle unsre speculativen Definitionen stellen uns die Sagen in einfachen Bildern die Ideen des Lebens dar. Von dem ungeheuern Gemälde der Niebelungen bis zum leisesten Farbenzug eines Volksliedes oder Elfenmährchens entfalten sie die ganze Tiefe des menschlichen Lebens. Sie sind alle bedeutungsvoll, von geheimem

tiefem Sinne, alle an eine ewige Idee geknüpft, die einfachste kunstloseste Offenbarung derselben. Darum sprechen sie uns so an.

Auf diese Weise sind die Sagen eine unerschöpfliche Quelle von Poesie, und ihr Stoff ist so unermeßlich und im Allgemeinen noch so wenig durchgearbeitet, daß die neuern Dichter sich seiner wohl annehmen dürfen. Theils ist die alterthümliche Form, in welcher sich vollendet ausgearbeitete Sagen erhalten haben, uns fremd geworden, theils sind die meisten Sagen wirklich nur in rohen Grundzügen vorhanden, welche wir erst ausführen müssen. So geschah es, daß unsre vorzüglichsten Dichter wetteifernd den alten goldschweren Schatz der Volkssage zu heben und neugeprägt wieder in Umlauf zu bringen bemüht waren.

Hiervon nahm zunächst die neuere Romanze ihren Ursprung, eine Dichtungsart, in deren bescheidenem Gewande die herrlichste Poesie sich verbirgt. Unsre größten Dichter waren darin ausgezeichnet, und am meisten, wenn sie sich an echte alte Sagenstoffe hielten. So Göthe, Schiller, Stollberg. Bürger machte sich die Romanze zur Hauptsache, entstellte sie aber durch bäurische Derbheit, die er mit dem Volkston verwechselte. Die trefflichsten Romanzen hat unter den Neuern Uhland gedichtet. Keiner faßte die Ideen der alten Sagen tiefer auf, keiner stellte sie treuer und einfacher im echten alterthümlichen Ge-

wande dar. Darum mahnen sie uns wie Klänge fern aus grauer Vorzeit.

Größre Sagen in der Form des Heldengedichts und Romans gaben vorzüglich Tieck und Fouqué. Sie bilden zugleich den Übergang von der Sagenpoesie zur katholischen. Wie im Mittelalter selbst die heidnische Sage mit der christlichen Legende sich vermischte, so auch in den neuern Dichtungen, die auf jene gegründet sind. Indeß bemerken wir einen sehr großen Unterschied unter den Darstellungen des katholischen Mittelalters.

Auf Göthe's Götz von Berlichingen, welcher nichts andres bezweckte, als ein charakterisirendes Gemälde, folgte jene Fluth von Ritterromanen, die nur die Bengelhaftigkeit der gegenwärtigen, keineswegs die Kraft und Milde der vergangnen Zeit schilderten. Sie waren wesentlich negative Schilderungen des Mittelalters, gegen den Geist desselben gerichtet, daher sie auch beständig die Pfaffen zur Zielscheibe ihres groben Witzes machten. Indeß läßt sich nicht verkennen, daß selbst in dieser abgeschmackten und rohen Auffassung des Mittelalters eine Vorliebe für das Romantische jener Zeit zu Grunde lag. Eine alte Burg, ein Wald, ein geharnischter Ritter, ein Burgverließ, ein Eremit reichten schon hin, die Phantasie zu beleben und das Herz mit romantischen Schauern zu überströmen.

Ludwig Tieck war der Erste, der den Geist des Mittelalters lebendig und rein im ganzen Umfang

seiner Erscheinungen auffaßte, und zwar in der doppelten Richtung der altheidnischen Sage und des christlichen Romanismus. Wir müssen ihn aber nicht allein als den Repräsentanten dieser alterthümlichen Gattung der Romantik betrachten. Er hat eine höhere Bedeutung. Er ist kein blos antiquarischer Poet, der mit rückwärtsgedrehtem Halse in die verlorne Vergangenheit sieht. Er hat vielmehr die Vergangenheit der Gegenwart lebendig verknüpft, und auf den Grund der alten echtdeutschen Poesie die neue fortgebaut. Als Vermittler zwischen den beiden großen Bildungsstufen der deutschen Nation wird er in der Entwicklungsgeschichte derselben stets eine der ersten Stellen behaupten. Die neue deutsche Poesie bildete sich aus dem Protestantismus hervor und nach antiken Mustern, in strengem Gegensatz gegen die altdeutsche Poesie. Die einseitige protestantische, allem Wunderbaren abholde Dichtungsweise wurde durch unsre größten Dichter zu einer humanen, kosmopolitischen veredelt, schweifte jedoch noch häufig von der deutschen Eigenheit ab und folgte fremden Mustern. Aber mehr und mehr gewann unsre Poesie mit ihrer Selbständigkeit auch wieder ihre nationelle Physiognomie. Aus eigner innrer Kraft stieß sie das Fremde von sich und das Eigenthümliche, das so lange verachtet gewesen, machte sich durch seinen eignen Werth wieder geltend. Da mußte die Zeit endlich kommen, in welcher die innerliche Verwandtschaft der neuen und alten Deutschen klar wurde. Das deutsche Ge-

müth hatte sich selbst wiedergewonnen. Es fühlte jenen alten Gesinnungen und Empfindungen, in grauer Vorzeit dem unsterblichen Gesang vertraut, innigst sich verwandt. Welche höhere Entwicklung wir auch im Verfolge der Zeiten gewonnen, welches Fremde zur andern Natur uns geworden, das ursprüngliche Naturell war uns dennoch geblieben. Sobald wir dies erkannt, war die nothwendige Folge, daß wir unsre Poesie auf den Ton der alten, oder vielmehr unser Herz auf die Empfindungsweise des alten zurückstimmten. Im Contrast dieser Richtung der Poesie mit der frühern protestantischen und antiken mußten sich schneidende Gegensätze und Übertreibungen ergeben. In der Überschwenglichkeit des Enthusiasmus, womit die Deutschen alles zu ergreifen pflegen, mußten antiquarische Schwärmer und Pedanten die altdeutsche Poesie ausschließlich über jede andre erheben, während ihre Gegner sie schlechterdings als eine Barbarei verdammten. In der Mitte der Extreme jedoch mußten andre die natürliche Vermittlung des Alten und Neuen begründen. Vor allen war Tieck zu dieser wichtigen Vermittlung berufen. In diesem nationellsten unsrer Dichter wurde der Genius des alten Deutschlands wiedergeboren und wie ein Phönix verjüngt. Seine Dichtungen sind so sehr echtdeutsch, daß sie die Probe beider fern von einander liegenden Zeiten aushalten. Sie sind dem Mittelalter so verwandt, als uns. Die tief bedeutsame und wunderreiche Erscheinung dieses Dichters bezeichnet einen

Wendepunkt in unsrer neuen Bildung. Sie wird ihre Wirkungen weit in die Zukunft verbreiten.

Tieck trat mit seiner echtdeutschen Poesie in eine natürliche Opposition gegen die herrschenden Schulen, und namentlich gegen die protestantische und antike Bildung und Gesinnung. Darum sind seine Dichtungen nur zum Theil positiv, zum Theil negativ. Er offenbarte nicht nur den echten, bisher verkannten deutschen Genius; er fehdete zugleich auch mit allen Waffen eines tiefen Gefühls und überlegnen Geistes die Verirrungen der Zeit an.

Die Bearbeitungen alter Volkssagen sind Tieck's vorzüglichste Dichtungen, worin er auf positive Weise sich ausgesprochen. Doch auch schon in diesen ernsten Dichtungen hat er den Contrast gegen das Moderne zu bezeichnen gesucht, indem er nach dem Beispiel Shakespeare's das Komische dem Tragischen vermischte. Immer stellt Tieck die poetischen Elemente des Mittelalters der entarteten Prosa der neuen Verstandesperiode gegenüber, zunächst die kräftige, gesunde Sinnlichkeit und Kraft, woraus alle übrigen Tugenden jener frühern Zeit herflossen, der Unnatur und Schwäche, welche die Grundlage unsrer Fehler und Laster bilden. Hierin ist Tieck sehr nahe mit Schiller verwandt. Auch Tieck schildert die edelsten und kräftigsten Naturen, nur macht er aus ihnen nicht, wie Schiller, allgemeine Ideale der Humanität, sondern er läßt sie nur als Repräsentanten der Vorzeit und einer bestimmten Volksnatur erscheinen. In diesen

erhabenen Charakteren contrastirt er sodann die alte edle Einfalt und Unschuld mit der Überfeinerung und Affectation der neuern Zeit, die alte Ehrlichkeit mit der neuen Pfiffigkeit, die alte Bescheidenheit mit der neuen Eitelkeit, die alte Wahrheit mit der neuen Lüge. In der Tiefe und Wärme des Gemüths aber bezeichnet er die Hauptverschiedenheit des Mittelalters von unsrer Zeit. Dieses Gemüth offenbarte sich in Andacht, Liebe, Ehre, und der Verstand unsrer Zeit hat ihm leider das Gegentheil jener Tugenden, Unglauben, Egoismus und Schamlosigkeit entgegenzusetzen. Tieck malt mit tiefglühenden, brennenden Farben die Frömmigkeit und religiöse Innigkeit der alten Zeit, im herben Gegensatz gegen die moderne Aufklärung und deren albernen oder frechen Unglauben. Mit eben so warmen Zügen schildert er die Liebe jenes mildkräftigen Geschlechts der Vorzeit, und kein Dichter außer Shakespeare und Schiller hat die Liebe, den ewigen Gegenstand der Poesie, so tief und wahr geschildert. Endlich malt uns der Dichter die ritterliche Männertugend der alten Zeit in den kräftigsten Zügen, den angebornen Adel und die bewußtlose Großmuth der Helden.

Jenes gewaltige Leben der Vorzeit hatte wesentlich zwei Brennpunkte, die Religion auf der einen, Ritterthum und Minne auf der andern Seite, d. h. das Herz offenbarte sich in doppelter Richtung gegen das Überirdische und Irdische, und seine Flammen loderten hier im reinen Lilienlicht der Andacht, dort

im warmen Rosenlicht der Liebe und Lebenslust. Demnach sind auch die zwei größten Dichtungen Tieck's an jene beiden Brennpunkte geknüpft. Seine Genoveva und sein Octavian bilden vereinigt in einem elliptisch verschlungenen Ganzen, ein vollständiges Gemälde des mittelalterlichen Geistes. Genoveva ist die Lilie, Octavian die Rose. Mit dem Zauberstab der Poesie schließt uns Tieck in diesen Dichtungen die geheimsten Tiefen und Schätze einer vergangnen Welt auf, aber diesen Zauberstab gewinnt auch nur, wer reines Herzens ist und fromm. Diese zartesten und tiefsten aller Dichtungen werden daher von dem großen Haufen unsrer Aufgeklärten als katholische Contrebande verfolgt, als Schwärmerei bedauert, als Kinderei bespöttelt.

In seinen Lustspielen verfährt Tieck negativ, und opponirt dieser falschen Aufklärung. Es sind die besten Lustspiele, die wir haben; vom Grund aus bis zum leisesten Zuge der Ausführung erfüllen sie alle Forderungen des echten Lustspiels. Da sie aber gegen die Thorheiten unsrer Zeit gerichtet sind, wollen wir ihrer erst bei der modernen Poesie gedenken. In seinen spätern Novellen hat Tieck sich ebenfalls mehr an das moderne Leben angeschlossen. In allen seinen Werken aber klingt der Grundton des Mittelalters hindurch. Über allen seinen Gebilden ist ein reiner tiefer Himmel ausgebreitet.

Tieck steht in der lebendigen Mitte des Mittelalters und der neuern Zeit, und verbindet beide,

darum vereinigt er auch in seinen Dichtungen je das Herrlichste der Dichter beider Zeiten. Was die Provenzalen Glänzendes, die Normannen Ritterliches, die Bretonen Zartes, die Engländer Schauerliches, die Deutschen Süßes und Tiefes gesungen, klingt in seinen Dichtungen wieder, und wem unter den Neuern steht er nach? Von Lessing hat er den feinen Spott und Sarkasmus, von Göthe die warme lebendige Darstellung der Natur und Menschen, von Schiller das Hohe, Edle, Ideale, von Jean Paul die bunte überströmende Phantasie. Er hat aber mehr als sie alle, ein Gemüth und Talent, das ohne alle fremde Beimischung die deutsche Eigenthümlichkeit in ihrer ganzen Tiefe und im weitesten Umfang erfüllt und offenbart.

Unter den Dichtern, welche Tieck in der Richtung nach der mittelalterlichen Poesie gefolgt sind, steht ihm Arnim zunächst, dessen beinah völlig vergessenes dramatisches Gedicht «Halle und Jerusalem» wohl nur in der Form, nicht aber an zartem und tiefem Sinn hinter den Werken seines großen Vorgängers zurücksteht. Auf keinen Fall hat dieser Dichter die Undankbarkeit verdient, mit welcher man seine Werke weniger aufgenommen, als verschmäht und vergessen hat.

Fouqué war der Mann, durch welchen das Bestreben Tieck's erst Popularität erhielt. Es pflegt immer so zu gehn, daß man das Tiefe erst verflachen muß, wenn es den Kurzsichtigen bemerklich wer-

den soll. Die Grundlage der meisten Dichtungen Fouqué's ist allerdings der romantische Goldgrund des Mittelalters, und Glaube, Liebe, Ehre sind die Hauptfarben in allen seinen Gemälden. Er geht aber vom innern Geist schon mehr auf das Äußerliche, auf das Costum des Mittelalters über. Richtige und tiefe Auffassung der Charaktere gilt ihm schon weit weniger, als genaue und umständliche Zeichnung der Sitten und Trachten. Diese Vorliebe artet leicht in Kinderei aus. Sie verbietet ihm, das Alterthümliche auch auf die neuere Zeit überzutragen. Er sieht sich selbst gern als einen Sprößling der alten ritterlichen Barone an und affectirt, wo er nur von sich selbst spricht, die alte Rittermäßigkeit. So erhalten auch alle seine Darstellungen moderner Adelsfamilien und Officiere einen alterthümlichen Anstrich, und somit unwillkürlich etwas von Don Quixote. Auf der andern Seite trägt er aber auch viel Modernes auf seine Darstellungen des Mittelalters über. Wie seine Officiere Ritter seyn sollen, so haben auch seine Ritter etwas von dem Wesen der modernen Officiere an sich, etwas Garnisonsmäßiges, Ziererei, Lust an Putz, Selbstgefälligkeit, Koketterie mit den Waffen, Pferden und Hunden. Er selbst ist zu sehr in dieser niedlichen Pedanterei befangen, um den Contrast derselben mit dem alten Ritterthum zu begreifen. Eben so verfehlt er den Ton der alten Galanterie und überhaupt die ganze alte Redeweise. Wenn seine Helden auch oft ganz mittelalterlich handeln, so sprechen

sie doch nicht so. Ihre süßliche, manierliche Sprache hat nicht das Mindeste mit dem einfachen, natürlichen, warmen und kräftigen Ton der alten Ritter gemein, und die alterthümlichen Stichwörter, Wendungen und Redensarten, deren Fouqué sich gern bedient, sind nur eine Hülle ohne wesentlichen Inhalt, und enthalten so wenig den Geist des Mittelalters, als die Vossischen Affectationen des antiken Styls den Geist des Antiken. Die vielen Nachahmer, die wieder Fouqué gefunden, sind der Rede nicht werth.

Die fünfte und letzte Hauptgattung des Romantischen sucht das Wunderbare im Nationellen. Sie hängt mehr oder weniger mit allen übrigen Gattungen zusammen, da, was immer für ein Held im Vordergrunde der Dichtung steht, irgend ein Land und Volk immer den Hintergrund und Rahmen derselben bildet. Insbesondre aber ist sie wieder von allen unterschieden, soferne sie nur das Nationelle zu ihrem Gegenstande macht, und die volksthümlichen Eigenheiten, die in andern Dichtungen mehr verschwinden, gerade als Hauptsache behandelt. Auch sie stellt den Menschen dar, aber nicht mehr in seiner idealen Humanität, sondern in der Gattung. Ihr gilt das Individuum nur noch als Repräsentant der Gattung, eines bestimmten Volkes.

Diese Poesie ist gegenwärtig die herrschende geworden, ohne daß man sich noch darüber Rechenschaft gegeben zu haben scheint. Früher war sie unter der

humanen, idealisirenden Poesie versteckt oder gänzlich unbekannt. Man wählte zwar Menschen und Begebenheiten aus allen Nationen zu den Darstellungen in Schauspielen und Romanen, doch unterwarf man sie einer allgemeinen Norm. Man wollte Menschen darstellen, und das Costum war nur eine unbedeutende Nebenzierde oder wurde gänzlich vernachlässigt. Bei Lessing und Wieland ist diese Unterordnung noch unverkennbar. Erst Herder machte auf die poetische Tiefe im Volksthum, im Naturell der Nationen aufmerksam. Zwar wird das ganze Streben dieses großen Mannes durch die reinste und echteste Humanität bezeichnet, und er suchte auch in den Völkern immer nur den Menschen, aber er füllte die Kluft aus, die bisher zwischen dem wirklichen und nationalisirten Menschen und zwischen dem Abstraktum eines idealen Menschen bestanden hatte. Er arbeitete jener freimaurerischen Ansicht, die den Menschen von der Nation, dem Zeitalter und der Natur losreißen und als Glied einer höhern allgemeinen Gesellschaft hinstellen will, mit der weit natürlichern Ansicht entgegen, daß die Humanität ihren Entwicklungsgang nur innerhalb der Nationalität und des Volksnaturells, wie der Saft im Baume nehmen könne.

Die Humanität hat nothwendig zwei oberste Richtungen. Die eine führt in die Höhe; sie sucht das Ideal, das Ziel im Wahren, Schönen und Guten, denn nur in diesem Ideal oder in dem Streben darnach ist das einige Band um die Menschheit geschlun-

gen. Die andre Richtung führt in die Weite; sie sucht überall, in der Tiefe der Menschenbrust, in der Natur, in der Geschichte, bei allen Nationen jenes Ideal, und verbindet durch dasselbe alles Getrennte.

Herder's Genius nahm beide Richtungen vollkommen in sich auf. Er war aber eben deßhalb nicht blos Dichter; er war Mensch im reinsten Sinn, Bürger, Philosoph und Dichter. Die Poesie im engern Sinn galt ihm nicht blos als einem produktiven Dichter, er suchte sie auch bei allen andern Nationen auf und vermittelte sie dem Bedürfniß seiner Landsleute. Dabei galt ihm auf gleiche Weise die Philosophie und das praktische Leben, und er war ein Bekenner des Wahren und Guten, wie des Schönen. Wer aber in dieser Harmonie die höchsten Ideale für die höchsten Äußerungen der menschlichen Seele als eine Gottheit in dreifacher Erscheinung verehrt, ihnen die Flammen seines Herzens auf einem Altar lodern läßt, dessen ganzes Wessen muß von Poesie durchdrungen, muß selbst Poesie seyn. Eine solche Vereinigung ist nur im poetischen Gemüthe möglich. Der Urquell aller dieser Richtungen und Bestrebungen, der Urquell einer so allumfassenden Sehnsucht und Liebe ist nur das Herz. Wie in ihrem innersten Lebensprincip für sich, so in ihrer Erscheinung für andre ist sie poetisch. Darum hat Jean Paul, Herder's innigster Verehrer, den kurzen und treffenden Ausspruch gethan: er war mehr ein Gedicht, als ein Dichter.

Die große Wirkung, die Herder's Schriften auf die Deutschen gemacht, wird seinem Genius im Ganzen verdankt, nicht einzelnen dichterischen Schöpfungen.

Was Herder mit dem Ausdruck Humanität, als das Ziel seines ganzen Strebens sich bezeichnet, war die Blüthenkrone alles Menschlichen, das Ideale, Reine, Edle, Schöne, zu dem alle Zeiten und Völker, alle Institute führen sollen, für dessen Erreichung die Menschheit zu leben, das ihren Fortschritt zu bedingen scheint. Er sah in der Welt ein organisches Ganze, eine Pflanze, die in ihrer fortschreitenden Entwicklung jene Blüthe des Edlen und Schönen tragen soll. Entwicklung, Evolution war ihm das Wesen der Welt, kein Stillstand, kein Zwiespalt ohne höhere Bindung. In dieser Anschauung eines lebendigen Werdens der Welt, ihres Wachsthums, ihrer Veredlung, ging seine Philosophie der von Schelling voran, die eben durch diese Anerkennung der Evolution ihren Vorzug errungen.

Er sah alle Individuen und Völker nur als die Materie, alle Lebenskreise und Institutionen nur als die Form an, in welcher jene Evolution verwirklicht wird. Er verband sie durch dieselbe alle in einem Geist und Leben. Seine Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit zeigen uns seinen Genius im weitesten Umfang und umfassen der Anlage nach alle seine Ansichten und Richtungen. Aber die Ausführung konnte diesem Plane nicht genügen. Keine Form wäre derselben gewachsen gewesen. Er fühlte

dies wohl, bezeichnete das Fragmentarische im Titel, und überließ es dem richtigen Takt der Mit- und Nachwelt, alle seine übrigen Schriften als Anhänge oder fortgesetzte Fragmente dieses Werks anzuerkennen.

Er begann sein großes Gemälde von der Entwicklung der Welt mit der Darstellung der physischen Welt als eines Werdenden. Wir dürfen nicht verkennen, daß er dadurch eine höchst poetische Wirkung auf sein Zeitalter hervorgebracht, und nicht minder die Wissenschaft, wenigstens ihre Methodik bereichert. Ein großes lebendiges Gemälde der Natur, das auch dem Profanen verständlich und eindringlich gewesen wäre, fehlte den Deutschen bisher. Die umfassende Ansicht des Ganzen, das Entwickeln des Schönen im Einzelnen verschwistert sich hier zum glänzendsten Effect. Wenn andere das All der Natur uns als ein mechanisches Räderwerk kalt construirt, hauchte er ihm ein organisches Leben ein und weckte das warme Gefühl dafür in jeder Brust. Wenn andre die einzelnen Erscheinungen der Natur wohl numerirt und classificirt uns hintereinander an den Fingern abgezählt, ließ er sie alle als Glieder eines Organismus erscheinen und hob jede durch ihre natürliche Stellung. Der Stein erschien nicht in der Baumwolle des Mineralienkabinets, sondern im lebendigen Schooß der Erde, da er gewachsen; die Pflanze nicht welk im Herbarium, sondern frisch auf der Wiese, am Bergeshang noch an der feuchten

Wurzel mit dem Erdgeruch; das Thier nicht ausgestopft oder im Käfig, sondern in der Freiheit des Waldes und des Feldes, der Luft und der Gewässer; das Auge nicht im Ringe, sondern im schönen Angesicht; der Mensch nicht in der Einsamkeit des Studierzimmers, sondern wie Adam unter den Kreaturen der ersten Schöpfungstage, wie Cäsar unter Menschen, wie Christus im Himmel.

Über der Natur erhaben, aber nur wie die Blüthe über dem Stengel, und von dem gleichen Leben durchdrungen, erschien ihm die sittliche Welt. Dasselbe Werden und Entwickeln, nur auf höherer Stufe, galt ihm auch in dieser höhern Natur, und er sprach die große Ansicht aus, daß das Leben des einzelnen Menschen und das Leben der ganzen Menschheit gleichen Gesetzen der Evolution unterworfen sey. Er stellte eine Vernunft der Menschheit der Vernunft des Menschen an die Seite. Jene von einer ewigen Vorsehung im Völkerleben unmittelbar gelenkt, diese dem Menschen als göttliches Erbtheil mitgegeben und nur Ausfluß der höchsten einen Weltvernunft, streben beide ineinander wirkend zu dem höchsten Ziele der Veredlung des menschlichen Geschlechts, zur Verschönerung des menschlichen Lebens. Dahin blühen alle Kräfte der Menschheit aus. Von diesem erhabenen Sinne geleitet, forschte Herder in den Tiefen der menschlichen Seele, verfolgte er die Entwicklung des Privatlebens, der Sitten, der Erziehung, der Staaten, der Religionen, der Wissenschaften und Künste,

die Geschichte der Institutionen, der Völker und der ganzen Menschheit, und zeigte überall die gleiche Richtung, das eine Lebensprincip. Alles Einzelne galt ihm nur als Glied des Ganzen. Seine zahlreichen fragmentarischen Schriften beschäftigen sich immer mehr, die Verbindung der einzelnen Erscheinungen im menschlichen Leben zu zeigen, als ihre Besonderheit.

Unter die Schriften, worin er das allgemeine menschliche ohne Rücksicht auf besondre Völker zum Gegenstande seiner Betrachtung macht, zeichnet sich nach den Ideen hauptsächlich die Metakritik für Philosophie, die Kalliope für Ästhetik aus. Engere Kreise ziehen sich die Schriften über die Bibel, über Politik, Erziehung und Sitte, womit sich vorzüglich seine zahlreichen kleinern Aufsätze und Fragmente beschäftigen. In der Adrastea hat er, ein Kind seiner Zeit, sich gedrungen gefühlt, der neuern Geschichte eine besondere Aufmerksamkeit zu widmen. Alle diese Werke zeichnen sich, wie durch die tiefe Wahrheit und Reinheit der unmittelbaren Anschauung, so vorzüglich dadurch aus, daß sie nie etwas vereinzeltes sind, nie ein unbefriedigtes Gefühl übrig lassen, sondern sich stets auf eine große harmonische Weltanschauung beziehen, und uns im Einzelnen das Ganze erblicken lassen, so wie sie vereint erst das Ganze bilden.

Herder's erhabener Genius blieb aber nicht dabei stehn, die Entwicklung der Seelenkräfte, wie sie in den einzelnen Menschen liegen, bis zu der Vollendung der Blüthe zu verfolgen, zu der sie diese

Einzelnen bringen können. Er erkannte vielmehr, daß eine noch höhere Entwicklung in der Verschiedenheit der Naturen, so der Völker, so der Individuen, erreicht wird. Hierin schien ihm die höchste und letzte Form zu liegen, welcher der Entwicklungsgang der Menschheit sich unterwirft, und darum war die Würdigung derselben auch die Krone seines Systems. In der Nationalität erkannte Herder die Wiege einer noch höhern Ausbildung, als sie den Menschen an sich zu erreichen möglich wäre, die Wiege der höchsten aber war ihm die Verschiedenheit der menschlichen Natur. Wie er die sittliche Welt der Menschen über die Natur stellte, so das gebildete, humane Volk über das rohe, so den Genius über den Gemeinen. Diese höchste Ansicht stand ihm aber in innigster Verbindung mit seinem ganzen System, und er entwickelte den Geist der Völker nur in seiner Bedeutung für den Geist der Menschheit und der Welt, und den Geist großer Genien nur in der Beziehung wieder auf jene alle.

Dieser letzten Ansicht verdanken wir seine vorzüglichsten Schriften, und das vorzüglichste in allem. Mit einer Wärme, wie sie nur den Deutschen möglich ist, wie sein Beispiel sie den Deutschen zum bewußten Willen und Gesetz gemacht, drang er in das besondre Wesen wie der deutschen, so jeder fremden Nation und ihrer Genien ein, und zeigte, wie in ihnen die duftigsten Blüthen jedes Edlen und Schönen hervorgebrochen. Aus allen diesen Blüthen windet

er dem Genius der Menschheit den heiligen Kranz, und verdient, daß wir in ihm den würdigsten Priester desselben verehren. Fern von jeder Eitelkeit, der deutschen Nation eine besondere Ehre zuzuwenden, gewährte er ihr unbewußt die größte, daß ihr Geist in seinem Geiste einer solchen unparteiischen Humanität fähig geworden. Wenn er in seinen Ideen und in andern Schriften zerstreut den Geist der Nationen, wie er in ihrer Geschichte und in ihren Institutionen erschienen ist, immer in Bezug auf die Entwicklung zum Edlen und Schönen, zur Humanität dargestellt hat, so schien es seinem richtigen Takt doch eine besondere Würdigung zu verdienen, diesen Geist in der Poesie der Völker zu beschwören. Daher sammelte er die Stimmen der Völker, eines seiner trefflichsten Werke, darin er die schönsten und eigenthümlichsten Volksgesänge aus allen Weltgegenden her in ein großes Liederbuch der Menschheit vereinigte. Der große Sinn dieser Zusammenstellung und wieder die reiche Mannigfaltigkeit und wunderbare Schönheit des Einzelnen verfehlten ihre Wirkung nicht. Seitdem ward der Poesie selbst an und für sich und in ihrer Beziehung auf das Völkerleben eine höhere Bedeutung zuerkannt oder an ihr erkannt, aus ihr entwickelt. Seitdem ist ein lebendiger Verkehr der lebenden Geister mit den hingeschiedenen durch die ganze Erde angesponnen worden. Zu allen Nationen, in alle Zeiten ist man hinabgestiegen, und hat die verborgenen Schätze gehoben, die Herder mit-

Flammen bezeichnet. Aus dem fernen Indien, Persien, Arabien, Palästina, aus dem finnischen und slavischen Norden, aus Scandinavien, Schottland, England, aus Spanien, selbst aus der neuen Welt hat man auf Herders Wink das Gold der Dichtkunst zu einem großen ewig fortwuchernden Hort in der deutschen Literatur zusammengehäuft.

Anfangs wurde der große Strom der auf diese Weise hereinbrechenden romantischen Poesie in das Mittelalter abgeleitet, wie wir vorhin schon gesehen haben. Das eigentliche nationelle Interesse wurde hier mit einem andern vermischt oder ihm aufgeopfert. Nur die Schlegelsche Schule fuhr in Herders Sinn fort, die fremden Nationalitäten uns bekannt zu machen, obwohl mit zu viel Kritik und Gelehrsamkeit. Populär wurde diese Poesie erst seit der Revolution. Damals wurden alle Völker Europas durcheinander geworfen. Man sah fremde Physiognomien und Trachten, und die Liebhaberei am Fremden nahm überhand. Populäre Dichter, wie Kotzebue, machten sich dieß zu Nutzen und in Schauspielen, Romanen und Novellen sahen wir bald die mannigfaltigsten Costume Effect machen. Doch im Dienst des Theatereffects war die Poesie des Nationellen noch nicht frei geworden.

Nur einzelne Dichter waren tiefer in das Physiognomische der Völker eingedrungen, und hatten uns lebendige Gemälde, eigenthümliche Volksnaturen entworfen, so vor allen Göthe, dessen feines Gefühl

für das Naturschöne immer unerreichbar bleibt. Seine zerstreuten Schilderungen von Volksfesten sind schon Muster in der Manier, die jetzt durch Walter Scott so weite Verbreitung erlangt hat. Auch darf der geniale Versuch, alle nationellen Eigenthümlichkeiten im Mittelalter in ein großes Gemälde zu fassen und durch Contraste zu erheben, in Fouqués Zauberring, nicht vergessen werden, wenn auch die Ausführung selbst die Idee nicht erreicht.

Nachdem bei allen europäischen Völkern in Folge der Zeitereignisse offenbar eine Neigung für das Volksthümliche und Physiognomische herrschend geworden war, trat in England Walter Scott auf, und befriedigte diese Neigung auf die glänzendste Weise, indem er sie zugleich aufklärte, befestigte, erweiterte. Unter den Kindern der Zeit ist immer eins, das sie zum Liebling sich auswählt, und diese Lieblinge wechseln wie die Zeit selbst. Die unsere hat ihre ganze Zärtlichkeit jenem Britten zugewendet, den man noch immer gern den großen Unbekannten nennt, um ihn als den Dalai Lama der Dichter zu bezeichnen. Walter Scott ist aber nicht nur in dem Maaße der Liebling unsrer Zeit, als andere Dichter die Verehrung früherer Zeiten genossen haben, sondern unzweifelhaft in einem weit höhern Maaße. Noch nie ist ein Dichter so allgemein bei allen Nationen der gebildeten Welt, ich will nicht sagen beliebt, nur überhaupt bekannt geworden, als Walter Scott. Der ersten Bekanntschaft mit ihm ist aber

wirklich überall eine gränzenlose Werthschätzung und Vorliebe gefolgt. Nur einzelne Männer haben diesem Strome der Begeisterung sich widersetzt, die große Masse des Publikums ist überall davon fortgerissen worden, und mit Erstaunen sehn wir zum ersten Mal alle noch so verschiedenen Völker in ein und demselben Geschmack übereinstimmen. Noch wichtiger ist der Umstand, daß seine Manier überall nachgeahmt wird, und daß er der Vater einer neuen, die halbe Welt überschwemmenden Literatur geworden ist. Nachahmer hat es immer gegeben, aber so zu Hunderten sind sie doch nie aus allen Winkeln der Erde hervorgeschossen, und noch nie hat ein Dichter oder eine Dichtungsart sich so auffallend vervielfältigt. Man muß bei diesem Romanenkraut, das so leicht in jedem Boden Wurzel faßt und um sich wuchert, unwillkürlich an die Kartoffeln denken, die sich einst aus demselben Lande und auf dieselbe Weise über ganz Europa verbreiteten. Alles baut jetzt die wohlfeile Frucht, und die literarische Ökonomie erlebt eine der größten Katastrophen. Das neue Nahrungsmittel für die Seelen führt zugleich im Geschmack, und ich möchte sagen, in der ganzen Constitution derselben eine eben so große Katastrophe herbei. Kaum hat ein Mensch davon gekostet, so muß er immer wieder kosten, und die verschiedensten Nationen sitzen ohne Neid und Eckel brüderlich an einer Schüssel, und eben so brüderlich der Ladendiener, der die Neunkreuzerausgabe nur mit der Elle messen kann, und der tiefsinnigste

Dichter oder Philosoph, wie Tieck und Steffens; die an die neue Zauberwelt den unendlichen Maaßstab des Genies legen. Eine so große und noch immer in der lebhaftesten Crise begriffene Revolution der Literatur und des Geschmacks fordert zum Nachdenken auf, und so häufig man auch schon den Gegenstand besprochen hat, so ist er doch nicht leicht zu erschöpfen.

Die große Vorliebe des Publikums für die neue Manier hat hellsehende Geister doch nicht darüber getäuscht, daß unter der Firma Walter Scott eine unsägliche Menge baarer nüchterner Prosa, ja plumper und schmutziger Unpoesie mit untergelaufen ist. Die nahe Nachbarschaft, in welcher der historische Roman auch mit den niedrigen Regionen des Lebens steht, hat einen Verkehr der gemeinsten Geister mit der Poesie veranlaßt, aus welchem unzählige Mißgeburten, Wechselbälge und Karrikaturen entstanden sind. Walter Scott selbst ist keineswegs frei davon, und auch seine besten Romane haben noch etwas Gedrücktes, Böotisches, dem es an einem gewissen Adel mangelt. Man kann ihn als einen reichen Mann schätzen, aber man verehrt in ihm nichts Heiliges, wie bei Shakspeare oder Schiller. Ludwig Tieck hat in einem Briefe, der in Solgers Nachlaß abgedruckt ist, ein sehr feines Urtheil über ihn ausgesprochen (Thl. I. S. 713): »wie wenig fehlt diesem Meister, um ein Poet zu seyn, und wie ist dieses Wenige, was fehlt, doch mehr als sein ganzes großes Ta-

lent.“ Um so erfreulicher ist es aber, daß Tieck selbst versucht hat, dieses Wenige zu ergänzen, und wer findet nicht, daß es in seiner walterscottisirenden Novelle, der Aufruhr in den Cevennen, wirklich ergänzt ist? Es fragt sich hier nicht, wie dieser oder jener Dichter den historischen Roman verunstaltet und mißbraucht hat, sondern, was überhaupt in ihm für poetische Anlagen zu Grunde liegen, die dann der eine allerdings mißbrauchen, ein anderer aber auch vollendet ausbilden wird.

Walter Scott hat unläugbar das Verdienst, den historischen Roman als eine eigenthümliche poetische Gattung begründet zu haben, wenn er auch noch nicht das Höchste darin geleistet hat. Zwar gab es schon vor ihm genug historische Romane, aber ihre Tendenz war doch eine andere. Das Geschichtliche war nur Vehikel für gewisse philosophische und moralische Ideen. Man bediente sich der Geschichte, um ideale Charaktere daraus hervorzuheben, oder hineinzutragen, und um sie gleich der Natur zum bloßen Hintergrunde für einzelne Helden- und Familiengruppen zu machen. Die Romantik nahm ein historisches Gewand an, aber das hatte man noch nicht begriffen, daß die Geschichte selbst eingeborne Romantik sey. Man hatte geschichtliche Romane, wie man bürgerliche, ländliche und Familienromane hatte, aber man besaß keine romantische Geschichte. Der Held des Romans war eine historische Person, und hätte eben so gut nur eine gedichtete seyn dürfen, weil es nur

darauf ankäm, in ihm irgend ein Ideal aufzustellen. Wunderbare Begebenheiten aus der wirklichen Welt wurden geschildert, aber auch nur, weil sich eine Lehre daraus ziehen ließ. Überall diente die Geschichte höhern Zwecken, sie wurde nicht selbstständig, frei, rein um ihrer selbst willen von den Dichtern behandelt, man suchte darin nur Stoffe, um sie mit einem fremden Geist zu beleben, nicht den ihr eigenen Geist. Die Historienmalerei war in der italienischen Schule befangen, und idealisirte nur. Die Geschichte lag wie ein großer wilder Garten vor den Dichtern ausgebreitet, aber sie suchten nur hier nach den schönsten Blumen der Unschuld und Tugend, dort nach den heilsamsten Kräutern sittlicher Lehren und nach den Riesenbäumen großer Charaktere. Ein Landschaftmaler mußte kommen, und unschuldig und naiv an allem sich laben, was in dem großen Garten durcheinander rankte, und dieß war Walter Scott. Er zuerst wendete den sinnigen Blick von den glänzenden Hauptpartien der Geschichte auch auf die unscheinbaren Winkel derselben, und suchte nichts besondres darin, sondern nahm alles, wie es war, und siehe, es war poetisch. Es gibt allerdings eine naive Ansicht der Geschichte die sie in allen ihren natürlichen Erscheinungen auffassen und den darin waltenden Geist, die stille wunderbare Vegetationskraft der Nationen an und für sich poetisch finden kann und muß, ohne die Poesie von höhern Idealen entlehnen zu dürfen, die nur zu oft diese natürliche

Poesie in den Schatten stellen. Es ist gut und schön, wenn wir uns über die beschränkten Lebenskreise einzelner Zeiten und Völker zum Idealen erheben können, aber die naive, kindliche, gläubige Weltansicht, die in jenem engen Kreise befangen bleibt, die Illusion beschränkter Nationalitäten, Gegenden, Klimate, Kulturstufen und Zeitalter behält ihren hochpoetischen Werth nicht nur für die Befangenen, sondern auch für alle, die darüber stehn, und gleichsam in die Kindheit des Menschengeschlechts zurückblicken.

Das innerste Wesen des historischen Romans ist in etwas ganz anderem zu suchen, als worin die historischen Darstellungen bisher befangen gewesen sind. Im Drama hat man die Geschichte bloß zu einer Probe der menschlichen Kraft, und zur Folie der Ideale gemacht. Im Epos hat man eine göttliche Vorsehung über der Geschichte angenommen, und die Prosa der Wirklichkeit durch Wunder von oben einigermaßen erfrischt und belebt. Dort stand der Mensch frei ausser der Geschichte und ihr kämpfend gegenüber, hier aber fügte die Gottheit die Geschichte ebenfalls von aussen, und behandelte sie als einen todten Stoff. Etwas ganz anderes zeigt uns der historische Roman, in dem Sinne, wie Walter Scott ihn aufgefaßt. Hier ist der Mensch nur ein Product der Geschichte, gleichsam eine Blüthe, die aus ihrer Mitte hervorvegetirt, von ihren Säften genährt, und von ihren geheimen Kräften festgehalten. Aber auch die Gottheit ist nicht getrennt von dem in der Ge-

schichte still waltenden Naturgeist, schwebt nicht über dem Leben, sondern ist das Leben selbst, wirkt keine Wunder von oben, die sich unterscheiden von dem gemeinen Leben unten, sondern sie wirkt alles nur von innen, und alles, was sie hervorbringt, oder nichts ist ein Wunder. In diesem Sinne kehrt die Poesie gewissermaßen zum ältesten Pantheismus und Elementardienst zurück, und ahnet das Heilige nur in allem, was ist, bildet sich aber keine Götter mehr ausser und über den übrigen Dingen. Bisher war die Poesie der Vielgötterei, oder dem Monotheismus zugethan, sofern sie immer nur gewisse Gruppen von ausgezeichneten Menschen und Familien oder auch nur einen einzigen Helden in den Vordergrund stellte. Dagegen ist nun die neue Manier, statt jener Helden ganze Völker, statt einzelner Charaktere die Physiognomie, den Geist und Ton, die Sitten und Eigenthümlichkeiten ganzer Länder und Zeiten, statt einzelner Thaten den Lebensprozeß ganzer Generationen zu schildern, allerdings ein poetischer Pantheismus zu nennen. Man kann diese Poesie aus denselben Gründen auch durch den Charakter des Demokratischen bezeichnen. Der Held im Vordergrunde ist immer der poetische Monarch, und ganze Gruppen im Vordergrunde bilden eine natürliche Aristokratie. Wirklich ist auch das Volk im Hintergrunde immer zu einer sehr erbärmlichen Statistenrolle herabgewürdigt worden. In dem neuen historischen Roman aber herrscht eben dieses Volk, und was davon

in den Vordergrund sich herausstellt, sind immer nur seine Organe, aus seiner Mitte, aus allen seinen Classen, ja aus seiner Hefe herausgegriffen. Darum sind die Helden aller walterscottisirenden Romane niemals Ideale, sondern nur schlichte Menschen, Repräsentanten einer ganzen Gattung, und sofern ein solcher Held den ganzen Roman zu beherrschen scheint, dient er doch nur als ein Faden, um daran die Länder-, Völker- und Sittengemälde aufzureihen.

Von jeher war das Thema aller Poesie der Mensch, und auch die neue Romanpoesie kann davon nicht abweichen; sie faßt aber den Menschen mehr in der Gattung auf, während er früher mehr in der Individualität aufgefaßt wurde. Ihr Held ist also eigentlich nicht mehr der einzelne Mensch, sondern das Volk. Dadurch wird sie aber eng an die Natur und die wirkliche Geschichte gebunden, denn die Gattung folgt unwandelbar dem stillen Zuge der Natur, nur der Einzelne reißt sich los und strebt nach Idealen. Aus dem Einzelnen kann der Dichter machen, was er will, aber ein Volk muß er nehmen, wie es ist. Hier bleibt ihm nur übrig, das Poetische in der Wirklichkeit zu erkennen, nicht es eigenmächtig zu erschaffen. Wie glücklich man den Menschen idealisirt hat, so ist es doch nie gelungen, die Gattung im Ganzen oder nur ein bestimmtes Volk zu idealisiren. Die Träume von Mustervölkern sind immer sehr leer und aufgeblasen, die Verschönerungen wirklicher Völker, z. B. die Schweizeridyllen eines Clauren, im-

mer sehr albern gewesen. Sobald der Dichter ein Volk schildert, muß er es treu schildern, wie die Natur.

Die Elemente einer solchen Volkspoesie liegen in der Natur vorgezeichnet. Das Volk wurzelt einer Pflanze gleich in einem bestimmten Boden und Clima. Das Land ist die Bedingung seines Charakters wie seiner ganzen Existenz, und bietet dem Dichter zunächst die Gelegenheit dar, mit dem Landschaftmaler zu wetteifern. Hier ist dieser Wetteifer, den man sonst getadelt hat, an seiner rechten Stelle. Allerdings sind die idyllischen Bildchen, welche nur die Absicht haben, Landschaftsgemälde zu geben, gewöhnlich nur Tändeleien, und der Maler übertrifft den Dichter immer, wo dieser nur ihn erreichen will. Anders verhält es sich schon mit jenen großen Naturansichten Humboldts, indem hier ein philosophischer Geist hinzukommt, den der Maler nicht mehr ausdrücken kann, wohl aber der Dichter. Noch mehr aber siegt die Sprache über die Farbe, der Dichter über den Maler, wo es gilt, den historischen Geist einer Gegend zu bezeichnen. Dieser historische Geist, wenn ich mich eines solchen Ausdrucks bedienen darf, ist gewöhnlich das Interessanteste, Reizendste, und das vorzugsweise Poetische in einer Gegend. Er wird ihr gleichsam eingehaucht durch den Geist der Bewohner. Nicht nur das Volk nimmt eine gewisse Eigenthümlichkeit von seinem Boden an, sondern auch dieser von ihm, wenigstens in unsrer Einbildung.

Dadurch unterscheidet sich jeder historische Boden von dem neuentdeckten, noch unbevölkerten; und dadurch unterscheidet sich auch ein bewohntes Land von dem andern weit mehr, als durch seine bloß physischen Eigenschaften. Wir denken uns kein solches Land, ohne zugleich an das Volk, seinen Charakter und seine Geschichte zu denken, und dadurch erst erhält es den romantischen Reiz für uns. Diesen Reiz nun kann niemand besser erwecken, als der Dichter, der nicht bloß die Gegend malt, sondern das Volk und seine Geschichte dazu, der uns in die lebendige Mitte nicht nur der Natur und des Raumes, wie der Maler, sondern auch der Zeit und der Begebenheiten versetzt. Der Dichter hat dabei noch den Vortheil, daß er uns Gegenden höchst interessant macht, die es nie seyn würden, wenn nur ein Maler sie abbildete.

Ein zweites Element bietet der physische Charakter des Volkes selbst dar, die Nationalphysiognomie, die Stammesnatur, das Temperament, worin die Natur eine unerschöpfliche Fülle von interessanten Eigenthümlichkeiten und tiefromantischen Reizen entfaltet. Hier schließt sich dem Dichter ein unermeßliches Feld auf, das noch sehr wenig bebaut worden ist. Gleichsam nur unwillkürlich haben bisher die Dichtungen verschiedener Völker ein nationelles Gepräge getragen. Das Streben der Dichter ging nicht dahin, das Nationelle zu bezeichnen, vielmehr etwas Humanes, allgemein Menschliches davon auszuscheiden. Man kann die unzählbare Masse von Helden,

welche die Poesie seit Jahrtausenden erschaffen hat, besser nach den Classen eines psychologischen Systems, worin ein Normalmensch als Typus des ganzen Geschlechts erscheint, als nach den Fächern der Geographie und Geschichte eintheilen, oder, um mich eines philosophischen Ausdrucks zu bedienen, besser nach der Analyse des Möglichen, als nach der Synthesis des Wirklichen. Die meisten Poesien tragen nur etwas allgemein Menschliches in eine Fabelwelt hinüber, die nirgends existirt, und halten sich nicht an einen wirklichen Ort auf der Erde, an einen wirklichen Zeitraum in der Geschichte. Ihre Helden sind so, wie sie im süßen Traum des Weltverbesserers erscheinen, nicht wie sie das wirkliche Leben zeigt. Es sind die Ideale aller Tugenden oder auch Laster, aller Vollkommenheiten und Genüsse, oder auch Leiden, die menschenmöglich sind, nicht der treue Spiegel dessen, was wirklich ist. Was ist auch wohl natürlicher und unschuldiger, als die Freuden in der Einbildung zu genießen, die uns in der Wirklichkeit fehlen, und was giebt es Höheres für den Menschen, als in der Poesie sich selbst zu idealisiren, zu veredeln und zu vergöttlichen, so lange dieß ihm nicht im Leben selbst gelingt. Die Poesie bezeichnet dem Menschen die Bahn zu jeder Größe, Tugend und Heiligkeit, und er soll nicht verkümmern in gemeiner Gewohnheit des Alltäglichen. Aber gerade je freier sich sein Geist erhebt, desto weniger wird er die Natur und jene ersten heiligen Bande, die uns an das

Wirkliche fesseln, mit einem feindlichen Auge betrachten können. Er wird sich mit der Nothwendigkeit versöhnen, und was ihm darin Anfangs hart, drückend, beengend, klein und gemein erschien, wird sich mit neuen Reizen überkleiden. Das Wirkliche, dem er in das Land der Ideale zu entfliehen gesucht, wird einen stillen und allmächtigen Zauber für ihn gewinnen. Ahnungsvoll wird er in dem Walten der Natur das Heilige wieder zu finden glauben, was er vielleicht in seinen kühnsten Träumen vergeblich gesucht und aufgegeben. Dieß wird ihn auch bald dahin führen, im großen Garten des Lebens alles nach seiner Art interessant zu finden, besonders aber das Ganze in seinem harmonischen Zusammenhange und in seiner reizenden Mannigfaltigkeit. Eine kleine Blume, die er sonst wohl verachtet hat, wird ihm werth werden durch die Bedeutung, die sie im Ganzen hat. So wird er nun das wirkliche Leben der Gegenwart und Vergangenheit, die Menschen und ihr Treiben, wie es wirklich ist, wunderbar anziehend finden, und die Zukunft und ihre Ideale darüber, wenn nicht vergessen, doch nicht mehr allein gelten lassen. Dem Dichter wird es nun gelingen, das bisher so Unscheinbare, das man nicht einmal mitleidswürdig genug fand, um es in einer Idylle oder in einer Posse brauchen zu können, auf eine neue und dankbare Weise für die Poesie zu gewinnen. Er wird den gemeinen Menschen aus dem Volke herausheben können, bloß weil er zu diesem Volke, zu diesem Stande, in

diese Gegend, in diese Zeit gehört, und dieß wird ihm einen romantischen Reiz verleihen, der ausserdem gar keine ausgezeichnete Persönlichkeit voraussetzt. Wir werden in ihm nicht die Person, den Helden, den Schäfer oder die Karrikatur, sondern nur den Repräsentanten seines Volks und seiner Zeit und ihrer Sitten sehn. Der romantische Reiz, den ihm schon diese Physiognomie verleiht, wird durch Contraste noch erhöht, und endlich sehn wir nicht bloß solche Menschen mit verschiedenen Gesichtern, Geberden und Trachten, wie in einer Kinderfibel beisammen, sondern sie leben und handeln in ihrer Zeit, und vergegenwärtigen uns dieselbe in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit. Man hat das Nationelle bisher zu sehr als etwas Zufälliges oder Gleichgültiges behandelt, oder alle Nationen nach einem idealen Muster beurtheilt, und nur das gelten lassen, worin sie einander gleich waren, oder sie gleich machen, mit dem großen Hobel der Kultur und Aufklärung sie planiren wollen. Aber in der Eigenthümlichkeit, Verschiedenheit, Sonderung der Völker liegt schon jenes allgemein Menschliche so wunderbar verborgen, wie in den Farben das Licht, und kann niemals davon geschieden werden. Jeder physischen Verschiedenheit der Völker entspricht ein gewisses Temperament, eine Stimmung, Richtung und Kraft der Seele, und der Inbegriff aller dieser Richtungen offenbart uns erst den unendlichen Reichthum und die Tiefe des Menschlichen.

Hieran knüpft sich das dritte Element, der geistige Charakter des Volks, die Seele desselben. Sie läßt sich schwerer malen, als das Äußere eines Volks, wenn man ihre geheimsten Nuancen verfolgen will, aber was in ihr so unerschöpflich ist, das ist eben die Poesie. Die Nationen sind sich auch beinahe alle gleich in dieser Unergründlichkeit ihres Charakters, in der romantischen Tiefe, die uns den Keim so eigenthümlicher Bildungen verbirgt. Der Dichter findet in jedem Volk etwas Heiliges und Unbegreifliches, was da ist, aber man weiß nicht wie und warum, was so wirklich und natürlich ist, als etwas, aber zugleich so wunderbar. Die Sitten und Institutionen prägen bei weitem noch nicht alles aus, was in der Seele der Völker schlummert, ja die Geschichte selbst läuft daran nur ab, zeigt uns nur wechselnde Momente an einem Beharrenden. Jeden Augenblick schließt die Geschichte den Kreis, und was vergangen ist, kehrt nie wieder, aber im Volkscharakter selbst fließt ewig die Quelle neuer Bildungen aus unergründlicher Tiefe hervor. Die neuern Griechen geben uns das schönste und augenfälligste Beispiel dessen, was Nationalität, eingeborne, unverwüstliche Volksnatur und Volksgemüth ist. Es läßt sich zwar nicht läugnen, daß ein Überblick über die Völker der Erde dem Menschenfreunde manchen traurigen Anblick darbietet; aber auf der andern Seite findet sich auch wieder »jedwedes Hohe, Herrliche auf Erden« an das unschuldige jungfräuliche Daseyn edler Völker-

stämme geknüpft, in denen die Naturkraft unmittelbar gewirkt, was die höchste Kultur nicht wieder ersetzt hat. Und gesetzt, es gäbe eine gleichgebildete, allgemeine Menschheit, in der alle Unterschiede der Völker aufgehoben wären, einen Freimaurerbund über die ganze Welt verbreitet, wie uniform, farblos und öde müßte derselbe gegen den vollen bunten Völkergarten der Vergangenheit erscheinen, und sollten die Philosophen wirklich alle Völkerströme zuletzt in den Ocean einer einigen und gleichen Brüdergemeinde der allgemeinen Menschheit leiten können, die Dichter würden an den Strömen aufwärts gehn und in jene Gebirge zurückkehren, die am Horizonte der Geschichte stehn.

Als das letzte Element betrachten wir das Schicksal, die Thaten, die Geschichte der Völker. Wenn Schiller sagt: «in deiner Brust sind deines Schicksals Sterne!» so gilt dies auch von ganzen Völkern. Die Natur bestimmt sich selbst, die Seele baut sich ihren Leib, die Seele des Volks verkörpert sich in eigenthümlichen Organen, die wir als Sitten, Stände, Staaten erkennen. In diesen Organen ist es thätig oder leidet, und seine innerste Eigenthümlichkeit ist zugleich sein äußeres Verhängniß. Diese Ansicht, die sogar der Geschichtforschung nicht mehr fremd ist, empfiehlt sich noch weit mehr dem Dichter, denn sie ist durchaus poetisch, ja der einzige poetische Schlüssel zur Geschichte. Der Dichter kann aber seinen Standpunkt auf verschiedene Weise nehmen, er kann sich

mitten in ein Volk versetzen, oder sich darüber stellen, oder zwischen die Völker, und auf jedem Standpunkte stellt sich ihm die Geschichte in einem neuen Reize dar. Versetzt er sich mitten in die Seele seines Volks, so wird seine Dichtung von jenem patriotischen Feuer glühen können, das jedes Herz in gleicher Gluth entzündet, und von jeher eine unwiderstehliche poetische Kraft behauptet hat, und dies ist die Lyrik des historischen Romans. Stellt sich der Dichter über das Leben und die Zeit, so wird er ihr Bild am reinsten auffassen können. Der Geist der Völker antwortet auf unsere Fragen am besten in einiger Entfernung, wie das Echo. Darum spricht er aus der Vergangenheit am vernehmlichsten. Die Zeit bewirkt schon, was dem Dichter erforderlich ist; sie drängt nämlich das Bild der Völker und der Geschichte zusammen. Auch verbreitet schon ihre Ferne von selbst über jeden Gegenstand einen magischen Duft und Schleier, der ihm ein rührendes Interesse verleiht, und es bedarf nicht erst der elegischen Mittel des Dichters, über ein Gemälde des Alterthums den sanften Reiz der Wehmuth auszugießen. Vorzüglich untergegangene Nationen, aber überhaupt jede Vergangenheit erscheint uns schon an sich poetisch, und nur in der Gegenwart thront die gemeine Alltäglichkeit und Prosa; so wie wir auch nur in dem Lande, darin wir leben, gelangweilt werden, während uns das große Panorama der Völker rings umher Erstaunen und Sehnsucht einflößt und die Seele mit einer un-

endlichen Fülle von Bildern und Empfindungen sättigt. Aus dem ganzen Umkreis des Entfernten und Vergangenen wählt nun der Dichter helle zusammenhängende Bilder aus, und stellt sie uns in einem gefälligen Rahmen vor die Augen. Wir blicken in die fremde Gegenwart hinein, in eine andere Welt, in der doch alles so natürlich ist, als ob es noch lebte, und dies ist das Epos des historischen Romans. Endlich führt der Dichter verschiedene Nationen zusammen, und wählt dazu Momente der Geschichte, in welchen sie wirklich in lebhaften Conflikt gekommen sind. Hier hebt sich jede Eigenthümlichkeit durch den Contrast, und die Reibung ruft die höchste Thätigkeit des Nationalgeistes hervor. In Kriegen und Revolutionen spielen und glühen alle Farben durcheinander, schärft sich die Physiognomie, erwachen die schlummernden Kräfte und offenbaren in großen Leidenschaften, was im Gemüth der Völker zu Grunde liegt. Das ist das Dramatische des historischen Romans und seine Vollendung.

Ziehen wir alles dies in Betrachtung, so ergibt sich, daß es immer nur das Volk ist, was als der eigentliche Held des historischen Romans betrachtet werden muß. Davon hängt nun auch das Gesetz ab, daß der Dichter sich einer möglichst objectiven Darstellung befleißige, denn wenn es ihm vergönnt ist, einem Menschen seine Gesinnungen und Empfindungen unterzulegen, so kann dies doch nicht bei einem Volke oder dessen Repräsentanten Statt finden. Das Volk

muß treu nach der Wahrheit geschildert werden, und der Dichter darf sich nie erlauben, seine Geschichte willkürlich zu entstellen. Wir finden dergleichen Entstellungen in mehreren Romanen. Gewisse Dichter tragen die Interessen, Gesinnungen und Parteiansichten der gegenwärtigen Zeit in die Vergangenheit hinüber, und dies ist eine poetische Sünde. Jede Zeit hat ihre eigene Poesie und sie darf nicht verfälscht werden. Dem Dichter steht eine zweite phantastische Welt offen, dahin kann er alles verpflanzen, was er erfindet, aber auf dem Boden der Wirklichkeit muß er die Poesie so lassen, wie sie demselben schon von Natur eingepflanzt ist.

Außerdem hat der Dichter noch zwei Extreme zu vermeiden, wenn er die Poesie der Völker charakteristisch bezeichnen will. Er muß ein zu Hohes und ein zu Niederes scheuen. Zu hoch sind gewisse Helden der Geschichte, die gleichsam aus dem Kreise der Nation heraustreten, in denen der Genius der ganzen Menschheit waltet, deren überwiegende Kraft die Bande der Gewöhnung, des Ländlichen und Sittlichen zerreißt. Solche Helden ziehen, wo sie erscheinen, alle Augen allein auf sich, und das Volk tritt in den dunkeln Hintergrund. Wer also das Volk schildern will, muß es in seiner Mitte, nicht in solchen ausschweifenden Höhenpunkten ergreifen. Aber es gibt auch eine zu niedrige Sphäre, in der man es ebenfalls nicht vorzugsweise auffassen darf, ohne es ganz zu verkennen. Dann malt der Dichter nur

wie ein Tenier und Ostade an jener letzten Gränze des Menschlichen, wo es ins Bären- und Affenmäßige übergeht.

Ich kann nicht umhin, noch zwei andre Extreme zu rügen, in welche die Walterscottische Schule häufig verfallen ist. Gewisse Dichter verweilen gar zu ausführlich bei dem Ausmalen der Lokalitäten, der Sitten und des Costums, und geben das, was man in der Malerei Stillleben nennt; das ist aber keine wahre Poesie, und verbirgt schlecht den Mangel an lebendiger Darstellung des Volksgeistes. Auf der andern Seite hat man denselben Mangel durch abenteuerliche Frazzen zu ersetzen gesucht, und Walter Scott selbst hat dafür den Ton angegeben.

Fragen wir nun zuletzt noch, in welcher Weise die neuen Romane mit dem Zeitgeist übereinstimmen, und woher es komme, daß sie gerade jetzt und so allgemein beliebt werden, so wird sich uns bald entdecken, daß hier nicht blos von einem flüchtigen Rausch der Mode die Rede sey. Vielmehr greift diese poetische Gattung tief in das Wesen der Zeit ein, und ist eine unzertrennliche und nothwendige Erscheinung, ein echtes und nothwendiges Erzeugniß des neuen Kulturzustandes, ganz ungleich jenen Manieren oder Manieen, mit denen man bisher ein wechselndes und tändelndes Spiel getrieben hat.

Niemand zweifelt länger, daß die Richtung des gegenwärtigen Zeitalters eine wesentlich praktische und politische ist. Dies muß auf die Poesie Einfluß

üben, und wer kann ihn in den historischen Romanen verkennen? Man irrt sich, wenn man befürchtet, die praktische Richtung der lebenden Generation laufe der Poesie schnurstraks entgegen; sie reißt sie vielmehr mit sich fort, wie alles andere. Wenn man auch in unserer bewegten politischen Zeit nicht mehr mit rechter Lust und Muße die alten poetischen Ergötzungen fortreiben kann, so bieten sich uns doch andere dar, die mehr in diese Zeit passen. Da noch alles um uns her so friedlich war, konnten wir auch mit all unserer Poesie gleichsam in der Familie leben. Jetzt ist es anders geworden. Wie wir selbst aus dem Schooße des Friedens und der Familie auf die große politische Laufbahn fortgerissen worden, so hat auch unsere Poesie den Kreis erweitert. Das zärtliche Paar, um das sich bisher fast alle Poesie gedreht, ist zu einem Volk erwachsen. Unsre poetischen Helden haben sich im Volk verloren, wie die wirklichen. Sind alle großen Männer der Zeit, selbst der größte, unter den Völkerriesen erlegen, die aus dem alten Schlummer erwachen, wie sollte die Poesie dem Geist der Völker nicht auch huldigen? Wir haben diesen Geist über die Weltbühne schreiten sehn, mit eignen Augen haben wir Revolutionen, Völkerzüge, wunderbare Verhängnisse, ungeheure Thaten und Leiden gesehn; und wie klein erscheint gegen diese große Wirklichkeit alles, was wir bisher im stillen Familienkreise gedichtet und geträumt! Soll sich nun die Poesie nicht schämen, so muß sie der Geschichte

nacheifern, und soll sie dem Zeitgeist huldigen, so muß sie das historische Element in sich aufnehmen, wie sie ja auch im vorigen Jahrhundert ein philosophisches mit sich vermählt hat. Der historische Roman ist mithin das echte Kind seiner Zeit.

Wir haben schon oben in jenem historischen Element zugleich ein demokratisches erkannt, und eben dadurch unterscheidet sich die neue Gattung von Romanen von den ältern historischen Darstellungen. Die Poesie zeigt hier dasselbe Verhältniß, wie die Politik. Die walterscottisirenden Romane repräsentiren das Volk, die ältern Heldengeschichten die Monarchie oder Aristokratie. Diese Wechselbeziehung ist natürlich. Beides, die neuen Verfassungen und die neuen Romane beruhen auf der Wichtigkeit, welche die Völker neuerdings erlangt haben.

Natürlich steht der historische Roman in einem sehr nahen Verhältniß zur Geschichtschreibung, und wenn er auch vorzugsweise das Schöne oder nur das Interessante, Reizende, die strenge Geschichte dagegen das Wahre, abgesehn von jenem Reiz, auffaßt, so ist doch der Stoff immer der nämliche. Wirklich gränzen aber beide im Gebiet der Specialgeschichte so nahe zusammen, daß sie eigentlich in einander übergehn. Die Weltgeschichte ist bereits so angewachsen, daß wir Mühe haben, sie nur in ihren wichtigsten Thatsachen zu überblicken. Das Detail müssen wir sondern, wir können es nicht mehr dem Bau des Ganzen in der welthistorischen Darstellung ein-

fügen. Die Sammlungen in hundert und mehr Quartbänden, welche die Weltgeschichte im Detail behandeln, und ungern einen assyrischen König oder deutschen Kurfürsten auslassen, sind wegen ihrer monströsen Unbehülflichkeit mit Recht aus der Mode gekommen. Man sucht das Wichtigste der Weltgeschichte in gedrängtem Zusammenhange zu begreifen, und das Einzelne gleich Bildern in kleine Rahmen zu fassen, in Biographien, Sittengemälden, Memoires. Dies sind allein die Formen, in welchen man das auf eine befriedigende Weise schildern kann, was die Geschichte ganzer Zeiten und Völker oder gar des ganzen Menschengeschlechts unbeachtet lassen muß. Wer den Gang der Geschichte im Großen verfolgt, kann sein Interesse nicht endlos zersplittern; dem Interesse für das Einzelne wird aber vollkommen Genüge geleistet, wenn wir den höhern Standpunkt verlassen, und uns nur in einen Moment der Geschichte, in eine bestimmte Gegend und in den Gesichtskreis eines oder weniger Menschen versetzen. Hier geht nun aber die Specialgeschichte unmittelbar in den Roman über. Es ist wenig Unterschied, ob der Biograph die Wirklichkeit in allen ihren reizenden, romanhaften Einzelheiten schildert, oder ob der Romandichter sein Werk dem Geist und Ton eines bestimmten Zeitalters genau anpaßt. Ist nicht ein gewöhnlicher Liebeshandel oder irgend eine philosophische Idee der Zweck des Dichters, will er nur den alterthümlichen Geist, die Erinnerung an vergangene Tage heraufbeschwören, und

sucht er den Ruhm darin, der Natur und Wirklichkeit treu zu bleiben, so reiht er sich wirklich an den Historiker an. Der Roman ist sodann nur eine freiere Form der Geschichtschreibung, aber eine Form, worin sich der Geist der Geschichte oft treuer spiegelt, als in bloßen trocknen Berichten. In gewissen altfranzösischen und altenglischen Romanen werden wir besser über die Sitten der Zeit und über die Physiognomie der Nation unterrichtet, als in irgend einem Historiker; oder denken wir an Cervantes Novellen, welcher spanische Geschichtschreiber hat uns so lebendig in die Mitte jener Zeit und Lokalität versetzt? Man darf also wohl behaupten, daß der Historiker nicht unrecht thut, wenn er den Romanschreiber zu Hülfe ruft. Dies ist in der neuen Zeit um so nöthiger, als in derselben der Stoff der Geschichte unermeßlich zugenommen hat, und vom Standpunkt des Romandichters, Biographen und Memoiristen aus allein in seiner Vielseitigkeit genügend aufgefaßt werden kann. Seit der Reformation ist die Geschichte immer verwickelter geworden, der Geschichtschreiber kann sich nur an den Gang der Hauptbegebenheiten halten, die unzählbaren kleinen Episoden, worin das Einzelne zu beleuchten ist, muß er den Biographen und vorzüglich den Romanschriftstellern überlassen, die solche kleine Detailgemälde in den schicklichsten Rahmen zu fassen wissen, und in deren Werken die Nachwelt sich das Vergangene lebendiger vergegenwärtigen wird, als in unsern Zeitungen.

Aus allem bisher Gesagten erhellt nun wohl von selbst, warum der historische Roman gerade in unsrer Zeit und so allgemein und bei allen gebildeten Völkern übereinstimmend kultivirt wird. Obgleich die Engländer den Ton angegeben haben, so versteht ihn doch nicht blos das englische, sondern jedes Ohr. Den Engländern gebührte der Vorgang, weil sie von jeher auf Nationalität besser gehalten haben, als andre Völker. Es ist aber hier nicht von englischer Volkspoesie die Rede, sondern von Volkspoesie überhaupt. Man ahmt in Walter Scott nicht den Engländer, sondern den Dichter der Vergangenheit nach, und jede Nation hat die ihrige. Darum haben gegen Walter Scott alle die nationellen Vorurtheile geschwiegen, die sich sonst so laut gegen andre fremde Dichter geltend gemacht haben. Walter Scott's Manier ist überall nationell, wo eine Nation sich selber fühlt und begreift, und nur aus solchen Ländern vernehmen wir kein Echo seiner Stimme, in denen das Volk unter despotischem Druck noch schläft, noch nichts von sich selber weiß. —

Wir wenden uns nun zur modernen Poesie, die wir oben als die dritte Hauptgattung und Schule unsrer Poesie von der antiken und romantischen unterschieden haben. Das charakteristische Unterscheidungszeichen derselben ist, daß sie sich lediglich an die Gegenwart hält, und nur die heutigen Menschen und ihre Verhältnisse schildert. Sie stellt die Gegenwart dem Alterthum und Mittelalter, die wirkliche

Welt dem Wunderbaren, das Alltägliche dem Idealen entgegen. Sie ist nicht der Spiegel einer vergangnen oder einer idealen Welt, sondern der Spiegel unsres eignen gegenwärtigen Lebens und Treibens.

In gewisser Hinsicht scheint diese moderne Poesie allerdings die einzige natürliche, nationelle und zeitgemäße Poesie zu seyn, das natürliche Gewächs auf unserm eignen Boden, in derselben Weise, wie die griechische Poesie und die romantische des Mittelalters ganz ihrer Zeit angehörte. Und wer wollte läugnen, daß nicht auch wirklich trotz aller Verzerrungen der Mode und der verdorbnen oder überfeinerten Sitten noch sehr viel Poetisches an uns ist, das wir als unser nächstes und gewissestes Eigenthum zu pflegen haben. Wir verwechseln aber leider nur zu oft das Schöne, was wirklich ist, mit dem Wirklichen, was wir für schön halten. Grade das Nächste, uns vor Augen Liegende verblendet und täuscht uns. Was wir selbst sind, haben und genießen, wünschen oder thun, scheint uns schon deßwegen schön. Egoismus, Gewohnheit und Mode lassen uns über das Fehlerhafte an uns selbst hinwegsehn und verderben unsern natürlichen Geschmack. Wir halten uns selbst, oder das, was wir haben oder begehren, für schön und einverleiben es unsrer modernen Poesie oder finden Gefallen daran, wenn uns Ähnliches auf dem Theater oder in Romanen begegnet. Unsre eigne Eitelkeit oder unser Eigennutz täuscht uns über den poetischen Werth dieser Erscheinungen. Eben so stark

wirkt die Gewohnheit. Vieles Häßliche und ganz Unpoetische bemerken wir blos darum nicht, weil wir von Jugend auf daran gewöhnt sind, oder wir dulden es, weil es mit einer Neigung übereinstimmt, die wir selbst groß gezogen haben. Endlich übt die Mode den verderblichsten Einfluß auf unsern Geschmack. Wir halten etwas für schön, weil es neu ist, weil es allgemein gefällt und nachgeahmt wird, und umgekehrt etwas für häßlich, was altmodisch ist und allgemein bespöttelt wird, sey jenes auch sehr abgeschmackt und dieses vortrefflich.

Daher ist es denn gekommen, daß unsre moderne Poesie ein wunderliches Gemisch von echter Poesie und von Eitelkeit, Gewohnheit und Modethorheit geworden ist. Man fühlt diesen Übelstand, denn das ästhetische Gewissen läßt sich so wenig wie das moralische gänzlich übertäuben. Darum hat sich auch allgemein die Tradition unter uns verbreitet, daß die moderne Welt bei aller höhern Bildung doch weniger poetisch sey, als die alte, und es herrscht ein gewisses Gemeingefühl, daß unsre moderne Poesie weniger heilig und adelig, weniger vornehm sey, als die antike und romantische, daß sie gleichsam plebejisch sey.

Dieses Gemeingefühl äußert sich am deutlichsten darin, daß wirklich die größten unsrer Dichter sich der antiken oder romantischen Poesie zuwenden und die moderne meist dem Dichterpöbel und den Weibern überlassen. Es äußert sich ferner in dem Umstande, daß gerade die besten modernen Poesien humoristische

und satyrische sind, welche das moderne Leben ironisiren oder verspotten. Das eben hat unserm Humor eine so große Bedeutung gegeben, daß er unser ganzes gegenwärtiges Daseyn bemitleidet oder verachtet, während die ältern Satyriker nur einzelne Schlechtigkeiten geißelten.

Wir unterscheiden nun wesentlich dreierlei Gattungen der modernen Poesie, eine didaktische oder psychologische, eine sentimentale und eine humoristische. Man schildert das moderne Leben, um Belehrungen daran zu knüpfen, oder um sich mit selbstgefälliger Sentimentalität daran zu ergötzen, oder um es zu ironisiren.

Die älteste dieser Gattungen war die didaktische. Man entwarf Sittengemälde, moralische Erzählungen, um entweder die Sittengesetze durch den Reiz der modernen Darstellung zu empfehlen, oder diesen Darstellungen durch einen moralischen Reiz Eingang zu verschaffen. Es hielt in der That schwer, Schilderungen aus dem gemeinen Leben der Gegenwart in die Poesie zu bringen, die man für viel zu vornehm dazu hielt. Man wollte auf der Bühne wie in den Romanen nur Götter und Helden oder Schäfer, nicht aber gewöhnliche neumodische Menschen sehn. Die Engländer waren sowohl von Natur als durch ihren großen Shakespeare solchen Vorurtheilen entgegen. Sie verwarfen den französischen Geschmack, der sich auch bei ihnen besonders durch Pope eingedrungen, und kehrten zur eignen Natur zurück. Nur

verfielen sie in die protestantische und moralische Niederländerei und die ersten modernen Romane, die sie einführten, waren sehr langweilig und pedantisch, wie die Zeit selbst, und noch unerträglicher durch den theologischen und moralischen Beischmack. Das Beispiel der Engländer feuerte auch die Deutschen an, Sittengemälde im Gewande der Zeit zu entwerfen, und namentlich setzte der Prediger Hermes der englischen Clarissa seine preußische Sophie an die Seite. Auch auf die Bühne kamen Sittengemälde, die man Lustspiele nannte. Anfangs hatten diese modernen Darstellungen einen ganz moralischen Charakter und einen ganz englischen Zuschnitt. Nur dadurch verschafften sie sich Eingang. Nachdem man sich aber einmal an die Erscheinungen der alltäglichen Welt in Romanen und Schauspielen gewöhnt hatte, fand man bald Gefallen daran. Von den moralischen Gemälden gieng man sofort zu psychologischen über, wie man in der Philosophie den gleichen Weg nahm. Der Wolfischen Zeit gehörte noch der moralisirende Hermes an. Die psychologischen Romane und Schauspiele schlossen sich an die Kantische Periode.

Jene didaktische Poesie zerfällt also in eine moralische und psychologische. Die moralische war die erste, hat sich aber auch noch bis auf heute fortgepflanzt. Man hat lange darüber gestritten, ob nicht überhaupt die Poesie nur ein Mittel sey, die Sittlichkeit zu befördern, und man hat deßfalls in allem Ernst das Theater der Kanzel an die Seite gesetzt

und die moralischen Erzählungen den Predigten, ja bei Hermes, Nicolai, Stilling und andern war der Roman wirklich mit Predigten oder wenigstens sehr ähnlichen Raisonnements durchflochten, dasselbe findet noch jetzt häufig statt, z. B. in dem Roman: Wahl und Führung. Die psychologischen Schilderungen begannen mit Lessing und verbreiteten sich vorzüglich in Norddeutschland in der Form theils der Lust- und Rührspiele, theils der Romane. Sie gingen aus dem Bestreben hervor, die Natur in ihren feinsten Falten zu belauschen. Ihr ästhetischer Grundsatz war derjenige des Batteux, daß die Poesie die Natur vollkommen copiren müsse. Die Wahrheit war das Kriterium ihres poetisches Werthes. Unter den Romanschreibern bildete Miller z. B. in seinem Siegfried von Lindenberg, unter den Dramatikern vorzüglich Iffland diese Gattung aus. Das Höchste hat Göthe darin geleistet, besonders im Werther, im Wilhelm Meister und in den Wahlverwandtschaften, obgleich diese Dichtungen nur zum Theil dem psychologischen Interesse angehören, und wesentlich zu der sentimentalen Gattung gerechnet werden müssen. In den jüngsten Zeiten haben sich besonders Weiber auf die psychologischen Schilderungen eingelassen, während die Männer sich auf den historischen Roman in der Manier Walter Scotts geworfen haben. Doch diese Damenromane sind wie die Göthischen, nach denen sie sich gemodelt haben, mehr sentimental, als psychologisch. An die psychologischen Schilderungen im poe-

tischen Gewande haben sich politische, pädagogische, philosophische rc. angereiht. Alle Meinungen der Zeit sind auf der Bühne oder in Romanen abgehandelt worden. Jede Art von Didaktik hat ein poetisches Gewand geborgt, sich eindringlicher zu machen.

Jene didaktische Poesie hat mehr wissenschaftlichen als poetischen Werth. Dagegen hat die sentimentale Darstellung des heutigen Lebens nur einen poetischen, oder gar keinen. Ihr Zweck ist, das Wirkliche und Gegenwärtige als etwas Reizendes und Gefälliges darzustellen. Diese Art von Poesie behauptet einen großen Vorzug vor den antiken und romantischen Nachbildungen des vergangnen Lebens. Diese können nämlich immer nur auf eine subjective Schönheit Anspruch machen, nie vollkommen auf eine objective. Sie können das vergangne Leben nie ganz treu copiren, nie rein objectiv darstellen, sie haben das Object nicht vor Augen, nur in ihrer subjectiven Vorstellung, und müssen ihm mehr die Reize ihrer Phantasie und ihrer Empfindungen leihen, als sie sich auf die ihm eigenthümlichen Reize in reiner Copirung beschränken können. Die moderne Poesie dagegen kann vollkommen objectivisiren, sie hat ihr Original vor Augen, sie copirt das Wirkliche und braucht von der Phantasie und dem Gefühl keinen Reiz zu borgen, um ihr Gemälde anziehender zu machen. Ihr kommt jeder Vorzug der objectiven Wahrheit zu. Wenn man aber das Schöne nur in den Gränzen der Natur, der objectiven Wahrheit, dar-

stellen soll, so doch auch die Natur, das Wirkliche, nur in den Gränzen des Schönen, und hier läßt es die moderne Poesie nur zu häufig fehlen. Sie hat nicht den richtigsten und reinsten Begriff vom Schönen und von den Schranken, in welchen sie die Natur copiren darf. Ihr Urtheil über das Schöne, ihre Auswahl desselben, erscheint nur zu oft bestochen durch Nebenrücksichten. Sie hält für schön, was ganz andern Bedürfnissen, als dem ästhetischen schmeichelt. Reize der Gewohnheit, Mode und Eitelkeit gelten ihr für ästhetisch und sie mischt in ihre Gemälde sehr gemeine und unästhetische Farben und Züge mit denen, die der Schönheit allein zukommen dürfen. Diese Gemälde sind weit weniger Darstellungen des Schönen in unserm modernen Leben, als Beschönigungen und sentimentale Liebäugelungen der Schwächen, Irrthümer und Laster desselben.

Gewohnheit und Eigenliebe unterstützen diesen Mißbrauch der poetischen Darstellung. Man erkennt das Falsche und Häßliche darin nicht, weil man es gewohnt ist, weil man es von jeher gebilligt hat, oder man erkennt es zwar in seiner wahren Natur, billigt es aber doch und ergötzt sich daran, weil es irgend einer Neigung schmeichelt und sie beschönigt. Das für schön gepriesene Nichtschöne läßt sich auf folgendes zurückführen, und es ist der Mühe werth, näher auf unsre Selbsttäuschung einzugehn, weil sie in ihren weitverbreiteten Wirkungen uns zum Schaden jetzt, und zum Schimpf bei der Nachwelt gereicht.

Zuerst ist es die Schwäche, die wir in der poetischen Darstellung beschönigen. Jede nur erdenkliche Charakschwäche, Unbehülflichkeit und Erbärmlichkeit der geistigen Hämlinge unsrer Zeit, wird in Schauspielen und Romanen bemäntelt, oder gar als das einzig Ziemliche gepriesen. Die jämmerlichsten Romanhelden werden von den Dichtern für die vortrefflichsten, edelsten und musterhaftesten Personen nicht nur ausgegeben, sondern sogar gehalten. Schwäche ist, wenn kein Laster, doch die Wurzel des Lasters und der nationellen Schande, und wer sie beschönigt und die Nerven der Jugend durch die weichliche Speise erschlaffen macht, verdient keine beßre Schonung, als wer absichtlich die gesunden Seelen vergiftet. In jenen sentimentalen Dichtungen werden Helden und Muster aufgestellt, die fast immer nur die Portraits ihrer jämmerlichen Urheber sind, moderne Schwächlinge, aufgesteift mit etwas Moral oder Vorurtheilen. Aus bloßem Mangel an Helden haben sehr viele Dichter in die antike und romantische Welt flüchten müssen. In der unsrigen, gegenwärtigen sind sie so rar, daß man zu allen möglichen theatralischen Mitteln greifen muß, Wechselbälge herauszustutzen, um wenigstens die Lücke derselben auszufüllen. Die wahren Helden der neuern Zeit, wie Napoleon, passen nicht recht in die Poesie, und die Poesie paßt nicht in jene Surrogate von Helden und Heldinnen, die der Toilette, dem Ball, der Parade oder den Großvaterstühlen und Kinderstuben entnommen sind. Das

Schwächliche in diesen Helden ist ihr air de famille, der Grundzug ihres Charakters. Wir unterscheiden aber wesentlich zwei Gattungen derselben, die weichen, süßen, gutmüthigen Tugendspiegel, und die sich spreitzenden, Freiheit und Genialität und Kraft forcirenden Rigoristen.

Die erstgenannte Gattung umfaßt die Werther und Siegwarte, die treuen Schäfer, die thränenreichen Jünglinge, die mondsüchtigen Mädchen, die ganze Sippschaft der Empfindsamen; ferner die guten Väter und Mütter, die wohlerzogne stille Familie, das hausbackne Philisterthum, den fleißigen Geschäftsmann, den reichen wohlthätigen Onkel, den gefühlvollen herablassenden Prinzen und Grafen, den verkannten und gerechtfertigten Staatsdiener ꝛc. Welche Gutmüthigkeit auch alle diese Leute auszeichnen mag, sie wird unerträglich durch die Bornirtheit, durch die Vorurtheile, durch den falschen Jammer und durch die Gemeinheit, auf welchen sie gegründet ist. Ihr Charakter ist Schwäche, Nachgiebigkeit gegen das lächerlichste Vorurtheil, Genügsamkeit mit dem Unleidlichen, Prahlerei mit dem Alltäglichen. Die leidende Tugend dieser Helden und Heldinnen besteht gewöhnlich in einem empfindsamen Thränenstrom und ganz unnützem Jammer, dann in einem sogenannten großmüthigen Entsagen. Die guten Leute wissen sich nicht zu helfen, und thun beinah in jedem Collisionsfall das Albernste. Sie weinen, verzweifeln, erschießen sich, oder entsagen, statt kräftig zu handeln.

Ja auf diese Äußerungen der erbärmlichsten Schwäche sind ganze Dichtungen einzig gegründet. Würde der Held oder die Heldin sich nur einen Augenblick besinnen und vernünftig handeln, so wäre der ganze Jammer und der ganze Roman nicht nöthig. Ihre Schwäche ist nicht nur eine moralische, sondern auch eine intellectuelle. Sie geben den gemeinsten Vorurtheilen nach, wissen sich über nichts hinwegzusetzen, entsagen oder opfern sich wegen der unbedeutendsten Hindernisse, wegen der Eltern, wegen des Adels, ja wegen des Geldes. Sie können der Liebe nicht leben, höchstens sterben. — Mit der handelnden Tugend ist es nicht besser bestellt. Sie besteht gewöhnlich im bloßen Schein, in zufälligen und gemeinen Äußerungen der Gutmüthigkeit, mit einer Prahlerei, als ob das Größte geschehen wäre. Nachgiebigkeit, Gnade und Geldgeben sind die Hauptstützen dieser modernen Roman- und Lustspieltugend. Der gute Vater, der gute beleidigte Ehemann, der gute zurückgesetzte Nebenbuhler giebt endlich nach, der gute Fürst und Edelmann läßt sich gnädig zum vivatrufenden Plebs hinab, der reiche Mann giebt Geld her und dergleichen. Die meisten Romane und Rührspiele drehen sich um jene gemeinen Vorurtheile des Standes und des Geldes, und höchst selten oder nie wird dieses Vorurtheil in seiner Nichtigkeit dargestellt, vielmehr fast immer in seinem ganzen falschen Nimbus. Liebt etwa ein Prinz oder Edelmann eine Bürgerliche, so kommt es gewöhnlich zuletzt heraus,

daß sie irgend ein vornehmer Bankert ist, oder der Arme, den man der Armuth wegen verschmäht, wird plötzlich reich rc. Wo dieser Glückswechsel nicht Statt findet, läßt man das heilige Vorurtheil bestehn, und die Unglücklichen müssen auf eine sogenannte heroische Weise entsagen.

Die zweite Gattung der modernen Helden besteht aus Sonntagskindern und Glücksrittern, die auf Genialität Anspruch machen, und die alle einen gewissen Anstrich von Don Juan haben. Bald sind es gewandte Diplomaten, bald herkulische Officiere, bald glatte Gräfchen und Barone, bald wandernde Maler, Dichter und dergleichen. Ihr Vorbild aber ist und bleibt Don Juan. Sie sind nicht empfindsam, gutmüthig, thränenreich, wie die erstgenannten Helden, vielmehr haben sie etwas Diabolisches, Freches, und sollen bald mehr offen, bald mehr versteckt, immer den Triumph der Kraft über die Sittlichkeit ausdrücken. Diese Kraft ist aber nichts als Unkraft, Nachgiebigkeit gegen die eigne Eitelkeit oder gegen die gemeinen Neigungen und Appetite einer entkräfteten Natur und verderbten Phantasie. Jene Helden sind in keiner Hinsicht kräftig. Fehlt es an geistiger Kraft, so kann die sinnliche, fehlt es an moralischer, so kann die rein teuflische Kraft noch interessant und in ihrer Art zu respectiren seyn. Aber unsre Dichter wagen es nicht einmal, uns einen ganzen blos sinnlich-kräftigen Don Juan, oder einen ganzen Teufel zu geben. Ihre Helden bleiben in der Mitte, in der

beliebten Halbheit stehn, nicht kalt, nicht warm; frech genug, um die Sinne zu verführen, anständig genug, um die Moral zu bestechen.

Mit einem Wort, die Kraft reicht weder zur wahren Tugend, noch zum wahren Laster aus. Nur in der Darstellung der Leiden und Verruchtheiten, die aus der Schwäche, Sinnlichkeit und Erbärmlichkeit dieser Helden hervorgehn, übertreffen wir jede frühere Poesie. In der Grausamkeit haben wir es am weitesten gebracht. Unsre belletristischen Schriften wimmeln von Schlachtopfern niederträchtiger Neigungen und Vorurtheile, die sämmtlich aus Unkraft und Schlechtigkeit der nur allzutreu der Wirklichkeit nachcopirten Menschen hervorgehn. Unsre Dichter haben diese Grausamkeit recht eigentlich zu ihrem Studium gemacht, und in den Seelenmartern übertreffen sie alles, was früher von körperlichen Qualen uns bekannt worden ist. Sie begnügen sich nicht, die empfindlichsten Leiden zu ersinnen, sie präpariren sich auch erst ihre Opfer dergestalt zu, daß ihnen selbst geringe Leiden die ärgsten Schmerzen bereiten müssen. Sie benützen jede Schwäche, jedes Vorurtheil, um ein Gift daraus zu ziehn.

Alles dieses trägt den Charakter der Ohnmacht, einer abgeschwächten Zeit. Mit dieser Schwäche verbindet sich sodann ein andrer, nicht minder beachtenswerther Charakterzug unsrer modernen Dichtungen. Man sucht nämlich die erschlaffte und verderbte Natur mit einem Surrogat zu ersetzen, mit jener

Cultur und Convenienz, die wir uns zur andern Natur gemacht haben. Die Mängel und Gebrechen der wahren Natur werden mit dem Schleier dieser künstlichen Natur zugedeckt. Die Dichter wählen daher ihre Nachbildungen der Wirklichkeit am liebsten aus den Kreisen, in welchen jene Kultur und Convenienz bereits am meisten herrschend geworden ist, aus dem Leben der höhern Stände. In dieser Hinsicht betrachtet man die Dichter auch als Lehrer des Anstandes und der feinen Sitte, und empfiehlt ihre Darstellungen den minder gebildeten Ständen und Lebensaltern zur Nacheiferung. Der Bürgerliche studirt ebensowohl aus Romanen und Schauspielen, als aus dem Leben das Betragen der höhern Stände, und den Jünglingen und Mädchen giebt man diese Dichtungen weit öfter in der Absicht in die Hand, sie zu cultiviren, als in der Absicht, sie blos poetisch zu ergötzen.

Wer wollte die Gesittung, den feinen Anstand des äußern Betragens, die Zeichen wohlwollender Gesinnung tadeln! Obwohl sie nur Schein sind, so ist ein schöner Schein doch immer besser als ein häßlicher. Wiewohl sie nur ein Vorurtheil für den Menschen erwecken, das oft trügt, so ist dieses Vorurtheil doch ein günstiges, und die Humanität verlangt, daß wir es für jeden uns unbekannten Menschen hegen. Es ist ein großer Fortschritt der menschlichen Bildung, daß wir dahin gelangt sind, äußerlich alle Menschen mit Wohlwollen zu behandeln und ein ähn-

liches Wohlwollen bei ihnen voraussetzen. Doch ist eben so wenig zu läugnen, daß diese höfliche und feine Sitte sehr häufig unter ihrem äußern Schein die häßlichste Natur verbirgt. Zwei Übel sind von ihr unzertrennlich, die Lüge und die Gemeinheit. Man nennt mit Recht unser Zeitalter das der Lüge. Unsre Sitten bringen es mit sich, daß wir uns kaum auf der Straße begegnen können, ohne uns anzulügen. Möchte die Wahrheit wenigstens ins Gebiet der Dichtung flüchten können, aber auch dahin bringen wir unsre Lüge mit, und stellen hier erst recht eigentlich die Muster derselben auf. Unsre Lügen sind indeß durch die Gewohnheit in stehende Vorurtheile verwandelt worden, über deren lügenhaften Ursprung man gar nicht einmal mehr nachdenkt, die uns gleichsam angeboren, wenigstens anerzogen werden, und in deren Schmutz wir wie in einem Gewande der Unschuld unbefangen und fröhlich einhertreten. So hat man die Pedanterei in Würde, die Kokelterie in Naivetät, die Eitelkeit in Ehre, den Hundemuth in Treue, die Feigheit in christliche Gelassenheit, die Pfiffigkeit in Weisheit hineingelogen, und jede Tugend mit einer Untugend legirt, wie Gold mit Zinn. Man will damit nicht immer betrügen, man hat dies gar nicht nöthig, denn es ist schon alles-betrogen. Die ewige Lüge ist nur die Folge des ewigen Selbstbetrugs.

Die Gemeinheit geht der Lüge zur Seite. Gemeinheit ist ein Begriff, der nur für cultivirte Zei-

ten paßt. Er bezeichnet den Rückfall aus der Cultur in die ursprüngliche Rohheit, die sich aber, eben weil ihr die Cultur zur Seite steht, zu beschönigen sucht. Der rohe, uncultivirte Mensch kann nie gemein seyn, aber wer cultivirt ist, und dennoch die ursprüngliche Rohheit nicht lassen kann, sich ihr überläßt, und sie nur beschönigt, der wird gemein. Diese Gemeinheit ist ein Hauptübel unsrer Zeit. Trotz aller Cultur fühlt der Mensch sich nach wie vor einer Menge wilder Leidenschaften hingegeben, und diese Leidenschaften haben sich unter dem Druck der äußern Gesittung nur noch mehr vervielfältigt und heftiger entzündet. Die schmachvollen Krankheiten unsrer Zeit sind der redende Beweis davon. Aber die Krankheit wird, wie deren Ursach verheimlicht, beschönigt, und vorzüglich die Dichter haben das Amt über sich genommen, jeder Gemeinheit den Schleier der Grazie zu leihen, jede gröbste Neigung der rohen oder entarteten Natur dem Anstand und der Cultur, der Poesie und wohl gar der Religion zu verkuppeln. Diese Kuppler werden dann, wie billig, hoch gepriesen, und erndten den reichlichen Lohn, den so viele Sünder gern gewähren. Es sind neue Ablaßkrämer, welche die Sünden im Namen der Poesie vergeben. Jedwede Gemeinheit wissen sie zu etwas Reizendem, Billigem, Wünschenswerthem herauszuputzen, jede Sünde niedlich und liebenswürdig darzustellen, sie alles Gehässigen zu entkleiden. Haß und Spott richten sie nur auf die sogenannte engherzige Moral und

auf die Pedanterei und Genußlosigkeit unschuldiger Sitten. Im Gewande des feinen Anstandes, der höhern Bildung und Vornehmigkeit führen sie die Gemeinheit ein, und wenn das Sündhafte nicht ganz sich verstecken läßt, so wird es als süße Schwäche mit allen Grazien und Amoretten überkleidet, oder als Genialität, kühne Freiheit und erlaubte Ausnahme zur Bewunderung hingestellt. Das Gewand einer vornehmen Feinheit schickt sich am besten zur Beschönigung der niedrigen Lüste, weil sich diese wirklich verfeinert haben, weil sie wirklich in der vornehmen Welt am meisten zu Hause sind. Je feiner verschleiert, desto reizender sind sie auch, und der Dichter hat den Vortheil, zugleich auf die verderbten Sinne am eindringlichsten zu wirken, indem er dem Anstand und der Moral am meisten nachzugeben scheint. Nur die grobe Rohheit würde den moralischen Tadel nach sich ziehen, aber auch den feinen Gaumen nicht mehr schmeicheln. Die feine Gemeinheit dagegen entgeht jenem Tadel, und sie ist es, die doch am meisten reizt.

So ist nun die sentimentale Gattung der modernen Poesie, welche das moderne Leben als ein poetisches billigt und treu nachcopirt, theils ein idyllisches Beliebäugeln der noch herrschenden Gutmüthigkeit, Familien- und Philistertugend, theils eine Beschönigung der herrschenden Laster, Lüste und Gemeinheiten. Sie ist ein Spiegel des Zeitgeistes, der herrschenden Sitten und Gesinnungen. Man darf

aber behaupten, daß die Wirklichkeit in vieler Hinsicht besser ist, als dieses Spiegelbild. Es sind eben nicht die größten Dichter, welche sich zu dieser Gattung von Poesie berufen fühlen, und sie sehn im Spiegel der modernen Welt zunächst immer nur sich selbst, ihre eignen Schwächen, Vorurtheile, Eitelkeiten, Lüste, Gemeinheiten. Vielleicht ein Drittheil unter den Urhebern solcher sentimentalen Schilderungen sind Weiber, und dieser Umstand allein erklärt uns, was wir von ihren Schilderungen zu erwarten haben. Wenn sie auch gewisse Kreise des modernen Lebens und vielleicht ganz seine Oberfläche schildern, so dringen sie doch nicht in alle Kreise und nicht in die Tiefe dieses Lebens ein. Eine solche Tiefe giebt es, so lange noch wahre Helden, Philosophen und Künstler unter uns hervorgehn. Sie hat aber nichts gemein mit jener glatten Oberfläche und den Dichtern, die allein auf ihr herumgaukeln. Jene Tiefe dauert, die Oberfläche wechselt; darum wechseln auch so rasch die gaukelnden Erscheinungen, die sie in der Literatur abspiegelt. Wer liest jetzt noch die empfindsamen Romane des vorigen Jahrhunderts, wer wird im künftigen noch die vornehmen Ehebruchs- und Glücksrittergeschichten des unsrigen lesen? Nur vorragende Talente können wenigen Geistesprodukten dieser Art die Unsterblichkeit sichern, die ihr trivialer Gegenstand niemals ansprechen dürfte. Der große Haufen der Dichter stirbt mit den Modethorheiten, denen er anhängt.

Göthe muß in vieler Hinsicht als einer der ersten und vorzüglichsten Schöpfer der modernen Poesie und in jeder Hinsicht als ihr höchstes Muster betrachtet werden. Seine sentimentalen Schilderungen des modernen Lebens bilden die Krone seiner Dichtungen. Im Modernen hat dieser vielseitige Dichter doch das Höchste erreicht, worin ihm kein andrer gleich kommt, daher ist hier der schicklichste Ort, ihn im Allgemeinen zu charakterisiren.

Die Bewunderung, die Göthe verdient, ist, wie dies in Deutschland gewöhnlich geschieht, in blinde Vergötterung ausgeartet. Kaum geht ein Licht unter uns auf, so blendet es die Leute, daß sie nichts mehr sehn, als eitel Glanz und Schimmer. Ist einer reich, gleich creditirt man ihm alles. Darüber darf sich niemand wundern, der die Natur der Menschen, besonders der guten Deutschen kennt, und so ist es auch sehr natürlich, daß um Göthe's gefeiertes Dichterhaupt jener Nimbus sich gebildet, vor dem nun alles auf den Knien liegt. Jede hervorragende Erscheinung in der Wirklichkeit verwandelt man mit geschäftiger Phantasie in das höchste Ideal. Der Instinkt der Masse, der als Weihrauch aufdunstet, bläht in ein riesenhaftes Nebelbild sich auf, und dann wird vor dem selbstgeschaffenen Phantom der Drang der Andacht ausgetobt. Die Deutschen hatten auf ihrer Wanderschaft ins gelobte Land des guten Geschmacks mehr als ein goldnes Kalb. Auch in andern Gebieten haben wir ähnliche Erscheinungen schon öfters die wilde Winds-

braut der deutschen Literatur vorüberjagen sehn. Friedrich der Große und Napoleon sind in ihrem Kreise nicht minder zu Idealen verklärt worden, als Göthe in dem seinigen.

Das Höchste, wozu es die Bewunderung möglicherweise bringen kann, ist Göthe wirklich zu Theil geworden. Man hat in ihm das Ideal eines Dichters zu erkennen geglaubt, und die Aufgabe, das Problem seiner Erscheinung zu lösen, mit der, das Problem aller Poesie zu lösen, ohne weitres identificirt. Sie nennen ihn mit einer charakteristischen Übereinstimmung den König der Dichter, um in ihm das legitime Princip, die höchste aus sich selbst schöpfende Autorität zu bezeichnen. Als eine vollkommene Incarnation der Poesie ist er ihnen auch Gesetz, König, Messias und Gott in allen poetischen Dingen. Die Gläubigen wurden in ihrer Andacht nicht wenig dadurch bestärkt, daß der Gefeierte selbst sie billigte, sich dabei benahm, als müßt' es so seyn, und mit Mienen der Huld und Gnade jedes Lob, das ihm zufloß, bestätigte, die Lobenden wieder lobte, und die ihm verliehene Königskrone nicht ohne Majestät und imponirende Sicherheit auf dem Haupte trug. Göthe ließ, wie der Homerische Gott den lieblichen Fettgeruch von allen Altären behaglich sich gefallen, und lächelte beständig, da man ihn beständig lobte. Nur dann zog seine Stirne sich in böse Falten und eine kleine Dosis Gift im Bonbon eines Bonmots, sogenannte zahme Xenien wurden als lettres de cachet

ausgegeben, wenn ein Hochverräther die Autorität anzutasten sich erfrecht.

Göthe weiß aber selbst am besten, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Faust wird seines Pudels Knecht. Eine Kraft wird Ohnmacht, wenn sie die natürlichen Gränzen überschreitet. Vor Weihrauch sieht man das Feuer nicht mehr, vor den Orden das Herz nicht mehr, daß sie bedecken. Übermuth macht die Kraft, Eitelkeit die Schönheit zuletzt verächtlich. Übertriebenes Lob trägt den Tadel im Schooß. Nur um ein kleines darf der Ruhm höher steigen, als der Werth, so wird die Rüge, wenn auch spät, in demselben Verhältniß den Werth herabsetzen. Darum sehn wir jetzt schon mehrere Leute, welche sich gegen die Götzendienerei erklären, und Göthen sogar verunglimpfen, wo er es gewiß nicht verdient.

Die blinden Anbeter Göthe's bilden eine herrschende ästhetische Kirche, die ihren Papst, ihre Kirchenväter und Scholastiker, ja sogar ihre Kirchenversammlungen hat. Natürlich findet diese Kirche nun auch eine Opposition. Sie ist aber, gleich jeder herrschenden Kirche, blind und fanatisch, und spricht durchaus unbedingte Autorität an, verketzert jeden, der diese Autorität antastet. Das ist schlimm und erweckt nothwendig einen hartnäckigen Widerspruch; aber es ist natürlich. Die Leute glauben einmal an die Unfehlbarkeit ihres Meisters, an sein Monopol in der Poesie, an seine Legitimität, und dieser Glaube

ist aufs festeste in der Gesinnung und Gesittung, in dem Zuge der Natur begründet, die sie mit Göthe theilen. Alle Kinder dieser Zeit, die dem Instinkt folgend, das moderne Leben als ihre einzige geliebte Heimath betrachten und sich darin so wohl seyn lassen, als sey es wie ein glückseliges Eiland in die Ewigkeit gesetzt, als gäb' es rückwärts und vorwärts kein andres, schönres, würdigeres Leben, alle die Ephemeriden der Gegenwart müssen an Göthe's Dichtungen mit derselben Innigkeit hängen, wie an ihrer eignen Wirklichkeit.

Daß Göthe den Kindern dieser Zeit in allen ihren Vorurtheilen und Eitelkeiten geschmeichelt hat, ist wohl der nächste Grund zu der außerordentlichen Anerkennung, die er bei denselben gefunden. Seine Modernität aber hat einen noch tiefern Grund. Von einem sichern Gefühl geleitet, hat die vox populi schon darauf hingewiesen, indem sie Göthen zum Dichter aller Dichter gemacht hat. In der Übertreibung, welche Göthen zum Ideal eines vollkommnen Poeten macht, liegt wirklich die Ahnung von etwas Wahrem. Gerade diesen Glauben, den seine Poesie so allgemein bei der Menge hervorgebracht hat, müssen wir fest halten. Mag die Übertreibung auf sich beruhen; der Grund, warum man gerade auf diese Weise übertrieben hat, ist desto wichtiger.

Die Poesie eines jeden Dichters hat einen eigenthümlichen Charakter; dieser aber entspricht allemal einer innern Eigenschaft oder Richtung der Poesie

überhaupt. Die synthetische Einheit aller Dichter ist nur die analytische der Poesie selbst. Wenn man mit Recht diese aus jener sich erklärt, die Regeln des Schönen aus den Beispielen desselben abgezogen, den Metallkönig der Ästhetik aus den Goldmünzen, denen jeder Autokrat im Reich der Poesie sein königliches Bildniß aufgeprägt, in die philosophische Retorte gebannt hat, so darf unbedingt auch das Umgekehrte auf die Charakteristik der Dichter angewandt werden. Jeder Dichter ist die Offenbarung einer besondern ästhetischen Kraft, die ganze Dichterwelt ist die Offenbarung aller dieser Kräfte. Jedem Einzelnen kommt vorzugsweise nur eine Kraft zu, die er reicher und feiner als andre entwickelt.

Die Kraft nun, welche Göthe's dichterischen Charakter bezeichnet, ist das Talent. Bekanntlich versteht man darunter das Vermögen der ästhetischen Darstellung überhaupt, ohne Rücksicht auf eine subjective Bestimmung, auf eine Poesie im Dichter selbst, denn es kann malen, ohne von einer Empfindung geleitet zu seyn, ja oft das Gegentheil von dem, was der Dichter wirklich empfindet, so wie der Schauspieler oft etwas ganz andres darstellt, als was er empfindet. Eben so wenig hängt das Talent von einer objectiven Bestimmung, von einer Poesie im Gegenstand ab, denn es kann Dinge, die an und für sich selbst unpoetisch sind, in ein poetisches Gewand hüllen, und umgekehrt werden oft sehr poetische Gegenstände von talentlosen Dichtern unpoetisch darge-

stellt. Das Wesen des Talents beruht also in der Darstellung, in der Einkleidung, im Vortrag.

Das Hervortreten des Talents bei Göthe hat schon Novalis in seinen Fragmenten scharf und richtig bezeichnet *). Göthe selbst giebt es zu, und hält

*) So sonderbar, als es manchem scheinen möchte, so ist doch nichts wahrer, als daß es nur die Behandlung, das Äußere, die Melodie des Styls ist, welche zur Lektüre uns hinzieht, und uns an dieses oder jenes Buch fesselt. Wilhelm Meister's Lehrjahre sind ein mächtiger Beweis dieser Magie des Vortrags, dieser eindringenden Schmeichelei einer glatten, gefälligen, einfachen und doch mannigfaltigen Sprache. Wer diese Anmuth des Sprechens besitzt, kann uns das Unbedeutendste erzählen, und wir werden uns angezogen und unterhalten finden. Diese geistige Einheit ist die wahre Seele eines Buchs, wodurch uns dasselbe persönlich und wirksam vorkommt. —

Göthe ist ganz praktischer Dichter. Er ist in seinen Werken, was der Engländer in seinen Waaren ist: höchst einfach, nett, bequem und dauerhaft. Er hat in der deutschen Literatur das gethan, was Wedgewood in der englischen Kunstwelt gethan hat. Er hat, wie die Engländer einen natürlich ökonomischen und einen durch Verstand erworbenen edlen Geschmack. Beides verträgt sich sehr gut, und hat eine nahe Verwandtschaft im chemischen Sinn. In seinen physikalischen Studien wird es recht klar, daß es seine Neigung ist, eher etwas Unbedeutendes ganz fertig zu machen, ihm die höchste Politur und Bequemlichkeit zu geben, als eine Welt anzufangen, und etwas zu thun, wovon man voraus wissen kann, daß man es nicht vollkommen ausführen wird, daß es gewiß unge-

die Schönheit nur für ein Werk des Talentes, denn mit seiner Zustimmung steht in Kunst und Al-

---

schickt bleibt, und das man es nie darin zu einer meisterhaften Fertigkeit bringt. —

Wilhelm Meister's Lehrjahre sind gewissermaßen durchaus prosaisch und modern. Das Romantische geht darin zu Grunde, auch die Naturpoesie, das Wunderbare. Das Buch handelt blos von gewöhnlichen menschlichen Dingen, die Natur und der Mysticismus sind ganz vergessen. Es ist eine poetisirte bürgerliche und häusliche Geschichte, das Wunderbare wird ausdrücklich als Poesie und Schwärmerei behandelt. Künstlicher Atheismus ist der Geist des Buchs. Die Ökonomie ist merkwürdig, wodurch es mit prosaischem, wohlfeilem Stoff einen poetischen Effect erreicht. —

Wilhelm Meister ist eigentlich ein Candide gegen die Poesie gerichtet; das Buch ist undichterisch in einem hohen Grade, was den Geist betrifft, so poetisch auch die Darstellung ist. Nach dem Feuer, Wahnsinn und den wilden Erscheinungen in der ersten Hälfte des dritten Theils sind die Bekenntnisse eine Beruhigung des Lesers. Die Oberaufsicht, welche der Abbé führt, ist lästig und komisch; der Thurm in Lotharios Schlosse ist ein großer Widerspruch mit ihm selbst. Die Musen werden zu Comödiantinnen gemacht, und die Poesie spielt beinahe eine Rolle, wie in einer Farce. Es läßt sich fragen, wer am meisten verliert, ob der Adel, daß er zur Poesie gerechnet, oder die Poesie, daß sie vom Adel repräsentirt wird. Die Einführung Shakespeare's macht eine fast tragische Wirkung. Der Held retardirt das Eindringen vom Evangelium der Ökonomie, und die ökonomische Natur ist endlich die wahre, übrigbleibende. —

terthum, Bd. 2. S. 182. das Resultat einer **glücklichen Behandlung** ist das Schöne.

Das Talent ist an sich universell, und muß sich als solches in der größten Vielseitigkeit der Anwendung erproben. Es giebt nichts in der Welt, dem nicht das Talent einen poetischen Anstrich geben könnte. Wie jener Tonkünstler mit Recht behauptete, es ließe sich alles in Musik setzen, selbst ein Thorzettel, so kann ein talentvoller Dichter mit der Sprache nicht weniger Wunder thun. Daher war auch Göthe so vielseitig. Er konnte alles, auch das Geringste und Gemeinste durch den Zauber seiner Darstellung reizend machen.

Das Talent gefällt sich in der Vielseitigkeit. Jeder Virtuose strebt so viel als möglich allseitig zu seyn, sein Talent auf alle mögliche Weise ins Licht zu setzen, durch den Reichthum der Anwendung durch die Herrschaft über die reichste Claviatur und ihre Schlüssel, durch den kühnen und gewandten Wechsel der Tonarten, und durch die Fertigkeit des Tausendkünstlers, der auf einem Bein stehend zwölf Instrumente zugleich spielt, in Erstaunen zu setzen. Diese Neigung wohnt dem Talente deßhalb bei, weil es charakterlos, von einer festen dauernden Bestimmung unabhängig ist. Der Künstler, in welchem das Talent ausschließlich vorherrscht, wird weder durch eine bestimmte Richtung der Empfindung, noch durch einen bestimmten Gegenstand ausschließlich gefesselt. Es treibt ihn nicht, sein volles Herz auszuströmen,

und ein Heiliges und Geliebtes, das er erkannt hat, äußerlich darzustellen, vielmehr ist ihm jede Empfindung und jeder Gegenstand an sich völlig gleichgültig, und gilt ihm nur etwas, sofern er ihn darstellt; nur die Darstellung gilt ihm, was auch immer das Dargestellte sey. Darum wird er auch durch keinen besondern Gegenstand beherrscht, er herrscht vielmehr über alle, und gefällt sich im Wechsel derselben, der seine Herrschaft beurkundet. So sehn wir Göthe beständig wechseln, und es ist eben deshalb thöricht, irgend eine besondere Darstellung, irgend eine Rolle an ihm festhalten zu wollen. Gerade darin besteht das Wesen seiner Poesie, daß er mit den Rollen beständig gewechselt hat, und noch ferner unaufhörlich wechseln würde, wenn nicht jede Thätigkeit endlich ihr Ziel in der Ohnmacht fände. Er spricht dieß selbst sehr deutlich aus, indem er in einer seiner zahmen Xenien sagt:

„Die Feinde, sie bedrohen dich,
Das mehrt von Tag zu Tage sich,
Wie dir doch gar nicht graut!"
Das seh ich alles unbewegt,
Sie zerren an der Schlangenhaut
Die jünst ich abgelegt,
Und ist die nächste reif genug,
Abstreif ich die sogleich,
Und wandle neu belebt und jung
Im frischen Götterreich.

In Göthe's beständigem Rollenwechsel liegt das eigentliche Geheimniß seiner Poesie und das Wesen

des Talentes aufgeschlossen. Das Talent an sich ist ganz theatralisch, es ist die absolute Maskirung. Oben haben wir unsre ganze neuere Poesie als die theatralische charakterisirt, und hier finden wir dasselbe in ihrem großen Repräsentanten Göthe wieder. Er vereinigt beinahe alle Rollen der übrigen Dichter in seinem Spiel allein. Daher kommt es denn auch, daß man Göthe für den Repräsentanten aller Poesie überhaupt halten konnte, indem man unschuldigerweise die Poesie der Darstellung mit derjenigen der Empfindung und des Gegenstandes, das Kleid mit dem Wesen verwechselte.

Das Talent ist eine Hetäre und giebt sich Jedem Preis. Unfähig selbständig zu seyn, hängt es sich an alles an. Indem ihm ein innerer Haltpunkt ein inneres Motiv seiner Äusserung mangelt, ist es jedem äussern Eindruck hingegeben, und wird von einem zum andern fortgezogen. So sehn wir Göthe's Talent, wie das Chamäleon, in allen Farben wechseln. Heute beschönigt er dieß, morgen jenes. Alle seine Widersprüche erklären sich aus diesem Rollenwechsel und umsonst versucht man sie anders zu erklären oder gar zu vereinbaren. Man hat wohl eine Philosophie, eine Politik, ja sogar eine Religion aus Göthe's Schriften extrahiren wollen. Auf einem solchen Wechselbalge müßten sich aber z. B. die Parallelstellen über Politik im Götz, Egmont, Tasso, Wilhelm Meister, dem Bürgergeneral, Epimenides Erwachen 2c. zu einer artigen Hanswurstjacke zusam-

menschen, und an dem platonischen Gastmahl, da seine moralischen Ansichten sich gesellig vereinigen sollten, müßte zweifelsohne neben jedem Engel ein Teufel, neben jeder Grazie ein bocksfüßiger Satyr Platz nehmen. Von Religion aber kann in Göthe's Dichtungen nie die Rede seyn. Sie, die sich in die innerste Tiefe der Empfindung verbirgt, ist am weitesten von jener Oberfläche, von jener Maske der äussern Darstellung entfernt.

Sofern das Talent charakterlos jeder äussern Bestimmung folgt, wird es vorzüglich von der Gegenwart und ihren herrschenden Moden bestimmt und geleitet. Darum hat Göthe allen Moden seiner Zeit gehuldigt, und jeden Widerspruch derselben zu dem seinigen gemacht. Er schwamm immer mit dem Strom und auf der Oberfläche, wie Kork. Wenn er einem guten Geist, großen Ideen, der Tugend gehuldigt, so that er es doch nur, wenn sie an der Tagesordnung waren, denn umgekehrt hat er auch wieder jeder Schwäche, Eitelkeit und Thorheit gedient, wenn sie in der Zeit nur ihr Glück gemacht, und kurz er hat, wie ein guter Schauspieler, alle Rollen durchgemacht. Rollen waren es auch nur, nur Eingehn in die Moden der Zeit, wenn er hier mehr dem antiken, dort mehr dem romantischen Geschmack gehuldigt. Weil aber das moderne Leben das vorherrschende war, darum wurde Göthe's Talent auch vorzüglich durch dasselbe bestimmt.

Das Talent gefällt sich besonders in der Copie der Natur, des Wirklichen. Es fehlt ihm die innere Bestimmung durch das Genie, durch Begeisterung, durch innern schöpferischen Drang, darum hält es sich an das Vorhandene, Wirkliche. Das Genie kann sich nur in neuen Schöpfungen offenbaren, das Talent offenbart sich schon in der bloßen Copie, in der künstlerischen Darstellung des Wirklichen. Das Talent liebt sogar die Darstellung des Gemeinen und Alltäglichen vorzugsweise, weil ihm dasselbe als Folie dienen muß. Je geringfügiger der dargestellte Gegenstand an sich, ausserhalb der Darstellung in der Natur ist, desto glänzender hebt sich die Darstellung als solche hervor. Endlich bedarf das Talent überall der äussern Anerkennung, denn wie es ihm an innerer Selbstbestimmung fehlt, so auch an innerer Selbstzufriedenheit. Es strebt nach Ruhm. Das ist das Charakteristische aller Virtuosen. Darum aber schmiegt es sich auch den Neigungen derer an, von denen es bewundert seyn will. Es ist schmeichelhaft, es begünstigt die, von welchen es begünstigt seyn will. Es stellt vorzugsweise dasjenige dar, was seinem Publikum gefällt. Aus allen diesen Umständen zusammengenommen erklärt sich das Phänomen, daß ein vorherrschendes Talent sich vorzugsweise in der Darstellung und Beschönigung des gegenwärtigen Lebens gefällt, und sich durchaus nicht an das Unpoetische und Gemeine desselben stößt.

Göthe widmete sich demzufolge vorzüglich der modernen Poesie, und gebrauchte sein unübertreffliches Talent zur Darstellung des modernen Lebens. Er hielt sich an die Natur, an die nächste, an die eigne. Seine eigne Natur stand mit der herrschend gewordenen der modernen Welt im genauesten Einklang. Er war der reinste Spiegel des modernen Lebens, in seinem Leben wie in seiner Dichtung. Er hat nur sich selbst zu schildern gebraucht, um die moderne Welt, ihre Gesinnung, ihre Neigungen, ihren Werth und Unwerth zu schildern. Dasselbe Talent, das er in seinen Dichtungen offenbarte, machte sich auch in seinem Leben vorherrschend geltend, und wer kann läugnen, daß es wirklich die allgemeine Lebensmaxime der modernen Welt geworden ist? Das Talent des äußern Lebens, die Kunst des Bequemen, Leichten und Feinen und die Virtuosität des Genusses, war sein Talisman in der Wirklichkeit und schien ihm auch wieder der würdigste Gegenstand in der Dichtung, indem er die Vorzüge, die er selbst darstellte, nur abspiegelte. Die meisten Dichtungen Göthe's enthalten nur sein Portrait, aber es ist ein Musterbild für das moderne Leben, jeder erkennt es dafür an.

Desfalls war es ihm auch möglich, eine Popularität zu gewinnen, die kein antiker oder romantischer Dichter, mit Ausnahme Schiller's errang. Für Schiller entschied sich alles Edle und Menschliche in der Nation, für Göthe die herrschende Stimmung

und Sitte des Augenblicks. Schiller gilt für die Edlen aller Zeiten, Göthe war der Abgott seiner Zeit, und konnte dieß nur seyn, indem er sich der Schwäche, der Unnatur nicht minder hingab, als dem Edlen, das sich noch geltend zu machen wußte. Er ist der Abgott, aber auch das Geschöpf seiner Zeit. Es ist gar nicht zu zweifeln, daß die Gemeinheit ihm selbst erst geschmeichelt, sich ihm lieb und werth und sogar poetisch dagestellt hat, ehe er ihr selbst schmeichelte, ihr sich selber lieb und werth machte, und sie mit dem Zauber einer unübertreflich poetischen Darstellung beschönigte. Er ist nicht der Verführer, sondern selbst verführt von seiner Zeit. Wie nach Schiller's Gedicht jeder der olympischen Götter dem Genius ein Zeichen aufdrückt, so hat die moderne Zeit ihren Sohn und Liebling gezeichnet, jede herrschende Richtung dieser Zeit, jeder Abgott des Publikums hat dem Dichterkönig einen Talisman verabreicht, und wie die Mode das Volk beherrscht, so hat er die Mode regiert.

Den feinsten Ton der heutigen Welt sucht und findet man bei Göthe. Den äussern Anstand, die Vornehmigkeit, die heitre Maske beim geselligen Umgang, das Insinuante, die Delikatesse, die scheinheiligste Bosheit, die aqua toffana, die gleichsam als kaltes Blut durch den Körper der gebildeten und vornehmen Gesellschaft kreist, diese Zauberkünste des Talentes kann man bei Göthe musterhaft entwickelt finden. Er bildet daher eine Schule der geselligen

Cultur. An seinen Werken bildet, verfeinert man die Sitten. Sie empfiehlt man als das Muster aller Gesittung. Um ihn her schaart sich ein unzählbares Heer gebildeter Jünglinge, die Jünger und Apostel dieser Lehre des Anstandes, die muthigen Bekämpfer der alten Rohheit, Frerons vergoldete Jugend in Deutschland.

Unter der glatten gefälligen Maske verbirgt sich aber ein raffinirter Epicuräismus, eine Sinnlichkeit und Genußsucht, die, so fein sie auch ist, doch immer unwürdig bleibt, des Ernsten und Heiligen spottet, und die Leichtverführten in ein irdisches Paradies verlockt, in den Venusberg, aus dem kein Ausgang mehr ans Licht ist.

Göthe's Dichtungen sind als die Blüthe des in der modernen Welt herrschenden Materialismus zu betrachten, der sich auf der untersten Stufe in dem physiokratischen System geltend macht. Sein Talent ist die höchste Erscheinung der Fabrikation. Es dient, alles zum feinsten Genuß zu präpariren. Dieser Genuß ist doppelter Art. Der Wollust gesellt sich schon bei den Thieren Grausamkeit bei, und diese Verwandtschaft beider geht in die feinsten und zartesten Genüsse der Menschen über.

Jene Wollust ist um so raffinirter, als sie der Eitelkeit dient. Daher sind beinahe alle Helden Göthe's kleine Sultane, um welche sich die Mädchen und Weiber bemühen müssen. Sie werden geliebt, und ihre Gegenliebe erscheint nur als ein behagliches

Spiel mit dem Genuß. Sie lassen sich von den Weibern aufsuchen, und nehmen die Huldigungen derselben gnädig an. Das ist ihr stehender Charakter. Clavigo, Weißlingen, Egmont, Fernando, Wilhelm Meister sind ein und dieselbe Person. Wie wahr immer die feine Sinnlichkeit solcher Helden der Natur abgelauscht seyn, wie sehr sie den meisten Männern schmeicheln mag, sie ist etwas Gemeines und dieses Aufwandes des verschönernden Talentes nicht werth. Sie ist um so widerlicher, als die Eitelkeit eine gewiße Andacht daraus macht. Wir finden die Geschlechts- und Eheverhältnisse bei den Dichtern fremder Nationen leichtsinnig und frivol behandelt, aber nirgends ist eine solche Sentimentalität mit dieser Frivolität verbunden, wie in Deutschland. Bei den Spaniern hat von jeher die flammende Leidenschaft, bei den Italienern liebliche Phantasie und Sinnlichkeit, bei den Franzosen Feinheit und Witz, der Geist der Reine Margrithe, bei den Engländern der tragische Contrast den ekeln Eindruck der Wahlverwandtschafts- und Ehebruchsgeschichten gemildert. Die Deutschen aber haben sie seit Göthe wie ein Handwerk mit ehrbarer Miene, oder wohl gar wie eine Religion mit Andacht getrieben. Wenn Sinnlichkeit und niedre Leidenschaften bei andern Völkern immer dem Edlen und Heiligen untergeordnet geblieben sind, wie stark sie auch vorgeherrscht haben, so sind wir Deutsche, die wir weit nüchterner sind, dennoch so verkehrt gewesen, jene Sinnlichkeit mit dem Heiligen

zu verwechseln, und zu einer Göttin zu erheben, was in Frankreich ewig nur eine Lustdirne bleibt. Die Sinnlichkeit wird zuerst von der Eitelkeit gerechtfertigt, dann vom Talent auch andern sogar zur Bewunderung aufgestellt, aber was im Ursprung gemein ist, bleibt es auch in der glänzendsten, täuschendsten, rührendsten Hülle. Die Kunst ist dem Edlen gewidmet, und wenn sie in vieler Hinsicht in Göthe den Liebling erkennt, so giebt sie sich doch nicht allen Launen seiner Muse Preis, und weiset die Gemeinheit verderbter geselliger Verhältnisse, die überzuckerte Darstellung des modernen Lasters, die Gourmandise eines unnatürlichen Appetites, die Mückenfängerei wollüstiger Reminiszenzen, die Kokettерie der Männer und den Ritterdienst der Damen um die Männer, die Toilette des Mannes von fünfzig Jahren, die sybaritischen Wahlverwandtschaften und die Verhimmelung so manches Don Juan dem, ein ganz anderer Platz gebührt hätte, völlig über ihre Grenzen hinaus. Muß schon die Kunst gegen diesen Mißbrauch ihrer edelsten Kräfte vertheidigt werden, so hat allerdings auch die Moral ein heiliges Recht, das schlechthin Unwürdige daran zu verdammen.

So wenig sich diese Schattenseiten bei Göthe verbergen, so täuschen sich doch die meisten Leser selbst darüber, indem sie entweder aus unbegreiflicher Gutmüthigkeit nicht sehn wollen, was sie sehen, oder sich bei der schwachen Seite fassen und bestechen lassen. Göthe besaß im höchsten Grade das Ta-

lent, den Leser zu seinem Mitschuldigen zu machen, ihm ein billigendes Gefühl abzuzwingen. In seiner Hand war der Talisman, der alle Herzen lenkt. Kein Dichter hat sich des in der Sprache liegenden Zaubers so ganz bemächtigt. Er ist überall und immer gefällig, überredend. Wir können uns der süßen Lust nicht erwehren, mit der er unser Wesen befängt, uns selbst zum Gegentheil von alle dem verführt, was wir sonst geglaubt und gefühlt. Sehen wir auch die Sünde, die Gemeinheit klar vor Augen, er zwingt uns mit zu sündigen, mit gemein zu werden, und wir entkommen ihm nicht, ohne die Scham, uns einen Augenblick vergessen zu haben.

Es bedürfte wohl eines Platon, um gewisse Wahrheiten über Göthe, die an sich leicht erkennbar sind, doch auch mit derjenigen Mäßigung und Feinheit zu rügen, welche die dem großem Dichter gebührende Achtung nicht verletzt. Man müßte wie Platon gegen Homer folgendermaßen reden: „Ich muß wohl damit heraus, wiewohl eine gewisse Zärtlichkeit und Schamhaftigkeit, die ich von Jugend auf gegen den Homer gefühlt habe, es mir schwer macht, von demselben zu reden. Denn er scheint unter allen guten tragischen Dichtern der Vorsänger und Anführer zu seyn. Weil indessen ein Mensch nicht höher, als die Wahrheit, geschätzt werden darf, so muß ich auch reden, wie ich denke. — Wenn dir also, lieber Glaukon, Lobpreiser des Homer vorkommen, welche sagen, daß dieser Dichter ganz Griechenland

unterwiesen habe, und daß es sich wohl der Mühe verlohne, ihn zu studieren; weil man durch ihn die menschlichen Angelegenheiten gut zu verwalten, und sich selbst dabei gut zu betragen lerne, und man daher nach den Leitungen dieses Dichters sein eignes Leben anordnen und führen müsse, so kann man solchen Leuten zwar nicht böse seyn, sondern muß ihnen mit aller Freundlichkeit begegnen, weil sie nach ihrem besten Vermögen treffliche Männer zu seyn suchen, und man muß ihnen einräumen, daß Homer ein höchst dichterischer Geist, und das Haupt der tragischen Dichter sey; dabei aber zugleich merken, daß in den Staat selbst von der Poesie nichts weiter aufgenommen werden dürfe, als Gesänge zum Lobe der Götter und zur Erhebung edler Thaten. Sobald du hingegen die süßliche Muse darin aufnimmst, sie sey von lyrischer oder epischer Art, so werden auch die willkürlichen Wallungen der Fröhlichkeit und Traurigkeit, statt Gesetz und Vernunft herrschen."

Schon Platon tadelt mit strengem Ernst die Entweihung der Dichtkunst durch die Enthüllung unnatürlicher Gelüste. Er wirft es dem Hesiod und Homer vor, daß sie so viele obscöne und naturwidrige Dinge von den Göttern erzählen. Er sagt mit vollem Recht: »wenn sich dergleichen auch in der Natur vorfände, so muß man sie doch unmündigen und jungen Leuten nicht vorerzählen, sondern mehr als irgend etwas verschweigen. Sollte jedoch irgend eine Nothwendigkeit eintreten, davon zu reden, so

müßten diese Dinge nicht anders, denn als Mysterien gehört werden, von so wenigen als möglich, welche dazu vorher nicht ein schlechtes Schweinferkel, sondern ein gewisses großes und kostbares Opfer gebracht haben müßten, damit so wenige als möglich von solchen Sachen zu hören Gelegenheit hätten." Es ist wahr, daß sich jene geheimnißvolle Wahlverwandtschaft, das Princip des Ehebruchs, es ist wahr, daß sich Gelüste, dergleichen in der Stella geschildert sind, wirklich in der Natur vorfinden, aber als Auswüchse, und wir sollen uns über die Natur, oder vielmehr über die Unnatur dieser Dinge nicht durch eine einnehmende poetische Beschönigung, durch eine Verwechslung derselben mit den heiligsten Gefühlen reiner Liebe täuschen lassen, denn, wie Plato weiter fortfährt: »Niemand will in seinem herrlichsten Theile und über die höchsten Dinge gern einer Lüge Raum geben.«

Noch müssen wir jener Grausamkeit gedenken, welche mit zum feinen Genuß gehört. Göthe schildert mit Vorliebe die menschlichen Schwächen und Vorurtheile, und weidet sich an den daraus entspringenden Leiden, so im Werther, Clavigo, Tasso, der natürlichen Tochter, den Wahlverwandtschaften 2c. Die grausame Wollust liegt darin, daß der Dichter sich an den Verschuldungen und Leiden ergötzt, ohne sie durch irgend etwas zu versöhnen. Oft erscheint diese Grausamkeit absichtlich, oft nur unwillkürlich als Folge der Gleichgültigkeit, mit welcher der Dich-

ter die Welt übersah. Die Ruhe und Klarheit, mit welcher Göthe seine Schilderungen entwirft, erscheint oft als völlige Indifferenz, nicht als die göttliche Ruhe, die aus der Fülle der Idee entspringt. Sie wirkt also auch nur wie das todte Naturgesetz, nicht wie die innere Befriedigung der Seele. Daher bei Göthe so viel Mißtöne, die nicht aufgelöst sind.

Wir maßen uns indessen nicht an, von Göthe zu verlangen, daß er hätte anders seyn sollen, als ihn die Natur hat werden lassen. Göthe konnte seine Natur nicht ändern, nur ausbilden, und er hat mit dem ihm verliehenen Talent in der That bewunderns-würdig gewuchert. Kraft seines Talentes steht Göthe ohne Frage über allen andern deutschen Dichtern, und seine Gewalt über die beweglichen Gemüther war in dem Maaß nachdrücklicher, als das Talent überhaupt die ausübende Macht in der Poesie bezeichnet. Schiller, Klopstock, Herder, Novalis und manche andere gelten nur als wohlwollende Könige, denen es an Macht gebricht, der Welt so viel Segen zu gewähren, als sie gern möchten, weil die Herrschaft ihrer Ideen sich nur über eine verhältnißmäßig geringe Anzahl Menschen erstreckt, die dafür empfänglich sind. Göthe dagegen stellt sich als ein alles bezwingender Usurpator dar, der mit seinem Talent die Gemüther eben so beherrscht hat, wie Napoleon die Körper. Der beste Wille bezaubert weniger als eine That, wenn sie auch eine schlechte wäre. Zumal in unserer Zeit gilt der Augenblick und wer

uns ihn genießen läßt, weit mehr als ein auf die Ewigkeit berechnetes Streben. Ein Schauspiel, des Mimen wechselnde Kunst, nimmt unsern Sinn mit allerlei Thorheit gefangen, und wir sind zu matt und faul geworden, diesen Sinn zu sammeln, und Werke der Ewigkeit zu gründen, oder nur zu verstehen. Die Kunst ist zu einer Unterhaltung herabgesunken, und alles Tiefe, Heilige macht den Tagedieben Langeweile, da sie durch Göthe und unzählige seiner Nachäffer einmal gewöhnt worden sind, sich bedienen zu lassen, sich jede Anstrengung zu ersparen. In der That ist es leichter, das Gemeine, wozu jeder ohnehin gestimmt ist, als das Erhabene, das nur den edelsten völlig vertraut wird, bei der Masse zu vertreten, und wenn erhabne Ideen überdem das gemeine Geschlecht strafen sollen, so werden sie am allerwenigsten mit jenen Schmeicheleien rivalisiren können. Mit Widerwillen wendet sich der Haufen von den finstern Propheten ab, und lauft zu den Marktschreierbuden seiner freundlichen immer lächelnden Demagogen, und diesen gelingt es ohne Mühe, durch schimmernde Sophismen jene Propheten, die oft vom Göttlichen, eben weil es göttlich ist, nur stammeln, aus dem Felde zu schlagen.

Göthe beherrschte seine Zeit, indem er ihr huldigte, er fesselte sie, indem er sich in alle ihre Falten einschmiegte. Da aber der Geist seiner Zeit jener ewig wechselnde, schaffende und zerstörende, stets gegen sich selbst revolutionirende und protestirende

gewesen, so hat er in Göthe sich ganz so wiedergespiegelt, und dort wie hier ist der Charakter Charakterlosigkeit. Göthe gilt ganz so als Universalerbe der moralischen Revolutionen unsrer Zeit, als Napoleon Erbe der politischen gewesen. Auch der Gewinn dieser Concentration ist für die moralische und politische Welt ziemlich derselbe. Wie im Leben des großen Corsen das ganze politische Leben des Jahrhunderts, in praktischer Ausführung aller seiner Theorien, von der Anarchie bis zu den beiden Extremen der Republik und des Despotismus und wieder in der versöhnenden Mitte der constitutionellen Monarchie sich gleichsam personificirt hat, so in Göthe's Werken die Bewegungen der sittlichen Welt, die eben so ein schilderndes poetisches Talent in Anspruch nahmen, als jene politischen ein praktisches, handelndes, die einen Dichter verlangten, wie jene einen Helden. So wird die Erscheinung Göthe's lediglich aus den Erscheinungen der Zeit erklärt und alle seine Werke lassen sich folgerecht mit den verschiedenen Moden, in denen der sittliche Geist seiner Zeit gewechselt, parallelisiren. Daß ihn dabei das Glück begünstigt, wie den Napoleon, ist unverkennbar. Er fand seine Zeit gerade so, wie sie ihn und er sie brauchte und hatte keinen starken Gegner zu bekämpfen. Alle jene Richtungen der Zeit huldigten dem Spiele des Talentes und waren dem Ernst tiefer Ideen entfremdet. Die Sentimentalität, der im leeren Harnisch fortspukende Rittergeist, die Theaterwuth, die Geheim-

nißkrämerei, der Mysticismus, die Gräkomanie, Anglomanie, Gallomanie, die italienischen Reisen, der erste republikanische Rausch von Nordamerika her, das Familienwesen, die Sinnlichkeit halbnackt in der Gallomanie und aller Schaam entblößt in der Gräkomanie, alle diese Richtungen erzeugten sich im tiefen und langen Frieden seit dem siebenjährigen Kriege nur wie Spiele, um die Langeweile zu tödten, regten nirgends die innerste Tiefe des Nationalgeistes auf, konnten darum weder haften noch dauern und verdrängten sich untereinander wie sie gekommen waren. Das war grade die rechte Zeit für Göthe, und sein Talent bemeisterte sich leicht aller dieser Richtungen und er war der große Spielmeister dieser tändelnden Zeit. Als aber der Ernst zurückkehrte zunächst in jener großen philosophischen Richtung der Deutschen, dann mit Blut und Flammen im politischen Leben und zuletzt mit der Religion, deren Trost die Noth der Zeit nicht länger entbehren mochte, da war Göthe glücklich genug, seine Ernten schon gesammelt zu haben, denn seine späten Saaten fanden kein Gedeihen mehr. Er versuchte zwar sein Talent auch an dem Ernst der neuern Zeit, aber es bestand die Probe nicht. Wie sehr er bemüht war, auch der philosophischen Richtung sich zu bemeistern, indem er sie von der Seite der Natur angriff, die ihm die natürlichste war, so hat er sich doch immer mit der dritten und vierten Rolle abfinden lassen müssen. Noch weniger haben seine ästhetischen Urtheile durchdringen

können, weil sie gänzlich des Princips entbehrten. Am allerwenigsten aber mochte sich das wilde Roß der Politik vor seinen Triumphwagen spannen lassen, und seine diesfälligen Versuche haben ihn nur darum nicht blamirt, weil man bei der alten Achtung seines Namens nicht Ärgerliches daran finden wollte. Es entspricht seinem ganzen Wesen, daß er immer nur die herrschende Partei ergriff. Darum besang er den Napoleon, aber sein Lied war der Welt lange nicht mehr so wichtig, als eine bloße Zeitung. Später wieder, als die Zeiten gewechselt, sollte sein Siegslied Epimenides ein Kanon der deutschen Begeisterung werden. Aber der kleine Umstand, daß der Barde hinter und nicht vor dem Heere zog, daß er geschwiegen, wo sein Wort ein Schwert gewesen wäre, und erst zu reden anfieng, als die Schwerter schon laut genug gesprochen hatten, ließ wie billig die Herzen kalt, und die erbärmliche Steifigkeit und Ungelenksamkeit jenes Dramas zeigte ohnehin, daß es mechanisches Machwerk des Talentes, nicht organisches Leben der Begeisterung selbst war. In diesem Versuch, der über den Kreis des Talentes hinauslag, mußte dieses selbst sich fremd werden. So vermißt man in Epimenides auch das bekannte Talent des Dichters. Nach solchem Mißgeschick konnte Göthe dennoch der Lust nicht entsagen, auch den zuletzt eingetretenen religiösen Sinn der Zeit bemeistern zu wollen. Wie fremd ihm aber diese Sphäre bleibt, davon

geben die schwachen Versuche, z. B. in den Wanderjahren Zeugniß.

Überhaupt verläugnet sich die Anmuth der Götheschen Sprache in seinen spätern Hofpoesien und kritischen Schriften. Sie sind steife Paradewerke, über das Kreuz gefesselt durch die Rücksichten, die er zu nehmen hatte, und durch seine eigne Selbstschätzung, die sich nur noch auf dem hochtrabenden Pferde oder in spanischer Grandezza sehn ließ und noch auffallender wurde, wenn sie sich etwa väterlich deutsch den Schlafrock überhieng. Seit Wahrheit und Dichtung ist Alles, was man von Göthe hört, bis auf das letzte Heft von Kunst und Alterthum in einem gewissen vornehmen officiellen Kabinetstyl geschrieben. Man denkt unwillkürlich an den Musenkönig oder infallibeln Papst im Reich der Kunst. Die Erscheinung wird erklärbar, wenn man bedenkt, daß Göthe früher ein Schmetterling auf allen Blumen des Sinnen- und Herzensgenusses gewesen, später aber lebendig unter die Götter versetzt worden, worin die Aufforderung lag, alle seine Gefühle in das einzige der Ehrfurcht vor sich selbst zu concentriren.

In der Schule der modernen Poesie, welche Göthe gebildet, sind besonders die bürgerlichen, familienmäßigen Lust- und Schauspiele und die Romane cultivirt worden. In der ersten Gattung hat sich vor allen K o tz e b u e ausgezeichnet, der auch nächst Göthe der geliebteste Günstling des Publikums geworden ist. Wir können auch auf ihn ein Portrait anwenden,

das uns Platon gibt: « Aber in jammertönender, von Alter und Armuth hergenommener Reden Kunst hat doch offenbar gesiegt des Chalkedoniers Kraft. Auch im Erzürnen der Menge ist dieser Mann gewaltig und wiederum die Erzürnten bezaubernd zu kirren, wie er sagt; und im Verläumden, und auch Verläumdungen abzuwälzen, woher es irgend gehe, ist er der Erste. » Wie Kotzebue den moralischen Schmutz, so hat Iffland die Schwächlichkeit seines Jahrhunderts zu einem poetischen Wechselbalg aufgestappelt, und beiden sind in der Romanenwelt vorzüglich Lafontaine und Clauren an die Seite getreten. Der erstere hat wie Iffland seine Zeit mit einem süßlichen Milchbrei, wie ein greinendes Wickelkind stillen zu müssen geglaubt. Sie haben der lieben Natur, dem lieben Herzen, der lieben Familie alles Hohe und Große aufgeopfert. Ihre Helden sind ein memmenhaftes, weibisches Pygmäengeschlecht, Jünglinge mit Mädchenwangen und Mädcheuherzen, Männer in Schlafmützen, gut genug, die Kinder zu wiegen, aber kaum gut genug, sie zu zeugen. Aus der Noth haben sie eine Tugend gemacht und die Schwäche gepriesen, weil sie nichts Großes kannten. Kotzebue und Clauren dagegen haben nicht blos an die Schwäche, sondern auch an die Gemeinheit, das häßlichste der Laster, appellirt, und sich mit Leib und Seele dem Pöbel ergeben, gleichviel ob dem vornehmen oder zerlumpten. Mit allen geheimen Lüsten und Lastern steht die Muse dieser ästhetischen Demagogen in

einem geheimen Bunde und besticht durch die Größe ihrer Unverschämtheit und durch die Menge ihrer Mitschuldigen.

Göthe spielte mit der noch vorhandnen Unschuld des Jahrhunderts, wie sein Faust mit Gretchen, Kotzebue aber behandelte sie wie eine Kupplerin die Novize und konnte sie nur beflecken, ohne sie zu genießen. Was seiner schmutzigen Leidenschaft unerreichbar war, das riß doch sein Neid herunter.

Den sentimentalen Beschönigungen des modernen Lebens und seiner Schwächen, Mängel, Irrthümer und Laster gegenüber hat sich mit Nothwendigkeit eine ganz entgegengesetzte Gattung von Poesie bilden müssen, die wir die humoristische zu nennen pflegen. Sie hält jener sentimentalen Poesie die Waage, denn wenn jene die Bejahung des modernen Lebens ist, so ist sie die Verneinung desselben. Dort wird dieses Leben gepriesen, hier wird es beklagt und verspottet. Dort erscheint es als das einzig Natürliche und Geziemende, hier als Unnatur und Verkehrtheit.

Der Humor ist das Bewußtseyn um die irdische Unvollkommenheit und seine ästhetische Wirkung das Tragikomische. Das Tragische des Humors geht aus dem schmerzlichen Gefühl hervor, daß wir selbst mitten in der Unvollkommenheit leben, in die Schranken des Irdischen gebannt sind, selbst an den Krankheiten der Zeit leiden. Das Komische des Humors entspringt aber aus dem Gefühl, daß wir zugleich auch über dieser Unvollkommenheit und über diesen Schran-

ken stehn. Beide Gefühle wechseln oder durchdringen sich beständig und sind unzertrennlich von einander. Wir beklagen und verspotten uns zugleich, unsre Lust ist unser Schmerz.

Ist der Mensch auf der höchsten Stufe der ihm möglichen Vollkommenheit, oder ist er nur so glücklich befangen, daß er mit seinem, wenn auch beschränkten, Zustande doch vollkommen zufrieden ist, so kommt dieser Humor gar nicht zum Vorschein. Sobald aber ein Mißverhältniß zwischen des Menschen Wunsch oder Ideal und seinem wirklichen Zustand eintritt, sobald er etwas Höheres erkennt, das seine Kräfte nicht erreichen können, und sobald er eben darum das Unvollkommene seines Zustandes und seines Vermögens einsieht, so äußert sich diese Erkenntniß auch bald in der humoristischen Weise. Im Alterthum und im Mittelalter gab es in diesem Sinn noch keinen Humor, weil damals die Völker in ihrer Beschränkung zufrieden waren und über die Schranken nicht hinausblickten, weil sie ganz in der Gegenwart, nicht wie wir auch im Sehnen nach der Zukunft lebten. Man verspottete damals nur einzelne Mängel oder Laster, nie das ganze Zeitalter. Man kannte daher auch nur das Komische, nicht das Tragikomische. Je schlechter die Zeiten wurden, desto mehr regte sich der Spott, so namentlich vor und während der Reformation, aber erst in der neuen Zeit erhob sich der Humor zur tragikomischen Selbständigkeit. In dieser Art ist er unsrer Zeit ausschließlich eigen.

Darüber dürfen wir uns nicht wundern, wenn wir alle Erscheinungen dieser Zeit überblicken. Nirgends finden wir etwas Harmonisches, Zuverlässiges, Dauerndes, Vollkommenes, überall nur Zerstörung, Feindschaft, Wechsel, Mängel, Irrthümer. Die Zerrissenheit im Ganzen wiederholt sich in jedem Einzelnen. Ursprünglich war der Verstand diese zerreißende Kraft, aber eben derselbe Verstand tröstet uns auch wieder und giebt uns mitten in der Verwirrung ein stolzes Bewußtseyn. Daher wird der Humor beständig zwischen zwei Gefühlen schwebend erhalten. Er kann nie ganz in tragische Wehmuth versinken, denn im komischen Frohsinn findet er immer wieder die freie Stelle, wo er über dem beängstigenden Getümmel der Welt erhaben steht. Er kann aber auch nicht blos lachen, denn das, worüber er lacht, ist sein eigner Mangel.

Wir unterscheiden die komische Poesie, welche die Thorheiten und Laster des modernen Lebens verspottet, von der humoristischen, die dem Spott die tragische Wehmuth beigesellt. In der ersten Art haben sich eine große Menge Dichter versucht. Reinecke Fuchs und Eulenspiegel begannen den burlesken Zug in Deutschland. Sebastian Brand, Fischart und viele andere geißelten alle die Narrheiten und Frevel, die den Anfang des modernen Lebens bezeichneten. Pater Abraham a Santa Clara ist schon etwas tragikomisch; ein ernster, oft wehmüthiger Zug läßt sich in allen seinen sonst so possenhaften Grimassen nicht verkennen. Später versank man so sehr in die Anbetung des

französischen Geschmacks, daß man auch nur nach dessen Muster, besonders in satyrischen Briefen oder komischen Heldengedichten zu spotten wagte, wie Zachariä. Diesem Geschmack huldigten zum Theil auch noch Thümmel und Wieland. Dann folgte die Anglomanie und Rabener copirte den Swift, Miller, Nicolai, Schummel den Sterne und Smollet. Seit Molliere und Hollberg kamen endlich auch gute Satyren auf die Bühne, und indem die komischen Romane abnahmen, vervielfältigten sich die Lustspiele, welche Karrikaturen aller Art dem Leben entlehnten. Da indeß die Dichter selten frei genug waren, um die wahre Thorheit im wirklichen Leben zu erkennen, da sie nur allzuhäufig selbst in Thorheiten steckten, oder sich von der Mode beherrschen ließen, so war ihr Spott gewöhnlich sehr zahm, und nicht selten sogar ungerecht, wie man dies am besten bei Kotzebue erkennen kann, welcher so ziemlich der Repräsentant dieser ganzen Gattung ist. Oft wurde die unbehülfliche Ehrlichkeit vom verschmitzten Laster, oft das Unglück vom Hochmuth, oft die Größe vom Neide, oft die Unschuld vom Teufel verspottet.

Unter allen Komikern, welche das moderne Leben verspottet haben, steht Tieck oben an. Seine Satyren gegen die Thorheiten, welche die moderne Aufklärung hervorgerufen hat, greifen den Schaden bei der Wurzel an, und der Witz wird in demselben Maaße besser, als er treffender ist. Indeß sind Tieck's Lustspiele eben so wenig für die Bühne berechnet, als

sie überhaupt auf große Popularität Anspruch machen können. Ein Theil des Publikums versteht den Dichter gar nicht und der andre fühlt sich von ihm beleidigt. Die Leute sehn ihre Thorheit nicht eher ein, und lachen über ihre abgeschmackten Moden nicht eher, als bis sie dieselben abgelegt haben, und wer den Spott anticipirt, kommt übel weg.

Der freie uninteressirte Spott der Dichter steht im Allgemeinen hinter dem interessirten der wissenschaftlichen und politischen Parteien zurück, eben weil nur die wenigsten Menschen wirklich eine freie Stellung in unsrer Zeit behaupten, die meisten zu irgend einer Partei gehören. Jede Partei greift die andre auch mit den Waffen des Spottes an, und da jetzt die Politik an der Tagesordnung ist, so ist auch der politische Spott der vorherrschende. Wir besitzen sehr gute Satyren gegen unsre politischen Sünden und Gebrechen, gerade die besten aber sind dem gemeinen Verstande zu hoch, oder werden von der Censur verpönt.

Die tragikomische oder eigentliche humoristische Poesie unterscheidet sich von jenen blos komischen Spöttereien und Satyren durch die Beimischung sentimentaler Wehmuth. Hippel verband zuerst Schmerz und Spott, Weinen und Lachen. Der Heros des Humors aber war Jean Paul, der ewig einzige und unvergeßliche. Er ist neben Göthe der größte Dichter in der modernen Gattung. Jean Paul und Göthe sind die eigentlichen Dioskuren der modernen

Poesie. Beide schildern das Leben, in dem sie selber lebten, das moderne, aber nach zwei verschiednen Anschauungsweisen. Göthe liebäugelte, billigte, pries dieses Leben und faßte dasselbe in seiner Einheit als ein Ganzes auf; Jean Paul degegen sah es humoristisch halb mit Wehmuth, halb mit Spott an, und faßte es in seiner Zerrissenheit, in dem unendlichen Widerspruch auf, der durch dasselbe hindurchgeht, und der eben unsre Zeit so sehr von dem in sich sichern und befriedigten Mittelalter unterscheidet. Auch darin stimmen beide Dichter überein, daß sie so vielseitig waren und gern ihre Persönlichkeit vorwalten ließen, sich selbst gern zum Gegenstand ihrer Darstellung machten. Göthe war vielseitig, weil es das Talent ist, und stellte sich in seinen Liebhabern und Helden gern selbst dar, weil alle Virtuosen sich gern im Spiegel besehn. Jean Paul war vielseitig, weil die humoristische Weltansicht durch alles hindurchdringt, und er zeichnete gern sich selbst, weil in der Selbsterkenntniß der Schlüssel zu aller Menschenkenntniß liegt, und weil er als echter Humorist die tragikomische Doppelnatur der Außenwelt nur die seines eignen Innern wiederspiegeln sah.

Diese Doppelnatur ist das Unterscheidende bei Jean Paul. Ihr erstes Moment ist die Sensibilität, die leidende Empfindung, die wieder doppelt theils zur tragischen Wehmuth und erhabenen Klage sich steigert, theils in idyllischer Empfindsamkeit und kindlicher Rührung sich besänftigt. Hierin spricht sich ein

echt musikalisches Steigen und Fallen der Empfindung aus. Bald vernehmen wir bei Jean Paul die Klage und den tiefen Schmerz über die Schwäche der menschlichen Natur, über das irdische Elend, über das Laster und die Unnatur, besonders der verderbten geselligen Verhältnisse, und er schildert jede Art des modernen Jammers und der modernen Verruchtheit mit den lebendigsten und wahrsten Farben und mit der innigsten Empfindung. Bald geht sein heißer Schmerz in sanfte Wehmuth über und er rettet sein beleidigtes Zartgefühl in die Unschuldswelt, welche dicht an der wilden Heerstraße des Lebens noch immer ihre kleinen idyllischen Gärten baut. Er schildert unverdorbene Seelen, Kinder, reine Menschen, das Land- und Stillleben. Doch herrscht auch in diesen Schilderungen immer ein Zug entweder von Wehmuth, oder in der andern Richtung, von scherzender Ironie.

Das zweite Moment jener Doppelnatur ist der Spott, der mehr männlicher Natur sich über die Welt und den eignen Schmerz erhebt, und dieselben Mängel und Laster, die dem Dichter so wehmüthige Empfindungen aufgedrungen, mit den Waffen des Witzes thätig angreift. Auch in diesem Spott unterscheiden wir eine steigende und fallende Bewegung. Bald versteigt sich der Dichter bis zum bittersten Sarkasmus, bis zu einer auf die Knochen brennenden Satyre, bald spielt er nur mit heitrer Ironie. Jener Sarkasmus ist am häufigsten mit seinem tra-

gischen Schmerz, diese Ironie am häufigsten mit seiner idyllischen Empfindsamkeit gepaart.

Beide Momente durchdringen sich fast in allen Darstellungen Jean Pauls dergestalt, daß er oft auf derselben Seite die rührendsten Schilderungen mit den lächerlichsten wechseln läßt. Man hat ihm dies zum Vorwurf gemacht, ohne zu bedenken, daß gerade hierin die Wahrheit des Humors und seine größte Wirkung besteht. Scheidet man die Doppelnatur des Humors, so hört sein Wesen auf. Im Humor durchdringen sich die beiden Gegensätze so innig, daß die Sprache nicht einmal im Stande ist, diese innige Verbindung oder den schnellen Wechsel der Empfindungen treu genug auszudrücken.

Mit größerem Rechte macht man Jean Paul den Vorwurf, seine Darstellung sey da, wo sie doch objectiv seyn solle, zu wenig objectiv, namentlich in der Wahrheit und Haltung seiner Charaktere. Es ist nicht zu läugnen, daß mancher seiner Helden und Heldinnen, besonders die ernsthaften und rührenden oder idealisirten, und wieder besonders im Titan, zu wenig innre Wahrheit und Natürlichkeit haben, zu auffallend blos gedichteten, nicht wirklichen Wesen ähnlich sehn; aber auch hier kann man den Dichter entschuldigen. Es lag nicht in seinem Plan und nicht im Wesen seiner Poesie, Einheiten zu geben. Wo sie bei ihm vorkommen, erscheinen sie nur als äußere Rahmen für die Fülle seiner Sentiments und Witze. Diese sind die Hauptsache. Der Humor verfährt überall

analytisch, und zersetzt die gegebne Einheit des Lebens wie der Charaktere. Er dringt mit der Empfindung in die tiefsten Falten der feinsten Theile ein. Nur indem Jean Paul die äußere Haltung aufgiebt, kann er in ein psychologisches Detail eingehn, und wenn er wirklich seine Charaktere gehörig hätte abrunden und in die Anordnung seiner Romane mehr Symmetrie und Proportion bringen wollen, so würde er von seinem schönsten und reichsten Detail, von seinen Ausschweifungen und Episoden gerade das beste haben wegschneiden müssen. Überdem herrscht im Humor die subjective Ansicht durchgängig vor, und es wäre einseitig, zu den Schönheiten, welche sie darbietet, noch andre zu verlangen, welche mit ihr im Widerspruch stehn, und welche wir bei andern Dichtern suchen und finden können. Was man übrigens von der Fehlerhaftigkeit seiner allzu häufigen und gelehrten Metaphern gesagt hat, so kann man dieselbe wohl zugeben, ohne sich allzusehr daran zu stoßen. Wir würden jedem gern seine Manier verzeihen, wenn er nur ein Jean Paul wäre, und ein Fehler des Reichthums ist immer besser, als einer der Armuth.

Das Rühmlichste, was wir Jean Paul nachsagen müssen und was ihn mit den edelsten Männern der Nation in eine Reihe stellt, ist der Adel seiner Gesinnung, seine reine Tugend, und das Feuer edler Leidenschaft, der ethische Ingrimm gegen das Laster, jene erhabenen Eigenschaften des Charakters, die er vorzüglich mit Schiller getheilt hat. Auch Jean Paul

stellt wie Schiller überall die Unschuld dem Laster gegenüber, und das Recht dem Unrecht. Es ist fast kein Gebrechen der Zeit, das sein Scharfblick nicht entdeckt, vor dem sein liebevoller Sinn nicht freundlich gewarnt, oder das sein geistreicher Spott nicht treffend gegeißelt hätte. Es ist aber auch nichts Unschuldiges und Schönes, und keine Tugend dieser Zeit, die Jean Paul nicht erkannt und in rührenden Bildern zu Mustern aufgestellt hätte. Er fand an allem die lichte und die dunkle Seite heraus, und es giebt wenige Zeitgenossen, die ihre Zeit so fein beobachtet und so richtig gewürdigt haben.

Manche finden diesen liebenswürdigen Dichter zu weich und weiblich, und ärgern sich an seinen zu häufigen Rührungen. Es ist wahr, sein weiches Herz schwärmt zuweilen, und seine Empfindung leidet nicht selten an übertriebner krankhafter Reizbarkeit; doch überläßt er sich dieser süßen Melancholie nur dann, wenn er ungestört für sich empfindet, und sie weicht einer tüchtigen männlichen Erhebung sogleich, wenn ihn eine höhere Idee aufruft, zu belehren oder zu strafen. Von Natur weich geschaffen, wird er doch männlich stark durch jede fromme und sittliche Idee, und dann fehlt ihm nie die Leidenschaft der Tugend, die edle Zornesgluth und die rücksichtslose Wahrheitsliebe. Die ihm angeborne Sanftmuth aber erzeugt bei ihm eine Toleranz, wie sie in unsrer Zeit sehr selten geworden ist, jene Duldung nämlich, die ohne indifferent zu seyn, doch über alle Parteiungen hin-

weg sieht und das Gute überall anerkennt, wo es auch gefunden werden mag. In dieser Duldung kommt Jean Paul dem großen Herder am meisten gleich. Trotz seines unermeßlich reichen Witzes, mißbraucht Jean Paul diese gefährliche Waffe doch niemals, und seine Gewissenhaftigkeit ist deßfalls nicht genug zu rühmen. Er ist der friedfertigste, loyalste unter unsern Dichtern, und doch zugleich derjenige, der das unvergleichlich reichste Arsenal von Witz und Dialektik für die Polemik besaß. Von ihm, der alles hatte, um in dieser Zeit der wahre advocatus diaboli zu seyn, müssen wir sagen, er war der sanfteste und unschuldigste unter allen unsern Dichtern. Keiner hätte solch ein Teufel seyn können, und keiner war so ein frommer kindlicher Engel, wie er.

Jean Paul's Poesie war zu sehr individuell, als daß sie hätte können nachgeahmt werden. Anklänge hat man zwar überall vernommen, doch nur versuchsweise oder durch irgend eine andre ausgezeichnete Individualität glücklich modificirt. Hoffmann, dessen oben schon gedacht ist, ist ihm vielleicht am ähnlichsten, und doch wieder bedeutend von ihm verschieden. Im Allgemeinen aber ist der Humor durch Jean Paul zu weit größrem Ansehn gelangt, als früher, und wenn man ihn nur selten vorherrschen läßt, so bedient man sich doch seiner häufig als einer eigenthümlichen poetischen Farbe bei einzelnen Charakteren in Romanen und Dramen. —

Wir wollen zu den einzelnen Gattungen der Poesie übergehn, und Lyra, Epos und Drama besonders betrachten. Jede dieser Gattungen hat bei uns geherrscht, heute mehr die eine, morgen die andre; alle sind nach allen möglichen Seiten ausgebildet worden, und selbst nicht wenige einzelne Dichter haben sie alle zugleich behandelt, am universellsten unter allen übrigen Göthe. Homer war nur Epiker, Anakreon und Pindar waren nur Lyriker, Äschylos und Sophokles nur Dramatiker, unsre modernen Dichter sind aber gern und leicht alles in allem. Woher dies komme, haben wir schon oben erörtert.

Man kann in unsrer neuern Poesie einen Übergang vom Lyrischen durchs Dramatische zum Epischen unterscheiden, doch ohne dabei die Gränzen allzuscharf zu ziehn. Anfangs hat unstreitig die lyrische Poesie das Übergewicht gehabt. Die schlesische Schule, bis auf welche man zurückgehn muß, war vorzugsweise lyrisch, so nachher die Schule von Haller, Gleim, Uz, Hagedorn rc., und die von Klopstock, Voß, Stollberg rc. Dann bemächtigte sich der Deutschen die Theaterwuth, und nach dem Vorgange Lessing's begründeten Schiller und Göthe, Iffland und Kotzebue die dramatische Periode, ungefähr in derselben Weise, wie auf die Arien, Symphonien und Oratorien in der Musik die Opern, auf Bach und Händel Mozart folgte. Jetzt aber sind wir vorzugsweise episch geworden in jener Sündfluth von Romanen, welche

die schöne Literatur gänzlich unter Wasser zu setzen droht.

Dieser Übergang ist sehr natürlich. Wenn man auch nicht behaupten darf, daß er der ursprünglich nothwendige Gang sey, den die Poesie jedes Volks, oder überhaupt des menschlichen Geschlechts nehmen müsse, so ist er doch für unser Volk und unsre Zeit nothwendig geworden. Die Poesie des Menschengeschlechts hat mit einer rein epischen Symbolik begonnen, und aus dieser objectiven Weltpoesie hat sich allmählig erst die subjective Lyrik entwickelt, so wie der Mensch selbst immer freier und selbständiger geworden ist. Jene ältzste Poesie gieng aus einer harmonischen, gläubigen Weltansicht hervor, die neue Poesie der Deutschen dagegen aus einer zerrißnen, völlig disharmonischen und ungläubigen Ansicht der Dinge. Dort gieng man vom Ganzen zum Einzelnen über, und von dem Äußern zum Innern, vom objectiven All zur subjectiven Persönlichkeit. Das alte mythische Epos zerfiel in Dramen, und diese wieder in lyrische Charaktere, wie aus der Theokratie die Heldenkämpfe, und aus diesen die bürgerliche Freiheit hervorgieng. Äschylos begann den Homer ins Drama zu übersetzen, und Anakreon löste wieder die lyrischen Tiraden aus den Stücken des Euripides, wie Blüthen vom Baume los, und ließ sie als lyrische Blätter frei herumfliegen. Eben so löste sich aus dem alten Tempelbau die Statue los und trat frei und stolz in die Mitte der heiligen Hallen, wie der Mensch

in die Mitte der Schöpfung, aus deren Schooß er sich endlich losgerungen. Dies war der ursprüngliche, natürliche Gang aller menschlichen, mithin auch der poetischen Entwicklung. Die neuere Poesie nimmt aber den umgekehrten Gang. Sie ist wesentlich eine Restauration und Reorganisation aus völlig aufgelösten anarchischen Elementen. Jene älteste Poesie, immer mehr sich zertheilend, zersetzend löste sich im römischen Zeitalter endlich völlig auf und gieng in fauligte Gährung über, bis nur dürre Knochen zurückblieben und auch diese zuletzt in Staub zerfielen. Da begann im christlichen Mittelalter der erste große Reorganisationsproceß, und eine neue Poesie schlug ihr großes Blüthenauge gegen den Himmel auf. Aber auch diese Blüthe welkte wieder, trug nur eine herbe Frucht in der didaktischen, spießbürgerlichen und satyrischen Zeit kurz vor und nach der Reformation, schrumpfte vollends elend zusammen und fiel in den Koth jener großen Heerstraße, welche die Nachbarn im dreißigjährigen Kriege durch Deutschland zogen. Zum zweitenmal aber reorganisirte sich die Welt, und in dieser Periode leben wir jetzt. Bedenkt man nun, daß die neue Poesie aus einer allgemeinen Auflösung sich reorganisiren mußte, so versteht es sich von selbst, daß sie nicht wie die Urpoesie des Geschlechts von einem Ganzen ausgehend sich ins Einzelne verbreiten konnte, sondern umgekehrt vom Einzelnen in concentrischer Richtung wieder ein Ganzes suchen mußte. In einzelnen Menschen mußte wieder ein poetisches

Gefühl zu dämmern anfangen, wie im fauligen Schlamme das neue Leben in Infusorien zu dämmern beginnt, und die ersten Dichterschulen mußten sich in der Empfindung, in einem dunklen Ahnen, in einem gewissen poetischen Mesmerismus zusammenfinden, bevor sie den höhern Sinn für alles Schöne entfalten könnten, wie die orgarnisirende Natur die Oberfläche des Lebermeers, worin die Keime künftiger Schöpfungen noch chaotisch durcheinander gähren, zuerst mit der Pristhleyschen grünen Materie, mit breiweichen Wasserpflanzen und Schaaren von reizbaren und phosphorescirenden Wasserthieren bedeckt, bevor die höhern Organismen vielgestaltig an das Licht reifen. So sehn wir jene lyrischen Dichter von Opitz bis Voß, wasserreich und doch lebendig sich fühlend, und nicht wenig leuchtend in der alten Herennacht, die neue Entwicklung der Poesie beginnen. Ihnen folgen dann bald höhere, freiere, edlere Gestalten, und ein neues Paradies tritt sonnenhell aus der Nacht und über dem kalten prosaischen Gewässer hervor. Was in der Lyra zuerst sich nur gefühlt, wird frei im Drama, und ordnet sich harmonisch zum Ganzen im Epos. Es liegt etwas Rührendes in den ersten leisen Anfängen der jetzt so mächtig gewordnen Poesie, wie etwa in der gleichzeitigen und eben so raschen Entwicklung der bürgerlichen Freiheit in Nordamerika; und herzerhebend ist der Gedanke, daß wir in einer Zeit des Blühens und Frühlings, nicht des Welkens leben, daß wir aufwärts, nicht nieder steigen. Mö-

gen wir uns über die Richtung nicht täuschen, in der wir begriffen sind. Der Winter liegt hinter uns, nicht vor uns. Sendet er uns noch Aprilschauer und Maifröste, sie halten den großen Gang der Natur nicht auf. Welken die Wurzelblätter und fallen ab, die noch nicht aufgeschoßne Krone wird desto schöner sich entfalten.

Sehn wir nun von der Lyrik aus, so müssen wir derselben, zufolge des eben Gesagten, eine allgemeine Bedeutung für die Entwicklung unsrer Poesie überhaupt zuerkennen, und sie auch darnach, nicht blos nach ihrem besondern, gleichsam specifischen Werth und Gewicht beurtheilen. Wollten wir nur das letztere berücksichtigen, so würden wir die meisten ältern Lyriker als unbeholfene Anfänger beseitigen und sie den meisten neuern unbedingt nachstellen müssen. Sehn wir aber auf jene allgemeine Bedeutung, so erhalten auch die schlechtern Lyriker der ersten Periode einen Vorrang vor den meisten weit bessern der gegenwärtigen Zeit, und das Publikum ist gerecht genug, dies anzuerkennen. Es achtet noch immer einen Opitz, Flemming, Haller, sogar Gleim, Kleist, Hölty, obgleich die neueste Lyrik sie sehr weit an ästhetischem Gehalt übertrifft. Man denkt doch immer, jene Leute haben das angefangen, was diese nun leicht und glücklich fortsetzen.

Die lyrische Poesie hat nicht nur das neue goldne Zeitalter begonnen, sondern auch fortwährend darin einen vorzüglichen Rang behauptet. Ja die größten

unsrer neuern und neuesten Dichter waren zugleich Lyriker, vor allen Schiller und Göthe. Man darf behaupten, daß wir Deutsche mehr als irgend ein andres Volk von Natur schon lyrisch gestimmt sind. Man spricht immer vom deutschen Herzen. Unsre Lyrik bestätigt das Daseyn dieser überwiegenden Gemüthskraft. Schon die ältesten Denkmale der germanischen Vorzeit erwähnen unsrer Bardengesänge, im Mittelalter blühte ganz Deutschland in einem einzigen großen lyrischen Frühling, und jetzt bringt wieder jedes Jahr viele tausend Lieder. Eigentlich ist der Faden der lyrischen Poesie in Deutschland nie ganz abgerissen, wenn auch allerdings verdünnt worden. Wir waren immer Gefühlsmenschen, und Lyrik ist die erste und einfachste Sprache des Gefühls. Unsre lyrischen Gedichte sind gleichsam Zinsen eines unermeßlichen Capitals von Gutmüthigkeit und Herzlichkeit, das uns unter allen Umständen treu geblieben ist.

Lyrik ist die Poesie der Jugend, und die deutsche Jugend hat von jeher mehr als irgend eine andre geschwärmt. Das Gefühl fließt über, und es ist diesen jungen Dichtern wahrscheinlich mehr darum zu thun, zu singen, als gehört zu werden. Wie die Vögel im Frühjahr, zwitschern sie auf allen Zweigen und scheinen gar nicht zu wissen, daß ihrer so viele tausende sind und daß sie doch immer nur das alte Lied singen. Es drängt sie einmal, ihre Stimme hören zu lassen, und die meisten verstummen wieder,

wenn der Frühling des Lebens vorüber ist. Daher die ungeheure Masse von lyrischen Dichtern und die Ähnlichkeit ihrer Lieder. Warum sollten sie auch die unschuldige Freude nicht haben, blühen doch auch viele tausend Blumen nebeneinander. Wenn sie nur nicht alle auf Unsterblichkeit Anspruch machen, so kann niemand etwas dagegen haben. Im Mittelalter war es auch schon so. Auch damals sangen unzählige Dichter und über dieselben Gegenstände. Wir können die Minnesänger nicht einzeln betrachten, es war ein ganzes Volk.

Es ist noch dieselbe Gemüthskraft, die damals zum Gesange trieb, wie jetzt, nur scheint sie damals mehr der Natur vertraut und gesunder gewesen zu seyn, jetzt ist sie mehr in Reflexionen verkümmert, und oft krankhaft. Die Begeisterung wird, statt aus der Natur, oft aus Büchern geholt, sie ist oft gelehrt, erkünstelt, überfeinert. Doch im Allgemeinen schlägt immer wieder die gesunde Natur vor.

Die lyrische Poesie drückt allgemeine Stimmungen des Gefühls aus, oder Gefühle bei besondern Gelegenheiten, die sich jedoch mehr oder weniger immer auf einen herrschenden Grundton im Gemüth zurückführen lassen. Es giebt im Allgemeinen nur vier solche vorherrschende Stimmungen des Gefühls, denen auch die Hauptarten der lyrischen Gedichte entsprechen. Sie richten sich nach den Temperamenten. Die sanguinische Stimmung bringt die heitern, fröhlichen Lieder, die cholerische die trotzigen, krie-

gerischen, die melancholische die sentimentalen, sehnsüchtigen, klagenden, die phlegmatische die zufriednen, idyllischen Lieder hervor. Der Gegenstand der erstern ist vorzüglich Liebe, Lust und Wein, der zweiten Vaterland, Ehre, Freiheit, Krieg, der dritten die klagende Liebe, Tugend, Religion, der letzten die Landschaft, das Stillleben, die Familie. Der Form nach entspricht der ersten vorzüglich das gesellige Lied, der zweiten die Ode und Dithyrambe, der dritten die Elegie und der Hymnus, der vierten die poetische Erzählung, die mahlerische Schilderung.

Die sanguinischen Lieder der Lust und des frohen Genusses sind ausserordentlich zahlreich, aber sie fallen gleich den Lustspielen allzuoft ins Süßliche, Sentimentale, oder ins Gemeine, wenn ich so sagen darf, Gefräßige, oder ins Spielende bis zur Albernheit. Der eine Dichter, besonders aus der Schule Gleim's, Mathisson's, Tiedge's ꝛc. erinnert sich mitten in der Lust an irgend eine langweilige Tugend, die ihn schulmeisterlich zur Mäßigung nöthigt, oder citirt den Anakreon und Horaz und kokettirt mit einer in den Armen der Liebe oder beim Weinglas sehr pedantischen Classicität. Der andre, besonders aus der Schule von Voß, Bürger ꝛc. will den Volkston halten, und lobpreist die derbe Hausmannskost. Ein dritter endlich, besonders aus der Schule von Göthe, will zart seyn und raffinirt und moralisch dazu, und tändelt nur wie ein Castrat. Doch besitzen wir sehr vortreffliche einzelne Lieder

der Lust und des Frohsinns, die zu bekannt sind, als daß ich sie hier erwähnen sollte. Unter den neuesten Dichtern dieser Gattung haben sich Wilhelm Müller und Friedrich Rückert ehrenvoll ausgezeichnet. Der letztere besitzt ein unermeßliches Talent für den Versbau und besonders für die Harmonik desselben. Durch Alliterationen, Assonanzen und Reimen weiß er das gesammte Material der Sprache in Accorde zu fassen und in der künstlichsten Verschlingung jedem Wort eine musikalische Bedeutung zu geben. Doch sagt diese Künstlichkeit der einfachen Empfindung nicht immer zu, und eben so wenig die orientalische Fülle seiner Bilder. Er spricht mehr die spielende Phantasie, als die Empfindung an, und darum ist ihm auch die sanguinische Weise vor allen die natürlichste.

Die Liebeslieder der frohen sanguinischen Art gelingen uns Deutschen im Allgemeinen weit weniger, als den Italienern. Im Leiden und Klagen sind wir stärker, als im Besitz und Genuß. Schamhaft und genügsam wissen wir der Geliebten von fern zu huldigen, mit dem Geringsten beglückt zu scherzen, uns über die Sprödigkeit anmuthig zu trösten, aber den Besitz wissen wir nicht poetisch genug zu würzen, er macht uns gleich prosaisch. Die verschmähte und die hoffende Liebe begeistert uns, die beglückte kühlt uns ab. Erst schämen wir uns, das poetisch zu usurpiren, was nicht unser ist, dann schämen wir uns wieder, unsre Freude darüber laut werden zu lassen,

wenn es unser ist. Die Weinlieder sind in Deutschland gewiß besser, als irgend wo anders, wie wir denn auch trotz der Prahlereien einiger Fremden, noch immer die besten Trinker sind und bleiben. Aber auch in die Weinlieder hat sich ein falscher Ton namentlich durch die verschiedenen Zwecke der beim Weine sich versammelnden Gesellschaften eingeschlichen. Sie sind zu etwas verlängerten Toasten geworden. Der Freimaurer trinkt der Menschheit, der Soldat dem Kriege, der Liberale dem Vaterland und der Freiheit, der Student seinen kleinen Privilegien zu. Gemischte Gesellschaften aber haben eine gewisse Sorte von Liedern, die sie eigentlich nur beim Wasser singen sollten. Da heißt es, daß man beisammen sitze, daß man lustig trinke, daß man Bier oder Wein oder Punsch vor sich habe, daß dieselben schmecken und lustig machen, und dergleichen mehr, was sich für jeden von selbst versteht, der vor dem Glase sitzt, und lustig genug ist, überhaupt ein Lied anzustimmen.

Von dieser Art sind denn auch die Lieder, die im Allgemeinen eine freudige Stimmung ausdrücken, oder zu derselben auffordern sollen. Mit genauer Noth bezeichnen sie die leere Stelle, in welche der Dichter die Poesie hineingewünscht hat. Sie gleichen Überschriften auf Noten: Allegro, Andante etc. aber die Noten fehlen. Man ruft nach der Freude: komme doch, erscheine, steige herunter, Tochter des Himmels, sey unser Gast! oder man verkündigt sich: sie

ist da, die liebe Freude, nun sitzen wir fröhlich beisammen ꝛc.

Die cholerischen Lieder setzen eine hohe leidenschaftliche Flamme voraus, und werden selten gedichtet, wo diese Flamme nicht wirklich in des Dichters Busen lodert. Sie passen nur für exaltirte Zustände, und da man sich im gewöhnlichen Leben damit nicht sonderlich beliebt macht, so werden sie auch weniger erkünstelt. Ihr Gegenstand ist stürmische Begeisterung für Ehre, Freiheit, Vaterland und zorniges Entflammen gegen den Feind, das Laster, die Schwäche. Selten ist dieß Feuer der Leidenschaft rein persönlich, weil persönliche Leidenschaft selten poetisch ist. Meistentheils ist es eine gesellige, nationelle Begeisterung, die in diesen Liedern flammt. Unter jenen seltenen Feuerseelen, für deren persönliche Leidenschaft wir uns wegen ihrer Reinheit und Tiefe interessiren, steht unter uns Deutschen Hölderlin oben an. Der göttliche Wahnsinn dieses Dichters ist in seiner Art das Herrlichste, was die Poesie kennt.

Die jüngstvergangene Zeit der patriotischen Begeisterung hat eine große Menge Vaterlands-, Freiheits- und Kriegslieder hervorgerufen. Schon früher hatte Schiller den Grundton dazu angegeben. Körner, Arndt, Schenkendorf haben zu ihrer Zeit sehr zeitgemäß gesungen und wahre Begeisterung erweckt. Die schönsten Lieder aber waren die von Ludwig Follen, schmetternde Trompetenklänge, freudig, herrlich, voll wilder und unbändiger Schlachtenlust.

Die melancholischen Lieder drücken gewöhnlich allgemeine Stimmungen der Sehnsucht des Leidens und der Trauer aus, oder auch die Empfindungen bei besondern ernsten und traurigen Anlässen. Die wahre Melancholie entspringt in der Seele ohne allen äussern Anlaß und sucht sich selbst ihren Gegenstand. Die Jugend hat ihre melancholische Periode, und da die Jugend am meisten lyrisch ist, so sind auch die meisten lyrischen Gedichte von der melancholischen Art. Die sentimentale Naturbetrachtung und die Klagen der Liebe bilden den Hauptinhalt dieser Gedichte. Sie sind natürlich und rührend, wenn die Empfindung wahr ist, und die Gränzen nicht überschreitet. Es giebt aber auch eine Menge Lieder, worin theils eine gekünstelte Empfindsamkeit, theils eine übermäßige, feige, weibische Weinerlichkeit herrscht. So finden wir bei Matthisson, Tiedge, Kosegarten viel zu viel Reflexion, gelehrte Citate, absichtliche Zierlichkeit und viel zu genaues Ausmalen. Man sieht, daß die Dichter selbst weniger empfunden, als gedacht haben, und sie wecken daher auch weniger Empfindungen, als sinnliche Vorstellungen und Gedanken. Diese Dichter wollen aber dennoch voll tiefer Empfindung erscheinen, und übertreiben daher den Ausdruck derselben. Sie tauchen die Feder in den ewig rinnenden Thränenzuber der elegischen Wehmuth und nehmen einen gewissen winselnden Klageton an, den wir höchstens bei einer unglücklichen Louise Brachmann natürlich finden.

Zu der melancholischen Gattung müssen auch die religiösen Lieder gerechnet werden. Wir sind daran sehr reich, und viele dieser Lieder sind höchst vortrefflich, doch sind die von Novalis die innigsten. Leider aber finden wir gerade die schönsten frommen Lieder nur zerstreut in den Sammlungen weltlicher Gedichte. Die Kirche nimmt keine Notiz davon. Hier herrschen noch die alten Gesangbücher, die in einem barbarischen Zeitalter von höchst unpoetischen Theologen abgefaßt worden, oder schlechte Versificationen der Psalmen. Die wenigen guten Ausnahmen machen diesen Mißbrauch nur noch augenscheinlicher So entzieht sich denn die protestantische Kirche selbst die Mittel, wodurch sie die Seelen gewinnen könnte. Die Philosophie bot sich ihr an, sie hat sie befehdet; die Poesie bot sich ihr an, sie hat sie gleichgültig zurückgewiesen.

Die Lieder von der phlegmatischen Gattung bilden eine niederländische Schule in der Lyrik. Stillleben ist ihr Wesen und ihr Gegenstand. Zufriedenheit ist die Stimmung, aus der sie hervorgehen, die idyllische Natur, die Familie, das nüchterne Glück ihr Gegenstand, Voß, Kosegarten, der Feldprediger Schmidt mit seinen Musen und Grazien in der Mark waren die Tonangeber. Auch hier ist man nicht bei der Natur stehn geblieben, sondern hat die Alten citirt, besonders den Theokrit und Horaz. Nichts war wohl so lächerlich, als diese gelehrte Bauernhaftigkeit und bäurische Gelahrtheit.

Im vorigen Jahrhundert gab es auch eine große Menge didaktische, besonders moralische Gedichte, die jedoch in dem jetzigen sehr abgekommen sind. Sie waren niemals von poetischem Werth, wenn sie nicht wie die Lehrgedichte Schillers zugleich eine edle und große Leidenschaft und Begeisterung beurkundeten. Eben so haben jetzt die Fabeln abgenommen.

Im neuern Jahrhundert sind dagegen die Romanzen häufiger geworden. Wir sind aus der Theorie in die Erfahrung, aus dem philosophischen Gebiet ins historische übergegangen und so suchen wir auch in der Poesie lieber die Beispiele, als die Belehrungen. Unsre größten Dichter haben Romanzen gedichtet, und die Zahl der geringern Romanzendichtern ist nicht zu berechnen. Gewisse sehr beliebte Sagenstoffe sind zehn und zwanzigmal behandelt worden. Einer unsrer verdientesten Romanzendichter ist Gustav Schwab. Andre Dichter haben übrigens auch die Romanzen, wie alles, ins Gemeine hinabgezogen. Alle Thorheiten unsrer modernen Romane, fade Galanterie, matte Grausamkeit und schwächliche Resignation haben den alten Rittern und Damen in neuen Romanzen aufgebürdet werden müssen, und wir hören dabei nur das alterthümliche Versmaaß, wie das Echo von alten Burgtrümmern wiederhallen.

Die Volkslieder in besondern Mundarten, wie die von Hebel, sind nur als poetische Curiosa zu betrachten. Sie unterscheiden sich von echten alten Volks-

liedern dadurch, daß sie nicht aus dem Volk hervorgegangen, sondern demselben angedichtet worden sind. Wie sehr der Dichter sich bemüht, ein Bauer zu scheinen, er bleibt doch immer nur ein Bauer aus der Theatergarderobe. Ich kann die Begeisterung für Hebel's und ähnliche Gedichte nicht theilen, sie widern mich vielmehr grade so an, wie die Schweizerinnen und Tyrolerinnen auf Redouten. Es ist eine alberne Affectation sogenannter Naivetät darin, die sich in der Wirklichkeit ganz anders verhält. Merkt man nun gar, daß der Dichter seinen Bauern wieder den längst versauerten Milchbrei politischer Kindlichkeit einpappelt und sie gleich einem Dorfschulmeister bei der Ankunft hoher Herrschaften zum Vivat einexercirt, so geht die Illusion gänzlich verloren und man sieht statt der Natur nur ein theatralisches Machwerk, wie die Götheschen Festzüge und gewisse Wiener Vorspiele.

Wir gehn zum Drama über. Wenn der Anfang unsres poetischen Zeitalters mehr lyrische Gedichte hervorgebracht hat, und im gegenwärtigen Augenblick mehr Romane zum Vorschein kommen, so ist die Mitte zwischen beiden vorzüglich von Schauspielen ausgefüllt. Die glänzende Zeit des Dramas ist jetzt schon vorüber, wenigstens unterbrochen, dagegen erlebt jetzt der Roman sein goldnes Alter.

Es verdient bemerkt zu werden, daß die Schauspiele fast ausschließlich der neuern Periode der deutschen Poesie angehören. Das Mittelalter war groß

im Epischen und Lyrischen, von Dramen verlautet aber erst am Ende desselben ein weniges. Unter allen Musen sind die dramatischen in Deutschland am spätesten eingewandert und haben ihren ersten Einzug wie in Griechenland auf dem Thespiskarren gehalten. Alberne geistliche Festspiele und weltliche Fastnachtspossen waren die ersten ärmlichen Gaben derselben. Jene geistlichen Dramen erlangten nie die ideale Ausbildung wie in Spanien, und diese weltlichen Burlesken entstanden und verschwanden mit dem Wohlstand des dritten Standes und wurden nie, was sie in England und Italien geworden sind. Hans Sachs ließ seinem Zeitalter eine ganze dramatische Welt wie in einer magischen Laterne schnell vor den Augen vorübergehn, aber die bleichen gedrängten Gestalten verschwanden in der Nacht des Zeitalters, in deren dicker Finsterniß Jesuitismus, Orthodoxie und Hexenprocesse eine allgemeine große Tragikomödie statt aller andern aufführten.

Als Deutschland sich wieder erholte war Macht und Wohlbehagen vom Volk hinweg an die Höfe der Fürsten gezogen, und hier allein hatte man Geld und Langeweile genug, dem alterschwachen Hofnarren Melpomenen und Thalien zu Gehülfinnen zu geben. Die vornehme Welt gieng aber damals in die französisch-italienische Schule und verschrieb sich von dort das Theater mit allem Zubehör. Doch hatte sich zum Glück neben der Verzerrung des antiken Geschmacks noch ein romantisches Element erhalten, das sich vor-

züglich in der Oper eine neue Bahn brach, und das französische Lustspiel begann allmählig, lustig genug zur Natur zurückzukehren. Endlich drang die Theaterlust auch in die Städte, die noch einigen Wohlstand aus dem Mittelalter sich gerettet, oder zu neuer Blüthe sich emporgearbeitet und vorzüglich die alten Hansestädte, vor allem Hamburg, öffnete der Muse Shakespeare's den Zutritt und machte das bisher nur höfische und ausländische Drama bürgerlich und volksthümlich. Was früher schon zum Theil erstrebt worden, vollendete Lessing, den man als den Begründer der neuen deutschen Dramaturgie betrachten darf. Nicht nur, daß er als Kritiker den Geschmack sichtete, der Nation die besten fremden Muster vor Augen hielt und den Schauspieldirektionen und dem Publikum ein allmächtiges Orakel wurde, auch als Dichter selbst gab er das erste Beispiel und stimmte das deutsche Drama auf den Ton, den es seitdem behalten hat. Emilia Galotti war das erste deutsche Trauerspiel, Minna von Barnhelm das erste Lustspiel.

Seit Lessing ist durch Göthe, Schiller, Schröder, Jünger, Iffland, Kotzebue rc. das deutsche Theater zum höchsten Flor gekommen, aber auch wieder tief herabgesunken. Daher ist ein zweiter Lessing nöthig geworden, und Ludwig Tieck kämpft eben so ritterlich gegen die Entartung des Theaters, als Lessing gegen die ursprüngliche Rohheit desselben kämpft. Jede dramatische Gattung ist wieder ausgeartet, nach-

dem sie eine Zeit lang zu einer bewunderungswürdigen Blüthe gelangt war. Das Trauerspiel, das seinen Gipfelpunkt in Schiller erreicht hat, ist zur Schicksalstragödie hinabgesunken. Das Lustspiel, durch Kotzebue wenn nicht zur Vollkommenheit, doch zur höchsten Popularität gesteigert, ist wieder nach Frankreich abgeirrt und ahmet nur noch französische kleine Intriguenstücke und Vaudevilles nach. Auch die Rührspiele, früher durch Iffland zu einer wahren Nationalangelegenheit der Deutschen gemacht, haben den Weg nach Frankreich genommen und ahmen die grausamen Melodramen und Delinquentenstücke der Pariser nach. Sogar die Oper ist seit Mozart wieder verfallen und theilt alle die Gebrechen, denen alles Dramatische jetzt unterliegt. Die Tragiker suchen mit erschöpfter Kraft Originalität zu forciren; die Komiker aber, die alles, selbst ihren Ruhm leichter nehmen, begnügen sich von Alten und Fremden zu borgen, zu flicken und die guten Gedanken andrer nur ein wenig zu modernisiren. Je mehr aber der Geist aus dem Drama gewichen ist, desto unverschämter hat das Sinnliche darin sich vorgedrängt. Wie überhaupt auf den Theatern mehr die Ballette und großen Prachtopern und Schaustücke mit allem Glanz der Dekorationen und Maschinen vorherrschen, so strebt auch wieder der Dichter seinen einzelnen Producten so viel als möglich äußern Glanz zu verleihen, um ihnen den Theatereffect zu sichern.

Die Trauerspiele dürfen wir in langweilige, pompöse und gräßliche eintheilen. Langweilig sind alle die philosophischen und politischen Moralitätsstücke, worin man in wässrigen Jamben Schiller und Alfieri nachahmt. Langweilig sind auch die meisten feinen Trauerspiele, dergleichen nach Göthe's Tasso zuweilen noch einige, gleichsam ehrenthalber, producirt werden. Ihre Langweiligkeit besteht darin, daß sie untheatralisch sind, keine Handlung, nur lange Monologe und Dialoge enthalten, und zwanzigmal abgedroschene moralische Sentenzen immer wieder abdreschen. Überschwengliche Tugend und stoischer Heldenmuth ist der gewöhnliche Gegenstand dieser Trauerspiele. Aber Lessing sagt schon: «alles Stoische ist untheatralisch!» und hat Recht. Die liberale Partei sucht in Deutschland wie in Frankreich, die politischen Ideale, die sie selbst im Leben nicht verwirklichen kann, wenigstens über die Bühne schreiten zu lassen, und legt den Helden deßfalls ihr ganzes System mit allen ihren Phrasen in den Mund. So erhalten wir Helden, die eben so übermenschlich sind, als ihr System, personificirte Consequenzen, Menschen, die mehr Ideen, als Menschen sind.

Wenn sich die politische ecclesia pressa dergestalt ein wenig Luft macht, so läßt man es gern hingehn, aber wenn halbofficielle Speichellecker die Bühne wie die Zeitungen lenken wollen und ihre stets knarrende Windfahne auf den Tempel der Melpomene pflanzen, so hat man ein Recht, sich ein wenig zu ärgern.

Nichts ist verächtlicher, als ein Theaterheld, der die politischen Windbeuteleien der Wirklichkeit nachäfft. Diese selbst sind weniger verächtlich, weil die Wirklichkeit durchaus kein so liberales Land ist, als die Theaterwelt. Man sucht auf dem Theater etwas andres, und ist nicht zufrieden, wenn man dort nur wieder hört, was man am Morgen in der Zeitung gelesen.

Die pompösen Trauerspiele und romantischen Schauspiele mit Pferden, militairischen Aufzügen, überladnen Dekorationen, antiquarisch abgemessnen Trachten ꝛc., diese eigentlichen Schaustücke, wobei man nur zu schauen, nicht zu denken hat, sind vorzüglich in der Periode Napoleon's aufgekommen und entsprechen zunächst der Liebhaberei an militairischen Paraden. Jetzt werden sie durch die Liebhaberei an Walter Scott's Romanen aufrecht erhalten und der Geschmack daran schweift immer mehr aus. Schon hat man angefangen, Walter Scott selbst auf die Bühne zu bringen und wahrscheinlich wird es noch öfter geschehen. Man braucht ja nur die so reich dekorirten und drappirten Schilderungen in seinen Romanen in tableaux vivans zu verwandeln, um alle Sinne, wenn auch nicht das Herz zu befriedigen. Wo der Haushalt der Theater zu so vieler Pracht nicht hinreicht, muß das Neue und Sonderbare die Pracht ersetzen. Man befriedigt die Schaulust durch Curiositäten, durch Mädchen in Uniform, durch den Hund des Aubry, durch den Bär und Bassa, durch

den Affen Joko. Da sich die Ballette am meisten für dergleichen eignen, so herrschen sie auch ungebührlich vor und verdrängen die bessern Schauspiele. In dieser sinnlichen Richtung sinkt das Theater am tiefsten hinab und entfernt sich am weitesten von seinem eigentlichen Zweck. Es sucht entweder nur noch eine malerische Wirkung hervorzubringen, oder gar nur die Wirkung von Gauklereien, Seiltänzereien, Menagerien rc.

Die gräßlichen Schicksalsstücke haben wir schon oben beleuchtet. Sie reihen sich jenen Curiositätsstücken würdig an, indem sie die Bestialität nur in die Menschheit hinüberpflanzen. Von den eigentlichen Schicksalsstücken weichen die Delinquentenstücke, die man von Frankreich borgt, zwar in der Tendenz, aber nicht in der Wirkung ab. Sie wollen bei dem Zuschauer theils haarsträubendes Entsetzen, theils die Wollust der Grausamkeit wecken. Auch hier ist grobe Sinnlichkeit mit im Spiel. Sie schmeicheln keinem andern Sinn, als dem, welcher sich an Martern, an Hinrichtungen weidet. Gräßliche Verbrechen, und Mord aller Art ist ihr beständiger Gegenstand. Es ist auffallend, wie nach einer so sanften, süßlich milden, sentimentalen Periode sowohl die Franzosen als uns plötzlich diese Grausamkeit, dieser Blutdurst beschlichen. Offenbar hat der Haß, der in der Revolution gesäet worden, und die Gewohnheit des Kriegs diese Veränderung in den Neigungen hervorgebracht. Den Franzosen ist sie natürlicher, wir dürfen uns

vor dieser gefährlichen Wollust aber wohl in Acht nehmen.

Die Lustspiele sind in Deutschland noch gar nicht recht gediehen. Die witzigsten, und die am meisten zum lachen reizen, sind nicht für die Bühne geschrieben. Die populärsten, die auf die Bretter kommen und den lautesten Beifall finden, sind gewöhnlich etwas gemein. Nur Dichter, die wie Tieck der Bühne selbst entsagen, dürfen dem Lustspiel seine ganze unbändige Freiheit lassen, auf der Bühne selbst ist man ziemlich zahm und höflich. Tolle Possen und Satyren werden dort nicht geduldet, außer wenn sie gemein und bäurisch sind, wie Rochus Pumpernickel und der Ritter Tulipan. Geistreiche feinerere Possen mit Anwendung auf die Legion von Lächerlichkeiten in unserm öffentlichen Leben, Komödien in der Manier des Aristophanes wären etwas Unerhörtes. Man bringt nur die kleinen Thorheiten einzelner Stände und Individuen auf die Bühne, und ist ehrlich oder dumm genug, die Kleinstädter immer nur in kleinen Städten zu suchen. Auch glaubt man nicht lustig seyn zu können, wenn nicht irgend ein sentimentales liebendes Paar oder ein rührender Familienzirkel dabei ist. Die lächerlichen Personen sind gewöhnlich nur Nebenpersonen. Der Kreis, in dem sich die Intrigue dreht, ist nur ein Familienkreis. So lange man den Komiker nicht zur Hauptperson macht und jenen Kreis nicht auf das große öffentliche Leben aus-

dehnt, wird das Lustspiel stets beschränkt und kleinlich bleiben.

Die Bühne läßt uns im Wesentlichen zweierlei Gattungen von Lustspielen sehn, die sogenannten hohen und feinen und die niedern und gemeinen. Jene sind für die vornehme Welt und spielen in der vornehmen Welt. Sie sind gewöhnlich etwas langweilig und nie so gewandt und fein als die französischen derselben Gattung. Der Scherz wird hier immer durch die Rücksicht auf Höflichkeit und Etikette gemäßigt und gewöhnlich an die Bedienten, Soubretten und einige alte Karrikaturen gewiesen. Auch gestattet die deutsche Moral keine großen Freiheiten und statt liebenswürdigen Leichtsinnes sehn wir an den vornehmen Herren und Damen im Vordergrunde gewöhnlich nur steife Förmlichkeit. Von einer Freiheit, wie sie in Beaumarchais Figaro herrscht, ist bei uns gar die Rede nicht.

Weit besser sind die gemeinen Lustspiele für die gemeine Welt. Sie sind derb, oft unsittlich, aber wenigstens lustig und von rascherem Gange. Sie halten sich auch mehr an die Natur und haben ein weit reicheres Feld von Karrikaturen vor sich, als jene vornehmen Lustspiele. In dieser Gattung hat vorzüglich Kotzebue das Zwerchfell der Deutschen zu erschüttern gewußt. Merkwürdig ist bei fast allen diesen Lustspielen der Umstand, daß das Lächerliche fast immer mit dem Altmodischen identificirt wird. Es giebt wenig deutsche Lustspiele, worin nicht irgend

eine Karrikatur die altmodische Tracht, Perücke, Zopf und Haarbeutel trüge. Die Verspottung des Alten ist gewissermaßen zum System erhoben worden. Wenn man sich aber in diesem Spott gewiß schon hinlänglich erschöpft hat, thäte man besser, die Thorheiten der Gegenwart schärfer ins Auge zu fassen.

In der jüngsten Zeit ist das Lustspiel sehr herabgesunken. Kleine Stücke von einem Act, meist den Parisern abgeborgt, haben die größern einheimischen mehr als billig verdrängt. Sey es, daß man die Kürze und den Wechsel überhaupt lieb gewonnen hat, oder daß die Ballette und kleinen Opern Vor-, Zwischen- und Nachspiele nöthiger gemacht haben, man sieht auf den Bühnen unverhältnißmäßig mehr kleine Stücke, als große, und auch im Buchhandel erscheinen mehr Sammlungen kleiner Lustspiele, als einzelne große. Diese dramatischen Kleinigkeiten sind fast immer nur Fabrikwaare der Pariser und äußerst geistlos, oder wenn sie geistreich sind, so bezieht sich ihr Witz auf örtliche Verhältnisse, welche diesseits des Rheins keine Anwendung mehr finden.

Die Rührspiele können wir als besondre Gattung kaum unterscheiden, da sie größtentheils Lustspiele heißen und in den meisten eigentlichen Lustspielen auch etwas Rührendes vorkommt. Diderot führte diese rührende Manier ein und wirkte damit mehr auf die Deutschen, als auf seine eignen Landsleute. Iffland war der Heros des Rühr- und Thränenspiels, doch hat auch Kotzebue dafür das Seinige

reichlich gethan. Diese Stücke bilden eigentlich eine Mittelgattung zwischen Trauer- und Lustspielen. Sie beginnen wie ein Trauerspiel und enden wie ein Lustspiel. Der Held oder die Heldin wird eine Weile geängstigt und dann endet doch alles nach Wunsch. Früher herrschte darin mehr Empfindsamkeit und man suchte dem Publikum nur weiche Thränen zu entlocken, jetzt herrscht darin mehr Grausamkeit und man sucht durch Grausen und Schrecken und den darauf folgenden fröhlichen Ausgang lebhafte Contraste in den Empfindungen hervorzubringen. Die sanfte Rührung ist indeß hier immer besser am Platz, als der Schrecken, den man nie unnütz mißbrauchen soll. Es ist eine wahre Barbarei, erst die Grausamkeit auf den höchsten Gipfel steigen zu lassen, um sich recht an ihrer Wollust zu letzen, und dann wieder die Wollust der Gnade und Versöhnung damit abwechseln zu lassen. Man will den Genuß eines Türken und Cannibalen mit dem eines guten Christen und Menschenfreundes paaren. Bald bringt man in das rührende Melodrama einen falschen allzutragischen Ton und mißbraucht das Entsetzliche, bald bringt man in das echte Trauerspiel einen falschen allzumilden Ton und mißbraucht das Mitleid. Man scheut sich sogar nicht, die besten tragischen Stoffe deßfalls umzuarbeiten und da wo der Tod und die Strafe als nothwendiger Schluß des tragischen Ganzen eintreten soll, plötzlich Gnade und eine Hochzeit eintreten zu lassen.

Endlich müssen wir auf das Epos übergehn. Die epische Poesie ist in der Form des Romans jetzt offenbar die herrschende geworden. Das Epos in Versen erscheint dagegen nur noch als eine verkrüppelte Nachgeburt früherer Zeiten. Unsre mittelalterlichen Vorfahren waren unübertrefflich groß im Heldengedicht. Ihre Werke jedoch, so ähnlich den alten Domen, wurden lange Zeit verkannt, wie diese. Als die Deutschen wieder anfiengen, poetisch zu werden, ahmten sie nur fremde Muster nach, die Alten und die Franzosen, dann auch Italiener und Engländer. Wie in der Baukunst machte sich auch im Epos ein gewisser jesuitisch-französischer Hofgeschmack geltend, worin die heidnischen Götter und christlichen Heiligen in buntscheckigen Allegorien und neumodischen Frisuren den Triumphwagen Ludwigs des Vierzehnten und seinesgleichen ziehn mußten. Nach Deutschland wurde die epische Muse durch Voltaire verpflanzt, dessen Henriade Schönaich in eine Hermaniade übersetzte. Da die Deutschen indeß, wenn sie einmal bei fremden Mustern stehn, sich immer instinktartig die bessern wählen, so giengen unsre epischen Dichter auch bald von Voltaire auf Milton, Ariosto, Tasso, Virgil und Homer über. Klopstock borgte dem geistesverwandten Engländer die christlich-mystische Idee, und von Homer die rührende Einfalt und die äußre Form. Diese Form suchte Voß in seiner Louise noch treuer zu copiren. Sobald aber Herder wie mit einem Zauberschlag die Poesie aller Völker und die

frühere unsres eignen Volks rings um uns hergestellt und Welten über Welten entdeckt hatte, griffen die Dichter auch bald nach allen möglichen epischen Formen und ahmten sie in bunter Vermischung nach, vor allen Fouqué und Ernst Schulze.

Man kann nicht läugnen, daß unsre neuere und neueste epische Literatur an unzählichen Schönheiten überreich ist, doch besteht die ganze Ausbeute derselben durchgängig nur in solchen einzelnen Schönheiten. Ein vollkommen genügendes Ganze hat kein Dichter mehr zu Stande gebracht. Allen insgesammt schadet der Umstand, daß es Nachahmungen sind, sey es nun mehr der Sache nach, oder der Form. Man kann das Gedicht nicht mehr aus der Natur, nur wieder aus einem Gedicht entlehnen. Daher sind solche Dichter, wie nach Leonardo da Vincis Ausdrücke, die Maler, welche nicht nach der Natur, sondern nach der Manier einer Schule malen, nicht Söhne, sondern nur Enkel der Muse. Jene alten Dichter schilderten ihr Volk, ihre Zeit. Wie lächerlich ist es aber, wenn ein moderner deutscher Dichter die Muse Homer's anruft, und von seiner Leier spricht, oder in Ossian's Telyn zu greifen vorgiebt. Wie eckelhaft ist der Gedanke, daß ein Dichter, der möglicherweise so eben Kaffee getrunken hat und Tabak raucht oder schnupft, sich erdreustet, den Lesern vorzuspiegeln, er sey ganz und gar, mit Haut und Haar unter die alten Griechen oder unter die Ritter des Mittelalters gefahren. Sie würden sich schön

wundern, diese Hektor's und Achille, diese Roland's und Tancred's wenn sie sähen, wie in dem «tintenklerenden Seculum» die Mäuse in ihren Helmen nisten. Und die alten Dichter selbst, was würden sie zu ihren modernen Nebenbuhlern sagen? Sie würden glauben müssen, mit ihnen sey alle Poesie von der Erde verschwunden, wenn ihnen diese gute Erde nicht noch immer von Zeit zu Zeit einen Shakespeare oder Schiller nach Elysium nachschickte. Wenn es vielleicht nur lächerlich ist, nach einer Ilias, nach einem Orlando Furioso noch hundert und aber hundert Copien zuzuschneiden, so ist es dagegen völlig abgeschmackt, ja verderblich, willkürlich die Formen der Alten auf moderne, unpassende Gegenstände anzuwenden, oder gar die verschiedensten Formen in einen bunten Schleim durcheinander zu kneten, wie Ernst Schulze in seiner Cecilie.

Suchen wir ein echtes, vollkommenes, unsrer Zeit ganz eigenthümliches Epos, so werden wir es wohl nur im Romane finden. In frühern Zeiten erschien der Roman so zurückgedrängt und krüppelhaft, als es in der unsern das Heldengedicht ist. Der ganze Unterschied zwischen Roman und Heldengedicht ist derjenige der Zeiten und ihres Charakters. Die Helden und Schicksale der Alten ließen sich besingen, die unsrigen lassen sich nur noch beschreiben. Unstreitig übt unser alles umfassender, alles durchdringender Weltverstand den größten Einfluß, wie auf alle Erscheinungen des neuern Culturzustandes, so auch

auf die ungeheure Masse der Romane. Folgte die Poesie im griechischen Alterthum der sinnlich-plastischen Richtung, und im christlichen Mittelalter dem einen geraden starken Strome der Gemüthskraft, so folgt sie jetzt nur dem Verstande nach allen Seiten und in alle Tiefen der Weltbetrachtung. Sie geht gleichsam hinter dem Verstande her, um alles zu genießen, was er entdeckt. Sie muß sich aber demzufolge von allen alten strengen Formen loswinden, und die allerfreieste Form wählen, und diese hat sie vollkommen im Roman gefunden. Es giebt keine freiere poetische Form, als die des Romans, wie es keinen freiern poetischen Geist giebt, als den des Romans, und wie überhaupt der Geist in unsrem Zeitalter nach Freiheit strebt.

Was das griechische Alterthum dichtete, gieng gleichsam zuvor durch das Medium des Sinnlichen. Es war plastisch geformt, bevor es in das Gedicht übergieng. Was das Mittelalter dichtete, gieng durch das Medium des Gemüths, der Begeisterung und Leidenschaft. Es war gefühlt, bevor es zum Worte wurde, bevor die Himmelsgluth im Schall und Rauch des Namens sich niederschlug. Was aber wir dichten, geht durch das Medium des Verstandes, der Betrachtung, Beurtheilung und Überlegung. Das ist das Charakteristische unsrer Poesie, und ganz vorzüglich unsres Romans, in welchem diese Poesie ihre eigentliche Heimath gefunden hat. Auch das unsichtbare Wort mußte bei den Griechen den Sinnen

schmeicheln, im Mittelalter aber das Herz im tiefen Grunde bewegen, bei uns muß es dem Verstand schmeicheln. Die Griechen übersetzten die schöne Natur, das Mittelalter den Glauben, wir übersetzen unsre Wissenschaft in die Poesie. In nichts andrem besteht das Wesen unsres Romans. Die griechische Weltansicht war eine sinnliche, die mittelalterliche eine fromme, die unsrige ist eine verständige. Die Poesie hat sich immer diesen allgemeinen Weltansichten verschiedner Zeitalter angeschlossen, warum sollte es die unsrige nicht auch?

Die verständige Ansicht der Dinge ist immer eine epische, denn sie stellt sich am freiesten der Objectenwelt gegenüber. Darum sagt ihr die epische Form auch am meisten zu, und vorzüglich der Roman, weil dieser die freieste epische Form ist.

Die noch immer frisch quellende Gemüthskraft in unsrer Nation findet auch noch immer ihren unmittelbaren Ablauf in der Lyrik und im Drama. Der immer mehr alles überflügelnde Verstand reißt aber doch die meisten Dichter in die Romane fort, und wie mehrere unsrer vorzüglichsten Dichter in der Jugend Lieder gesungen, in der vollen Manneskraft Schauspiele gedichtet und bei herannahendem Alter Romane geschrieben, so zeigt sich auch in der Masse des Dichtervolks ein ähnlicher Stufengang. Die Romanschreiber nehmen reißend überhand, wie vor dreißig Jahren die Schauspieldichter, und vor sechzig Jahren die Lyriker.

Die verständige Weltbetrachtung des Romans geht von einem Standpunkt aus, der sich außerhalb des Betrachteten und über demselben befindet. Daher einerseits die reine Objectivität, die treue Spiegelung, andrerseits die Ironie des Romans.

Den Übergang von der mehr lyrischen und dramatischen Stimmung unsrer Zeit bezeichnen zwar eine Menge Romane, in denen die subjective Empfindung des Dichters noch auf lyrische Weise vorwaltet, besonders die eigentlichen Liebesromane des vorigen Jahrhunderts, der Roman ist aber fortschreitend immer objectiver geworden, und das neue Jahrhundert spiegelt in seinen Romanen weit weniger mehr das Herz in Liebesgeschichten, als den Weltgeist in den historischen Romanen. Zwischen beiden steht der psychologische und philosophische Roman in der Mitte. Er macht den Übergang von der Herzensergießung zur Zergliederung des Herzens. Er strömt nicht mehr blos Empfindungen aus, sondern er analysirt und vergleicht sie, und stellt sie ganz unter die Herrschaft des ruhig betrachtenden Verstandes. Es ist dies, wenn man ein Beispiel haben will, der Übergang von Göthe's Werther zu dessen Wahlverwandtschaften. Der psychologische Roman geht aber wieder in den philosophischen über, der den betrachtenden Verstand über die Gränzlinie der Liebe hinausführt und alle Reiche des Wissens für den poetischen Geschmack anzubauen sucht, nachdem sie vom Scharfsinn entdeckt und erobert worden. Hier geräth

der Roman ins Überschwengliche und fällt an den äußersten Gränzen der poetischen Darstellung unpoetischer Gegenstände entweder ins Wasser des Lehrgedichts, oder kehrt aus den luftigen Räumen der Philosophie auf den festen Boden der Wirklichkeit zurück, und hier findet er einen eben so freien und sichern, als unermeßlichen Spielraum in der Geschichte. Die Geschichte bereitet dem Dichter die Ideen und Begriffe der Philosophie schon auf eine poetische Weise zu. Sie verkörpert ihm die Philosophie, und wenn die Philophie im Grunde genommen nichts weiter ist, als die Abstraction von den in Natur und Geschichte gegebnen Thatsachen, so thut die Poesie sehr wohl daran, ihren Gegenstand aus der ersten Hand zu nehmen.

Wir wollen diese Hauptgattungen unsrer Romane nun nach der Reihe näher betrachten. Zuerst den eigentlichen Liebesroman, den lyrischen. Er ist der älteste, und hängt sowohl mit den lyrischen Anfängen der neuen deutschen Poesie überhaupt, als auch mit den französisch-italienischen Mustern zusammen, denen damals noch die deutschen Dichter folgten. Selbst Wieland und Göthe sind vom Einfluß des Boccaccio, Voltaire und Rousseau noch nicht frei, und der ganze Geschmack an Liebesromanen läßt sich auf einen noch ältern Ursprung im Mittelalter zurückführen. Der Tristan ist die heilige, reine Quelle des gewaltigen, nachher so trüb und breit im Sande verlaufenen Stromes.

Wir finden verschiedne Gattungen von Liebesromanen. Die Liebe wird entweder sentimental, oder schon ironisch behandelt. Im letztern Fall geht sie auch ins blos sinnliche Gebiet über. Sie ist ferner entweder heroisch, oder idyllisch. Endlich ist sie mehr romantisch an ein getrenntes und gemeiniglich unglückliches Paar oder an das Familienwesen gebunden.

Die echte heroische Liebe, wie frühere Zeiten sie in Tristan und Ysolde, Cervantes in Persiles und Sigismunde, Shakespeare in Romeo und Julie geschildert, ist zwar in Schiller's und Tieck's Schauspielen wunderbar, herrlich wieder erwacht, aber die Prosa der Romane hat sich so hoch nicht verstiegen. In den Romanen nahm die Liebe einen weinerlichen und weichlichen Ausdruck an. Schwächlichkeit war ihr Charakter, und in deren Gefolge versteckte Sinnlichkeit und kokette Dezenz und Tugend. Die Helden dieser Liebe, Werther an der Spitze, dann Siegwart und das ganze Gewimmel von liebenswürdigen Jünglingen bei Lafontaine, sie alle waren Schwächlinge, und erwecken zwar Mitleid, aber auch eine gewisse Geringschätzung. Manneswerth soll überall gelten, und nichts ist wohl eine so gute Feuerprobe für ihn, als Liebe. Jene weibischen Liebhaber erproben aber diesen Werth sehr schlecht. Sie sind ohne Kraft, und ihre Liebe selbst macht sie nur verächtlicher, weil sie ohne Ehre ist. Chateaubriand läßt einmal Chimenen zum Cid die tiefsinnigen Worte sagen: nicht eher glaub' ich, Rodrigo, daß du mich liebst,

bis du zeigst, daß du die Liebe der Ehre opfern kannst. Die Ehre ist beim Manne, was die Keuschheit beim Weibe. Beide sind die Grazie der Liebe, sie sind noch mehr. Ohne sie ist die Liebe nicht echt und wirklich, weil schwache Männer und unkeusche Weiber nur buhlen oder Liebe heucheln können. Der Heroismus der modernen Schwächlinge besteht im weibischen verächtlichen Selbstmord, wie bei Werther, oder im kläglichen Weinen, wie bei Siegwart, oder im conventionellen Entsagen, in der lauen Resignation, wie bei Lafontaine. Diese Helden nennt schon Lessing in einem Briefe an Eschenburg, wo er von Werther's Leiden spricht, «kleingroße, verächtlichschätzbare Originale.» Man kann sie nicht treffender bezeichnen.

Jeder Mann, dem das Herz auf dem rechten Flecke sitzt, wird einen gewissen Eckel und eine tiefe Verachtung nicht unterdrücken können, wenn er Liebesgeschichten dieser Art aus der Hand legt. Unter dem andern Geschlecht aber können nur unerfahrne, krankhaft sehnsüchtige Mädchen und kokette oder empfindsam tändelnde Weiber an dergleichen Liebhabern im Leben oder in Büchern Gefallen finden. Ich will nicht sagen, daß die Moral sich dagegen empören soll. Man versteht unter der Moral leider seit geraumer Zeit nur jenes Surrogat, das dieselbe kraftlose Zeit an die Stelle wahrer Sittlichkeit gesetzt hat, nur jene nergelnde Tadelsucht alter Jungfern, nur die ehrsame Scheinheiligkeit oder die naßkalte,

krötenhafte Leidenschaftslosigkeit, die alles Feuer flieht. Diese Moral wollen wir nicht zu Rathe ziehn, wohl aber die höhere, die allein echte, die jeder Zeit gelten soll, die schon heidnisch war, wie sie noch christlich seyn soll, weil sie die allein menschliche ist, den Adel der Natur, das Kraft- und Ehrgefühl in reinen Herzen. Der natürliche Seelenadel des menschlichen Geschlechts empört sich gegen jenen Mißbrauch, den man mit dem heiligen Namen der Liebe treibt, gegen die Schwächlichkeit, die sich an das Höchste wagt und zagend davor zurückbebt, gegen die Selbsttäuschung, welche sophistisch jede Kraft lähmt, jede Reinheit trübt, oder die Schwäche trügerisch zu einer Kraft aufsteift und den Schmutz für Unschuld verkauft. Wir verlangen nicht, daß die Romane jener nüchternen, zaghaften Moral in die Hand arbeiten sollen. Sie thun es leider nur zu oft, denn es erscheinen gewiß eben so viel Liebesritter in den Romanen, welche der saft- und kraftlosen Tugend, ja der bloßen gemeinen Convenienz huldigen, als andre, welchen die Natur leidenschaftliche Streiche spielt. Man ist aus Mattherzigkeit fromm oder liederlich, beides läuft auf eins hinaus. Wir verlangen aber, daß der Roman, der die Liebe zu schildern und zu preisen unternimmt, jenem Adel der menschlichen Natur huldige, in dem allein die wahre Liebe begründet ist. Ich kann den Liebeshelden nur zurufen: habt Kraft, und wieder Kraft, und noch einmal Kraft, das übrige wird sich finden. Fragt ihr, was denn

eigentlich jener Adel der Natur sey, wohlan, habt nur erst Kraft, dann werdet ihr es wissen. Führt euch alle Tugenden vor, wenn ihr jene Kraft nicht habt, seyd ihr wie Tantalus und bleibt ewig arme Sünder. Daß ihr euch mit allen Tugenden zu überladen trachtet, selbst mit denen, die der stärkste nicht alle zugleich tragen könnte, das eben beweist, wie sehr es euch an der Kraft fehlt. Nur ein Schwächling traut sich alles zu.

Man hat den Liebesromanen oft vorgeworfen, sie gäben ein böses Beispiel. Das thun sie allerdings, aber man braucht ja nicht jedes Beispiel zu befolgen. Eine natürliche, gesunde, kräftige Jugend wird von selbst vor so schmählicher Speise sich eckeln. Wer wie Werther sich erschießt, war höchstens werth, zu ersaufen. Wer Liebesbriefe aus Romanen copirt, oder überhaupt bei denselben in die Schule der Liebe geht, wer Liebe lernen muß aus Büchern, dessen Herz ist wohl schon von Natur aus papier maché und nicht aus Blut gemacht. Schlechte Beispiele werden nur von denen befolgt, die das bessere nicht befolgen würden. Wer keine natürliche Antipathie gegen das Schwächliche, Gemeine, Unklare, Lügenhafte hat, was ist an ihm zu verschlimmern? Man lasse nur jeden Frosch in den Sumpf, wohin er gehört.

Wenn die echte heroische Liebe unsern Romanschreibern fast niemals gelungen ist, so haben sie dagegen eine große Stärke in den Familiengemälden bewiesen. Für die italienische Schule zu prosaisch

und gemein, haben sie der niederländischen mit desto mehr Glück sich zugewandt. Unsre meisten Romane sind Familienromane, idyllische Gemälde des häuslichen Glücks oder Unglücks. Da man einmal die Wirklichkeit copiren will, findet man natürlich auch mehr Originale von gemeinem Familienleben, als von heroischer Liebe. Es fragt sich, ob das Unvermögen der Romanschreiber das Streben nach treuer Copie, oder ob dieses Streben jene trivialen Produkte ursprünglich erzeugt hat? Ohne Zweifel hat beides sich die Hand geboten. Allerdings können die meisten Autoren, besonders aber die dichtenden Weiber, nichts Besseres machen; doch haben auch große Dichter, wie namentlich Göthe, dieses Jagen nach Natürlichkeit zur Mode gemacht, indem sie die Natur musterhaft nachahmten. -

Unsre Familiengeschichten enthalten eine ziemliche barocke Mischung von patriarchalischem Judenthum und christlicher Romantik. Wie im alten Testament sich alles nur um die Kinder Israel in Masse, um den Samen Abrahams, Isaaks und Jakobs bewegt, so daß das Interesse für irgend eine ausgezeichnete Individualität immer unter dem für die Sippschaft untergeht, so gelten auch in unsern Familiengemälden, wie in Göthes Hermann und Dorothea, Voßens Louise, in den Romanen von Lafontaine und unzähligen andern die einzelnen Personen nur als Glieder einer Familie. Doch scheint man gefühlt zu haben, daß jenes jüdische Interesse der bloßen Fortpflanzung

und Ausbreitung ein wenig zu niedrig sey, und hat ein höheres Interesse heroischer Liebe in den Liebschaften der Kinder, oder auch im Ehebruch der Eltern damit zu verweben gesucht. So ist denn die Hauptgattung unserer Romane eine Mittelgattung zwischen Liebes- und Familienroman.

Der Familienroman macht den Übergang vom Liebesroman zum psychologischen. Vor der Hochzeit liebt man, nach der Hochzeit beobachtet man mehr. Der Roman trat förmlich aus dem Brautstand in den Ehestand über, und zugleich kam in die Liebe der große Bruch. Ein glücklicher Ehestand taugte nur für die Idylle, der Ehebruch aber desto besser für die Darstellung unzähliger psychologischer Erscheinungen, die aus dem Mißverhältniß der Pflicht und der Lust entspringen.

Im psychologischen Roman hat sich der Verstand bereits von den subjectiven lyrischen Aufwallungen frei gemacht und stellt sich die Welt der Erscheinungen ruhig betrachtend gegenüber. Wie der eigentliche Liebesroman noch dem katholischen Mittelalter verwandt ist, so gehört der psychologische schon völlig dem protestantischen Zeitalter an und fällt in den Anfang des sogenannten philosophischen Jahrhunderts. Wir haben früher gesehn, wie die Philosophie bis zu dem Wendepunkt, der mit Kant eintrat, mit Vorbereitungen und namentlich psychologischen Untersuchungen beschäftigt war. Die Engländer giengen darin den Deutschen voran, obgleich sie uns nachher weder erreichten, noch nachfolgten. Sie trieben aber

die Psychologie auf dem poetischen, wie auf dem wissenschaftlichen Gebiet, und an die Untersuchungen vom Hemsterhuis, Hume, Locke, Burke reihten sich die psychologischen Romane von Richardson, Fielding, Goldsmith, Sterne, Smollet. Die Engländer übten damals einen großen Einfluß auf die Romanenliteratur des übrigen Europa, wie jetzt durch Walter Scott. Selbst die Franzosen führten den psychologischen Roman bei sich ein, le Sage, Scarron, Diderot, und in gewißem Sinn Rousseau. Die Deutschen folgten bald thätig nach.

Der psychologische Roman, der denselben Ursprung und Weg nahm; wie später der historische, war auch in der That nur ein Vorläufer des historischen. Er schob die allgemeine philosophische Geschichte des Menschen voran, ein Jahrhundert später folgte die nationelle oder eigentliche Geschichte nach. Das Thema des psychologischen Romans war der Mensch als Individuum oder als allgemeine Abstraktion, das des historischen Romans ist der Mensch in der Gattung, in Nationen, Ständen, Örtlichkeiten und Zeitaltern.

Weil der psychologische Roman unmittelbar auf den Liebesroman folgte, spielte die Liebe darin noch eine große Rolle. Doch sie ward mehr objectiv aufgefaßt, als bisher; man verfolgte scharfsinnig und mit Feinheit ihre psychologischen Erscheinungen, mehr um ein wohlgetroffenes Bild der menschlichen Seele in ihren Schwächen und geheimen Falten zu geben,

als um das Herz daran zu entzünden. Man wollte mehr belehren als rühren, und verband moralische Zwecke damit. So die Pamela, die Clarissa, der Grandison und ihre deutschen Nachahmungen von Gellert, Hermes, Salzmann, Stilling. Die Moral verleidete jedoch bald, und wurde durch den Humor verdrängt.

In der That sind die moralisirenden Romane unter den Deutschen wie unter den Engländern nicht die besten gewesen. Die Schuld trifft wohl aber nicht die Moral, sondern nur die Dichter, denn wenn auch ein moralischer Gegenstand an und für sich noch kein poetischer ist, so ist es doch schätzbar, wenn der poetische zugleich moralisch ist. Was moralisch gut ist, kann poetisch schlecht seyn, aber wenn die Poesie unter allen möglichen Gegenständen frei zu wählen hat, so wird sie keine bessere finden, als die guten, nämlich die moralischen.

Die besten unter den psychologischen Romanen sind die rein objectiven gewesen, die uns ohne lyrischen Schwung, ohne Einmischung des Gefühls, ohne moralische Absichten und ohne Spott in ruhiger Haltung die menschliche Seele wie in einem klaren, wasserhellen Spiegel gezeigt haben. Hierin ist Ulrich Hegner sehr zu schätzen. Kein Dichter in der Welt hat darin aber unsern Göthe übertroffen, dessen Wilhelm Meister das Höchste ist, was in dieser Gattung bisher geleistet wurde. Hier ist Homerische Klarheit. Doch ist der Gegenstand eines solchen Spiegels nicht

werth. Göthe schildert den Menschen, es ist wahr, aber welchen Menschen? den Sohn einer schwächlichen und mit dieser Schwäche kokettirenden Zeit. Nie ist der Gegenstand eines Gedichts so sehr mit der poetischen Auffassung und Form in Widerspruch gewesen.

Noch bestimmter gaben Göthe's Wahlverwandtschaften dem psychologischen Roman die Richtung, die er noch jetzt verfolgt, und in welcher besonders einige dichtende Weiber sich ausgezeichnet haben. Man verweilte mit Vorliebe nur bei der Betrachtung der menschlichen Schwächen, Unarten, unnatürlichen Appetite. Früher hatte man den gesunden Zustand der Liebe geschildert, jetzt kam die Reihe an den krankhaften Zustand. An die Stelle der ehemaligen Romanheldinnen traten jene unnatürlichen Weiber, die schon durch die Romanheldinnen verdorben waren, nervenschwache, bleichsüchtige, überbildete Mädchen und kokette, über die geliebte Sünde philosophirende, wohl gar frömmelnde Weiber, in denen kein Tropfen gesundes, frisches Blut mehr übrig war. Jener lebendige silberhelle Strom, der von Tristan ausgegangen, verlief sich hier abseits in einen abgestandnen Sumpf, worin alle Jauche des großen Seelen-Klynikums zusammenfloß.

Die Romane folgten dem Gange der Krankheit. Diese zeigte sich zunächst in monströser Drüsenthätigkeit, wodurch Brust und Herz beengt, ein andres Organ aber übermäßig, ja bis zur wahnsinnigen und

versteckt desto grausamer peinigende Nymphomanie gereizt wurde. Nach überstandnem Paroxismus und erfolgter gänzlicher Ohnmacht und Lähmung griff die böse Krankheit das ganze Nervensystem an, und siehe, ein neues Wunder erschien, der Somnambulismus. So folgten auf die kitzlichen Romane voll Wahlverwandtschaften, Ehebruch die magnetischen nnd sympathetischen, worin vorzüglich Hoffmann sich einen Namen gemacht.

Auf den psychologischen Roman folgte der philosophische, wie auf die anthropologischen Untersuchungen Platner's, Mendelsohn's, Garve's, Reimarus, Abt's und andrer bis auf Kant die geschloßnen Systeme Fichte's und Schelling's und alle spätern folgten. Früher suchte man die Natur in ihren geheimsten Falten zu copiren, nachher stellte man apodiktisch irgend ein Ideal auf. Der philosophische Roman sollte dazu dienen, irgend ein System, einen Satz anschaulich und anmuthig vorzutragen. Da entstanden religiöse Romane, katholische, protestantische und pietistische, ferner moralische, politische, pädagogische, zuletzt Kunst- und Künstlerromane. Der Hauptzweck war der Vortrag eines Systems, einer bestimmten Meinung und Lehre oder rhapsodischer Phantasien über einen philosophischen Gegenstand. Dieser Zweck ward aber versteckt. Die Philosophie erschien nur sub rosa. Man legte die Gedanken, die man vortragen wollte, einer idealisirten Person in den Mund, und widerlegte die entgegengesetzten Meinun-

gen in andern Personificationen. Sie sind unter den Romanen, was die Lehrgedichte unter den Liedern. Daß sie in der neuern Zeit überhand nehmen, scheint denselben Grund zu haben, aus welchen die historischen Romane oder die romanisirten Historien in Walter Scotts Geschmack so sehr um sich greifen. Man hat sich ein wenig am Thema der Liebe erschöpft, man denkt an ernstere Dinge, die Form des Romans bietet sich aber auch dafür als sehr annehmlich dar. Die philosophischen Romane von Bauterweck, Fries und andern, meist Kantianern, leiden an einem gewissen Etwas Mangel, das ich nicht deutlicher als mit der attischen Grazie und mit den Namen Wieland und Lucian bezeichnen mag. Die theologischen Romame, z. B. Wahl und Führung, machen mit der theologischen Polemik wahrlich noch weniger Glück, als jene mit der philosophischen, und nur wenn sie, wie der famöse Sebaldus Nothanker, zugleich ein psychologisches und historisches Interesse gewähren, mögen wir sie mit Vergnügen lesen. Die politischen Romane sind etwas, das der wahren Politik und dem wahren Roman widerstrebt, denn entweder geht die Politik im Ehebett, oder die Liebe auf der Tribune unter. Die pädagogischen Romane sind interessant, wenn sie psychologisch sind. Unstreitig aber sind die ästhetischen Romane die passendsten, theils weil es fast immer nur wirkliche Dichter sind, die in dieser Form dichten, theils weil der Gegenstand, sey es nun die Kunst als solche, oder der Künstler und sein Leben

als Kunstwerk, der Dichter als Gedicht ein rein ästhetisches Interesse gewähren müssen. Von dieser Art sind Heinse's Romane und Tieck's Novellen das ausgezeichnetste. Vollendet wurde der philosophische Roman nur durch Tieck. Seine Novellen sind im Romantischen, was Platon's Dialoge im Antiken waren.

Die wichtigsten und zahlreichsten neuesten Romane sind historische; da wir indeß über die herrschende historische Richtung schon oben ausführlich gesprochen, wollen wir hier nur noch einen Blick auf die äußre Form der Romane werfen. Es ist auffallend, daß auch hier wie bei den Lustspielen, kurz bei allem, was unterhalten soll, die kürzeste Waare und der schnellste Wechsel am beliebtesten ist. Die größern Romane nehmen bereits ab, und die Sammlungen kleiner Erzählungen und Novellen unverhältnißmäßig zu. Die dreißig Taschenbücher, die vielen Morgen-, Abend-, Mittag- und Mitternachtsblätter rc. reichen bei weitem nicht hin, diese Baggatellen jährlich aufzunehmen; es erscheinen noch insbesondre viele hundert einzelne oder gesammelte Novellen. Hier ist fast alles Fabrikarbeit, und immer wird das Alte, Längstbekannte wieder aufgewärmt. Es geht diesen Erzählungen wie den lyrischen Gedichten. Ihrer großen Menge und ihres alltäglichen abgedroschnen Inhalts wegen werden sie eben so schnell vergessen, als gelesen.

Den Taschenbüchern insbesondre müssen wir zum Schluß noch einige Aufmerksamkeit widmen. So klein sie sind, sind sie doch nicht unbedeutend, denn ihre Zahl ersetzt die Größe, und das Publikum hegt sie als Lieblinge. Sie und die belletristischen Tag- und Wochenblätter sind es vorzüglich, die den Geschmack verderben und das Publikum an ein ewiges Essen ohne Verdauung, an das Übermaaß von Lektüre gewöhnen, die keinen Eindruck zurückläßt, und den Sinn für alles Hohe und Geistreiche, das einige Anstrengung kostet, abstumpfen. Diese kleine periodische Literatur bewährt in Gehalt und Masse, daß sie mehr auf einen ausgeweideten Magen, als auf das kleine Herz berechnet ist. Man sollte lesen, nämlich Blumen, aber man frißt, nämlich Gras. Das System, nach welchem für das deutsche Publikum von spekulativen Buchhändlern, denen die Dichter nur im Schweiß ihres Angesichts dienen, die Poesie präparirt wird, läuft auf eine allgemeine Stallfütterung hinaus. Ich habe ein schönes Kapital, spricht der kluge Bauer, von dessen Zinsen ich gar reich werde, einen kapitalen, fetten, wampigen nnd überaus hungrigen Ochsen auf der Mastung daheim; für den sind Blumen eine zarte, schwache Speise, er muß ein derbes Fuder Heu haben. Unschuldige Kinder, die ihr feiner-Sinn mit den wenigen bunten Kelchen und Sternen, die noch auf der Wiese gedeihen, ein heiteres Spiel treiben läßt, werden billig ausgelacht. Ein Bund Heu wiegt ja die Blumen auf im Zent-

ner wie im Bauche. So steht das geduldige Vieh angekettet, vor ihm ein frischer Heuberg von der Leipziger Messe, hinter ihm ein Mist- und Makulaturberg, und es frißt und widerkäuet in einem fort.

Armes, mißbrauchtes Publikum, und dennoch bist du weniger zu bedauern, als die leibeignen Poeten, denen in einem so verarmten Zeitalter auch das zarte Geschlecht der Weiber bei der rohen Arbeit beistehn muß, zur thierischen Stumpfheit oder zur Ohnmacht, oder zur Verrücktheit abgeschwächt von dem heißen Sonnenstich des schattenlos herrschenden Phöbus. Da der lebendige Organismus aller Lebensverhältnisse sich allmählig in ein mechanisches Rechenexempel aufgelöst hat, und der gemeine Geldwucher selbst in der Politik, dem Brennpunkt des thätigen Lebens, herrschend geworden, so darf man sich kaum wundern, daß auch das sinnige, poetische Leben jenem Wuchergeist dienstbar wird. Gleichwie die holländische Compagnie das uralte mythische Land Ostindien in Besitz genommen, um von dort aus, statt des alten Käse- und Spitzenhandels, seine Gewürzkrämerei zu treiben, so hat eine andre Compagnie den alten deutschen Dichterwald an sich gebracht, sofort niedergeschlagen und eine ungeheure Fabrik daraus zusammengezimmert. Wie nun in einer Tabaksfabrik die Herren cassiren, während die Arbeiter säen, pflanzen, schneiden, baizen, trocknen und Packete füllen, und das Publikum Millionen leichte und leere Meerschaumköpfe hinhält, um sie zu stopfen und mit Ge-

nuß und Lob zu rauchen, so sitzen in der großen belletristischen Fabrik die Verleger zwischen ihren Goldsäcken, und die unglücklichen Poeten müssen um das Tagelohn arbeiten.

Kritik.

Wir werfen den Blick zuletzt auf die kritische Literatur, deren zunehmende Masse uns in Erstaunen setzt und uns hinlänglich darthut, welchen Einfluß sie auf das Ganze der Literatur behauptet. Die echte Kritik hat ein eben so nothwendiges als edles Geschäft zu verwalten. Wie das Denken durch Überlegen, so wird die Literatur durch Kritik fortgepflanzt. Jedes neue Buch begründet das Recht seines Daseyns nur auf die Kritik seiner Vorgänger. Am Faden der Kritik wächst und reift ein Geschlecht über das andre hinaus, und es wird in Einem fort mit der einen Hand gestritten, mit der andern gebaut, wie am Tempel zu Jerusalem.

Die Kritik ist, sofern sie einzelne Wissenschaften betrifft, auch ein integrirender Theil der Literatur derselben. Darüber hinaus aber sind kritische Überblicke über die gesammte Literatur nothwendig geworden, und dies Bedürfniß hat sich an das der literarischen Anzeigen überhaupt auf die natürlichste Weise

angeschlossen. Man wollte wissen, was ist in der Literatur erschienen, und welchen Werth hat es? und so knüpften sich die Recensionen an die Buchhändleranzeigen, und wie die Bücher periodisch erschienen, so wurden sie auch periodisch besprochen, die kritische Literatur wurde wesentlich eine periodische.

Die periodische Form und die ausschließliche Rücksicht auf das Neue bedingen dieser Literatur sogleich eine gewisse Einseitigkeit. Sie wird dadurch von dem wahren kritischen Interesse entfernt und einem merkantilischen Preis gegeben. Eine Menge neuer Werke sind gar keiner Kritik werth, aber sie müssen angezeigt werden, weil sie einmal in den Buchläden stehn. Ein gutes Werk wird zufällig schlecht recensirt oder gar übergangen, und ist einmal der Zeitpunkt vorbei, ist es nicht mehr neu, so denkt man nicht mehr daran. Die Menge und Wichtigkeit der auf diese Art vergessnen oder falsch beurtheilten Werke ist so groß, daß Jean Paul mit vollem Recht eine Literaturzeitung für Restanten vorschlagen konnte, die ausschließlich literarischen Rettungen in Lessing's Manier gewidmet werden müßte. Man sollte in der That einmal einsehn, daß die Kritik kein bloßer Jahrmarkt seyn darf, wo man im Gedränge der Gegenwart sich überschreit, um seine Waare anzupreisen und andre zu verdrängen. Mit Hülfe der Bestechung, der Mode oder des Zufalls gewinnt oft ein nichtswürdiges Buch in zehn Blättern ein glänzendes Lob

und eben so oft wird ein vortreffliches verkannt, beschimpft und vergessen. Was verjährt ist, fällt außer dem Cours; aber die Kritik kann doch an das ephemere Interesse nicht gebunden seyn? In den Tagblättern herrscht überdem die Mode auf eine tyrannische Weise. Die Kritik, die von einem festen Punkte aus alle Bewegungen der Literatur prüfen sollte, wird selbst in die Richtungen derselben fortgerissen, denn es ist dasselbe Interesse, was die Bücher, wie die Recensionen in der Lesewelt verbreitet und für beide Käufer sucht.

Die Recensiranstalten selbst sind öfters nur entweder Ehrenthalber oder des Gewinns wegen gegründet, und in beiden Fällen wird fabrikmäßig recensirt. Die Universitäten geben ihre Zeitschriften sehr oft nur heraus, um nicht den Vorwurf der Unthätigkeit und Obscurität zu leiden, und man füllt die Blätter ex officio, so gut es gehn mag. Die meisten andern Zeitschriften sind Unternehmungen von Buchhändlern, auf Gewinn berechnet, und hier sitzen die Recensenten förmlich wie Fabrikarbeiter und schaffen ihr Pensum. Dieses handwerksmäßige Kritisiren bringt denn jene ungeheure Menge von Recensionen hervor, die niemand übersehn kann. Überall sind dergleichen Fabriken angelegt, und von einer Mehrzahl hungriger Magen und seichter Köpfe besorgt, die in den Tag hinein schreiben, was schon im nächsten Jahr kein Mensch mehr lesen mag.

Im Allgemeinen scheiden sich die kritischen Zeitschriften in gelehrte und belletristische, und die gelehrten wieder nach besondern wissenschaftlichen Fächern in theologische, medicinische, pädagogische, juridische rc. Der im Anfang dieses Buchs berührte Unterschied der Gelehrten und Naturalisten herrscht in der kritischen Literatur noch auffallend vor, und gerade hier ist er am schädlichsten. In der Kritik wenigstens sollte der Geist der Nation sich selbständig über die innern Unterschiede und Spaltungen in der Bildung und den Meinungen erheben. Hier sollten den Laien die Resultate der Wissenschaft, und den Stubengelehrten das Leben und die Poesie vermittelt werden. Die Kritik sollte alles für alle würdigen. Dazu ist ihr eine selbständige Literatur angewiesen. In ihr, wie in einem großen Spiegel sollte die Nation sich selbst betrachten und in einem klaren Überblick alle Wirkungen ihres Geistes kennen und schätzen lernen. Freilich fehlt uns noch das Publikum, das sich für alles interessiren könnte; der Gelehrte hier, die ästhetische Dame dort haben das dritte Element noch nicht gefunden, in dem sie sich verständigen könnten. Wer von der galanten Welt mag die gelehrten Noten in den Literaturzeitungen; und wer von den Gelehrten mag das ästhetelnde Geklatsch in den belletristischen Blättern lesen? Aber es sollte eben eine höhere, nationelle Kritik geben, die weder jene Noten für den blos Gelehrten, noch dieses Geklatsch für bloße Weiber und Stutzer, sondern eine

be-
au-
das
Tag-
fran-
kunfte
sollte,
gerissen,
wie
für

ent-
ge-
re-
Schriften
Un-
füllt
Die
von
sitzen
schaf-
sisiren
Nationen
der-
Mehrzahl
wie in
Jahr

Im Allgemeinen scheiden sich die kritischen Zeitschriften in gelehrte und belletristische, und die gelehrten wieder nach besondern wissenschaftlichen Fächern in theologische, medicinische, pädagogische, juridische ꝛc. Der im Anfang dieses Buchs berührte Unterschied der Gelehrten und Naturalisten herrscht in der kritischen Literatur noch auffallend vor, und gerade hier ist er am schädlichsten. In der Kritik wenigstens sollte der Geist der Nation sich selbständig über die innern Unterschiede und Spaltungen in der Bildung und den Meinungen erheben. Hier sollten den Laien die Resultate der Wissenschaft, und den Stubengelehrten das Leben und die Poesie vermittelt werden. Die Kritik sollte alles für alle würdigen. Dazu ist ihr eine selbständige Literatur angewiesen. In ihr, wie in einem großen Spiegel sollte die Nation sich selbst betrachten und in einem klaren Überblick alle Wirkungen ihres Geistes kennen und schätzen lernen. Freilich fehlt uns noch das Publikum, das sich für alles interessiren könnte; der Gelehrte hier, die ästhetische Dame dort haben das dritte Element noch nicht gefunden, in dem sie sich verständigen könnten. Wer von der galanten Welt mag die gelehrten Noten in den Literaturzeitungen; und wer von den Gelehrten mag das ästhetelnde Geklatsch in den belletristischen Blättern lesen? Aber es sollte eben eine höhere, nationelle Kritik geben, die weder jene Noten für den blos Gelehrten, noch dieses Geklatsch für bloße Weiber und Stutzer, sondern eine

populäre Würdigung aller aus der Nation hervorgegangner und für sie bedeutsamer Geisteswerke gewährte. Dadurch könnte das Publikum, das noch fehlt, geschaffen werden, und ohne Zweifel wird der strenge Gegensatz von Gelehrten und Naturalisten sich einst in die Einheit eines allgemeinen nationellen Publikums so gut auflösen, wie dieß bereits in Frankreich und England der Fall ist. Sichtbar herrscht auch bei uns ein Bedürfniß, zu einer gemeinschaftlichen, nationellen Bildung zu gelangen und alle nationellen Erscheinungen zu begreifen.

Neben dem Gegensatz zwischen Gelehrten und Naturalisten herrschen in unsrer kritischen Literatur noch alle die Gegensätze zwischen einseitigen Parteien. Es giebt ausschließliche Journale für die Katholiken und Protestanten, und wieder für die diesen untergeordneten abweichenden Parteien, für verschiedene Schulen in der Medicin rc. Sie sind der Tummelplatz der Polemik.

Die Polemik besteht entweder zwischen Parteien, oder nur zwischen Personen, und leider ist fast alle Polemik in Deutschland persönlich. Man kann sich nur zu wenig von der Persönlichkeit losreissen, und verwechselt sie beständig mit der Sache. In der neuesten Zeit, wo alles in Gährung ist, wo so viele Meinungen durcheinanderrasen, ist die Polemik natürlich zur höchsten Blüthe gekommen. Die Händel aller Zeiten wiederholen sich in der unsern, in allen

Zweigen der Literatur wird gestritten und jedes neue Jahr bringt mit einer neuen Ansicht neue Fehden mit.

Durch die Polemik haben die Schriftsteller selbst zu ihrer Herabwürdigung vor dem Publikum das Meiste beigetragen. Nicht nur die Masse der Streitigkeiten, auch der Haß der Streitenden hat zugenommen. Es giebt keine Absurdität, keine Dummheit oder Schlechtigkeit, welche Gelehrte nicht, ich will nicht sagen, begangen, aber doch sich öffentlich vorgeworfen hätten. Auf die Laien mußte dieß freilich verderblich wirken, es mußte die Wissenschaft in ihren Augen herabsetzen, denn die Würde ist so unzertrennlich von der Wissenschaft, daß, wenn jene verletzt wird, diese selbst und ihre Bekenner es entgelten müssen. Der Schatten, den ein Gelehrter auf den andern warf, ist auf ihn selbst und auf den ganzen Stand zurückgefallen, ja noch mehr, die Wissenschaften selbst sind dem rohen Haufen verdächtig geworden, weil er urtheilen mußte: alle diese Perfidie kommt von den Büchern her. Jede Wissenschaft ist anständig, wenn auch der eine Gelehrte nur diese, der andre nur jene als die höchste achtet, und die Würde der Wissenschaft soll auf ihre Bekenner nicht minder einfließen, als die Würde des Göttlichen auf die Priester. Ein grober, verläumderischer Gelehrter ist so verächtlich, als ein unwürdiger Priester.

Das Tadeln entspringt nicht immer blos aus der Parteiung, sondern oft auch aus einem ökonomischen Interesse der Recensiranstalt. Man liest viel lieber

eine tadelnde, als eine lobende Recension, deswegen ist kritisiren und tadeln beinahe gleichbedeutend geworden. Bedächte mancher gekränkte Autor, daß er nur darum getadelt worden, weil das Journal Tadel nöthig hatte, so würde sein Gemüth sich leicht wieder trösten und abkühlen. Die meisten Recensenten würden recht gern loben, wenn sie einen Vortheil davon hätten, aber sie müssen tadeln, witzeln, den Leser zum Lachen reizen, und das Tadeln wird ihnen auch weit leichter; jeder Narr kann einen Teufel oder ein Thier an die Wand malen, nur keinen Engel. Die kritischen Journale müssen, sofern sie mehr auf Leser und Effect, als auf die Wahrheit berechnet sind, mehr einen komischen, als einen ernsten Eindruck erzielen. Der Leser will von Neuigkeiten mehr unterhalten, von Antiquitäten mehr belehrt seyn. Lob gewährt ihm nur in seltenen Fällen Unterhaltung, vorzüglich wenn er den Gegenstand desselben schon kennt und liebt; Tadel ergötzt ihn aber auch am unbekannten Gegenstande. Überdem stellt das Lob den Leser selbst auf einen niedern, der Tadel auf einen höhern Standpunkt, jenes demüthigt, dieser schmeichelt dem Leser.

Nichts ist so mißlich und schwierig, als eine gute Recension, und doch hält man nichts für leichter, als zu recensiren. Möchte es immerhin Spottvögel geben, die aus angeborner Lust den Nebenmenschen durchhecheln, aber daß auch ganz friedsame Geister, denen es wohl nie eingefallen wäre, sich kritisch zu

überheben, zu kritischen Hunden, zum Bellen und Beissen abgerichtet werden, ist eine Schande.

Es wird aber doch auch viel bei uns gelobt, und eben so unverschämt, als getadelt wird. Die Anhänger einer Partei loben sich unter einander, die Schüler den Meister, die Clienten den Mäcen und umgekehrt. Die meisten lobenden Recensionen gehn aber aus dem Interesse der Buchhändler und oft der Autoren selbst hervor. Hier waltet Eigennutz, Klikenwesen, Gevatterschaft und jede Triebfeder, die auch im bürgerlichen Leben den Stümper oft zu Ehren bringt.

Noch besitzen wir keine Geschichte der deutschen Gelehrtenkriege, und ob sie gleich kein Ehrendenkmal seyn dürfte, wäre sie doch lehrreich. Da man über alles schreibt, wird man auch wohl eine Geschichte der Polemik nicht vergessen. Ich will sie hier nur in ihren Hauptmomenten kürzlich skizziren. Sie beginnt mit den dogmatischen Fehden der Mönche, Scholastiker und Sektirer im Mittelalter, und in Bezug auf Geschmack mit dem berühmten Krieg auf der Wartburg. Ihr goldnes Zeitalter erlebte sie in der Reformation, dieß war die Blüthenzeit der Polemik, und aus allen Winkeln und über ganz Deutschland wucherten die Disteln und Dornen. Damals begann die Polemik auch schon ins politische Gebiet hinüber zu spielen, hörte damit aber auch auf, eigentliche Gelehrtensache zu seyn. Die theologische Polemik hat bis auf die heutige Stunde ununterbrochen

fortgedauert. Katholiken und Protestanten stritten immerfort, Anfangs auch die Lutheraner und Reformirten, dann wütheten die Orthodoxen gegen die doppelte Neuerung einerseits der Philosophie und des Rationalismus seit Thomasius und Wolf, andrerseits des Pietismus seit Philipp Spener. Der Kampf der Protestanten gegen die Katholiken entzündete sich vorzüglich in den frühern Fehden gegen die Jesuiten, besonders um die Zeit, da dieser Orden aufgelöst, und um die Zeit, da er wieder hergestellt wurde. Die Heerführer der Protestanten sind neuerdings Voß, Paulus, Krug, Tzschirner, der Katholiken Görres, Haller, Sägler ꝛc. Der Kampf der Theologen gegen die Rationalisten und Naturalisten wurde fortgesetzt gegen Lessing, Reimarus, Nicolai, Barth, Fichte ꝛc. Als Pietisten wurden besonders Zinzendorf, Lavater, Stilling, als mystische Schwärmer Gaßner, Hohenlohe angegriffen. In der Philosophie haben sich alle Schulen angefeindet, besonders aber haben Fichte und Schelling den heftigsten Streit mit den neuern Kantianern gehabt. In den Naturwissenschaften erregte vorzüglich der Magnetismus wilde Fehden, ferner Gall's Schädellehre, die Homöopathie ꝛc. In antiquarischen Wissenschaften sind die Fehden zwischen Klotz und Lessing, Voß und Creuzer die berühmtesten geworden. In der Pädagogik hat Basedow, Pestalozzi und später die Turnkunst die meisten Gegner gefunden. Endlich im Kunstgebiet sind Gottsched, Lessing, die Brüder Schlegel, und neuer-

dings Tieck die stärksten Polemiker gewesen, nicht zu gedenken der Klopffechtereien in der allgemeinen deutschen Bibliothek, ferner eines Kotzebue und Müllner.

Die trefflichsten polemischen Schriften, wahre Kunstwerke, sind von Lessing, Fichte, Schelling, Görres, den Brüdern Schlegel und Tieck; die derbsten von Godsched, Klotz, Voß, Kotzebue, Merkel, Müllner.

Der allgemeinste Fehler der deutschen Kritik ist die Kleinigkeitskrämerei in Rücksicht sowohl auf Sachen als auf Personen. Jeder Kritiker sollte immer die Nachwelt vor Augen haben, immer nur das schreiben, was auch der Nachwelt von Interesse seyn könnte. Die meisten scheinen es aber zu fühlen, daß sie gleich Eintagsfliegen nur bis zum Sonnenuntergang leben, darum stechen und beißen sie sich lustig herum, so lange sie können. Die Gelehrten nagen in ihren Kritiken auf eine gar erbärmliche Weise an den Buchstaben herum, und die Belletristen nicht viel besser.

Die häufigsten Recensionen sind die schlechtesten, nämlich die, welche nur einzelne Stellen eines Werks aus dem Zusammenhang des Ganzen reißen und sofort mit einer witzigen Lauge oder mit widerlegenden Citaten begießen. Das Erste trifft gewöhnlich belletristische, das Zweite gelehrte Werke. Selten wird der Geist eines Werks aufgefaßt und charakterisirt, desto öfter werden einzelne ganz unbedeutende Irrthümer oder Sprachfehler, ja sogar Druckfehler gerügt. Dies kommt daher, daß nur wenige Recensenten ein

Buch in seinem Zusammenhange verstehn, oder nur lesen, denn die meisten begnügen sich mit einem blo߬en Durchblättern. Dieser Kleinigkeitsgeist gefällt sich vorzüglich auch in Persönlichkeiten. Statt unbefangen das Buch zu betrachten, stellt man sich lieber den Autor vor, und macht ihn mit oder ohne Grund lächerlich. Aber nicht nur Bücher, sondern auch Kunstwerke und namentlich Sänger und Schauspieler werden auf diese jämmerliche Weise kritisirt. Man kann unter hundert Kritikern immer darauf rechnen, daß neunundneunzig sich blos mit Einzelheiten statt mit dem Ganzen, und blos mit Persönlichkeiten, statt mit der Sache befassen. Deßfalls ist namentlich unsere Theaterkritik das Schändlichste und Elendeste unsrer Literatur, oder, wie Tieck sagt, ihr Auskehricht.

Was soll am Ende aus unsrer kritischen Literatur, was soll aus der unermeßlichen Menge von Journalen werden? Man gehe auf eins der Museen, wo sie in einiger Vollständigkeit seit dreißig und mehr Jahren in großen Bibliotheken zusammengehäuft liegen und muthe einem Enkel zu, alle das Zeug zu lesen.

Es scheint, als ob hier das Heil nur von einer auserlesenen Gesellschaft gelehrter und genialer Männer zu erwarten wäre, die sich für den Zweck einer bessern Kritik verbinden, und durch ihre gehaltvollen, umfassenden und einigen Arbeiten der kritischen Fabrikation und polemischen Buschklepperei ein er-

wünschtes Ende machen sollten. Man kann sich deßfalls ein Ideal ausmalen, aber ob es in unsrer Zeit realisirt werden dürfte, muß bezweifelt werden. Es giebt zwar geniale Kritiker genug und einzelne vortreffliche Kritiken finden sich in gelehrten und belletristischen Journalen überall zerstreut. Die Kräfte wären da, aber die Vereinigung derselben ist nicht möglich. Hier stehn sich die Parteiansichten allzuschroff entgegen. Wo Einheit herrschen soll, kann immer nur eine Partei herrschen, und dieser werden sich die entgegengesetzten Parteien mit allen ihren Kräften entziehn. Die herrschende Partei kann durch ihren großen Anhang unterstützt zwar die höchste Autorität usurpiren, aber diese wird von den unterdrückten Parteien nie anerkannt und die Opposition derselben wird in dem Maaß heftiger werden, als jene anmaßender wird.

Wie aber, wenn eine solche kritische Gesellschaft ohne eignen Zweck sich einem fremden, etwa politischen Zweck hingäbe, und durch einen gewissen politischen Nachdruck sich das Monopol der Kritik zu verschaffen wüßte? Liegt der Gedanke zu fern, daß ein philosophischer und wissenschaftlicher Jesuitismus entstehn könnte, der unter veränderten Umständen für den politischen Absolutismus werden wollte, was der religiöse für den kirchlichen gewesen? daß an die Stelle des geregelten Fanatismus ein geregelter Sophismus treten könnte, daß alle Mittel der Dialektik aufgeboten werden könnten, wie einst alle Mittel der

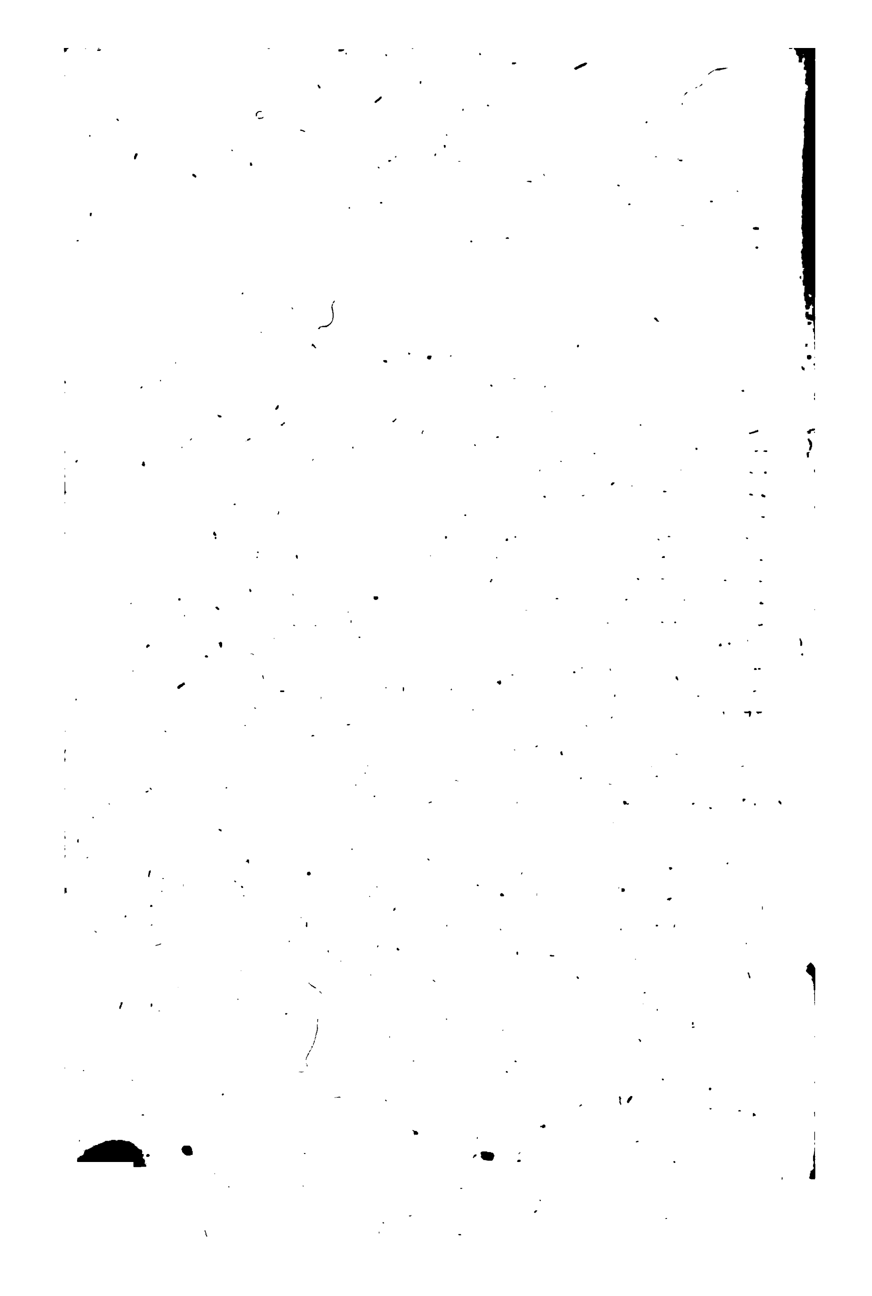
Schwärmerei aufgeboten wurden, daß die sogenannte Vernunft zu dem gemißbraucht werden könnte, wozu einst die Unvernunft und der Aberglaube gebraucht wurden? Sollte der immer älter und klüger werdende Despotismus nicht ein neues Ministerium der Kritik errichten oder das Arrondirungswesen ins Geisterreich hinüberspielen, und nach Erlassung eines gnädigen Besitzergreifungspatentes die administrativen Behörden darin niedersetzen? Manche haben es neuerdings gefürchtet, aber eine wirkliche Gefahr droht nicht eher, als bis alle Pressen Regale werden, und es wäre mehr als hypochondrisch, auch dies noch befürchten zu wollen.

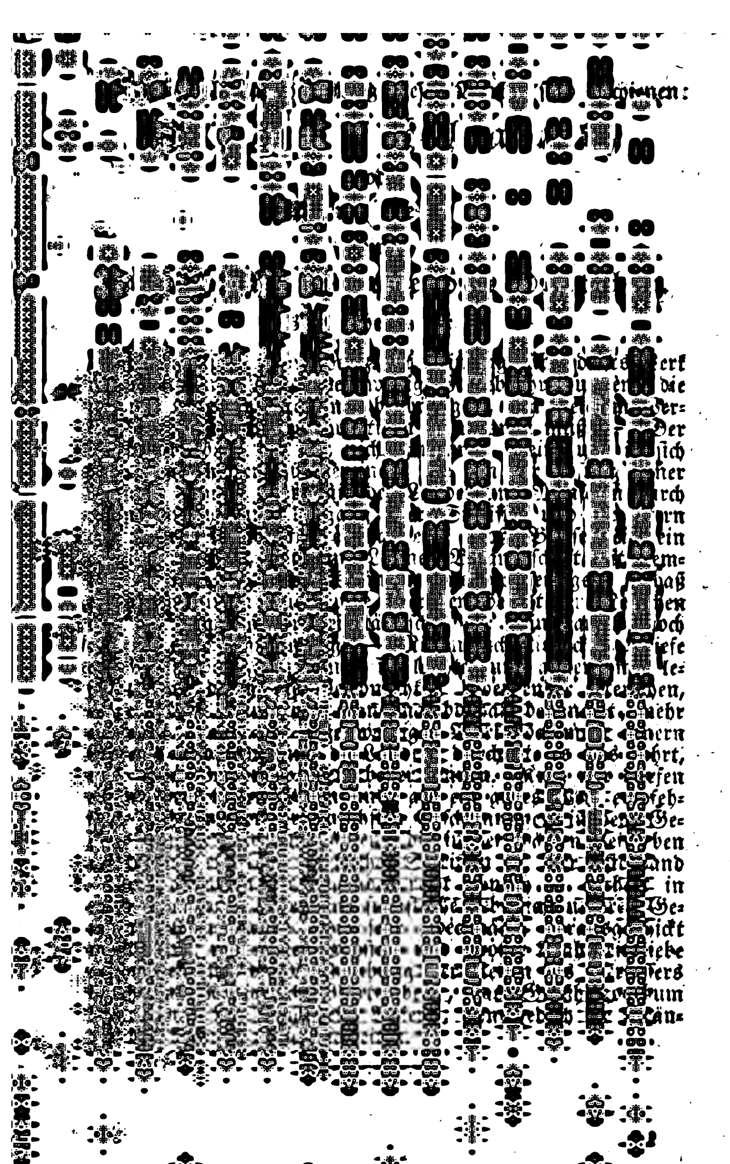
Druckfehler.

S. 12 Z. 15 von oben lies Mikrokosmus statt Mokrokosmus
— 13 — 13 von oben l. durch st. auch
— 15 — 7 von oben l. eine st. einer
— 30 — 15 von oben l. des Bekannten st. das Bekannte,
— 38 — 15 von oben l. beruhte st. beruht
— 48 — 11 von oben l. nie st. wie
— 64 — 14 von oben l. vor st. von
— 73 — 2 von oben l. zwingen st. erzwingen
— 94 — 3 von oben l. unter dem Romantischen st. das Romantische
— 114 — 3 von unten l. beengenden st. bewegenden
— 145 — 12 von oben l. ausführen st. aufführen
— 163 — 2 von unten l. eigenthümlicher st. eigenthümliche
— 195 — 15 von oben l. zum st. und
— 212 — 1 von oben vor das Resultat setze ein :
— — — 13 von unten hinter Anwendung setze ein ,
— 221 — 12 von unten l. , dem ein st. dem, ein
— 246 — 7 von oben l. konnten st. könnten
— — — — — — organisirende st. orgarnisirende
— 251 — 8 von oben l. Reime st. Reimen
— 259 — 2 von unten l. kämpfte st. kämpft
— 278 — 14 von oben l. schwächlicher st. schmählicher
— 281 — 2 von oben l. von st. vom
— 285 — 10 von oben l. Bouterwek st. Bauterwek

Nachtrag zu den Druckfehlern im ersten Theil.

S. 19 Z. 6 von unten l. giebt st. gibt
— 22 — 7 von oben l. Innerlichkeit st. Innerkeit
— 24 — 4 von oben l. Maaß st. Maß
— 53 — 6 von oben l. Diesem st. Diesen
— — — 6 von unren l. Pedanterei st. Pedanterle
— 74 — 12 von oben l. Lesern st. Leser
— 110 — 5 von oben del. auch
— 147 — 13 von unten l. bilden st. führen
— 191 — 11 von oben l. kritische st. kritischer
— 235 — 11 von unten l. den st. dem





Geschichte
des
Krieges auf der pyrenäischen Halbinsel unter Napoleon.

Mit einem
vorangehenden politischen und militärischen Gemälde
der kriegführenden Mächte
von

General Foy,

herausgegeben von der

Frau Gräfin Foy.

Aus dem Französischen.

4 Bände gr. 12. broschirt.

Napoleons Feldzug in Spanien läßt sich keinem andern Kriege dieses großen Genie's vergleichen. Hier konnte weder überlegenes Feldherrntalent, noch überlegene Menge siegen, es war ein Kampf für vermeintliche Freiheit und Religion gegen Unterdrückung und Unrecht. Daher umfaßt das Werk nicht allein die militärischen Operationen, sondern es schildert auch mit dem lebhaftesten Kolorit, und mit der Kraft und der Beredsamkeit, welche Europa an dem edlen, genialen Foy ehrfurchtsvoll bewunderte, den Geist, welcher die kriegführenden Nationen beseelte, den Schauplatz des Krieges und die Anstrengungen der Factionen. Mit jener Unabhängigkeit, welche den Namen des Verfassers dieses Werkes allen Freunden der Wahrheit und der Freiheit werth und theuer macht, wird von dem Weltenherrscher beurtheilt, unter dessen Fahnen sich Foy den Lorbeer um die Heldenstirne wand. Über den Verfasser selbst fügen wir nichts hinzu — das französische Volk hat seine Apotheose gefeiert, die Mitwelt hat gerichtet, die Nachwelt wird das Urtheil bestätigen.

Der Papst und der Harlekin,

oder

Briefwechsel Clemens XIV. mit Carl Bertinazzi.

Aus dem Französischen. gr. 12. brosch.

Im Jahr 1720 befanden sich in einem Kloster in Rimini zwei Knaben, die sich zu inniger Freundschaft verbanden. Der eine war der Sohn eines Landmanns aus der Gegend von St. Angelo in Vado; der andere das Kind eines Domainen=Verwalters des Königs von Sardinien. Diese zwei Zöglinge gaben sich gegenseitig das Versprechen, niemals, was auch immer für ein Schicksal den einen oder den andern treffen würde, mehr denn zwei Jahre vorübergehn zu lassen, ohne sich gegenseitig zu schreiben oder zu besuchen. Und beide haben Wort gehalten.

Der eine von diesen Knaben, Namens Lorenz Ganganelli wurde Professor der Philosophie in Pesaro, Franziskanermönch, (öffentlicher) Lehrer, geistlicher Rath, sofort Cardinal, und zuletzt, unter dem Namen Clemens XIV., Papst. Der andere, Carl Bertinazzi, hielt sich nach seines Vaters Tod in Frankreich auf; und, bekannter unter dem Namen Carlin, ward er einer der besten (Possenreißer) Komiker des italienischen Lustspiels.

Den Briefwechsel dieser beiden Männer übergeben wir hiermit dem Publikum.

Zum besseren Verständniß des Lesers muß man in Erinnerung bringen, daß dieß derselbe Clemens XIV. der Vorgänger Pius VI. war, welcher im Jahr 1773, aufgefordert von allen europäischen Fürsten, die zum bourbonischen Hause gehörten, die Auflösung der Jesuiten aussprach, und nachher von denselben vergiftet ward.

Geheime Denkwürdigkeiten

über

Napoleon und den Hof der Tuilerien

in den Jahren 1799 bis 1804.

Von

Thibaudeau,

Mitglied des Staatsraths jener Zeit.

gr. 8. broschirt.

Unter allen bisher erschienenen Schriften, welche eine Charakteristik Napoleons und seiner Regierung bezwecken,